Deutsche
Volksbilder und Naturansichten
aus dem Harze.

Deutsche
Volksbilder und Naturansichten
aus dem Harze.

Von

J. G. Kohl.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Seinem

hochverehrten Gönner und Freunde

dem Herrn Obersten

F. von Stoltzenberg

auf

Sögeln bei Osnabrück

widmet diese Blätter

zur Erinnerung an gemeinsam verlebte schöne Tage und als ein geringes Zeichen seiner aufrichtigen Ergebenheit

der Verfasser.

Vorrede.

Daß die hier dargebotenen und an den uns Allen von Jugend auf werthen Harz gerichteten Blätter nichts weiter enthalten als der Erinnerung und Unterhaltung gewidmete Bilder und Skizzen, wird der Leser bald wahrnehmen. Die Farben zu diesen Gemälden wurden mir zum großen Theil von den Eingeborenen und Kennern des Landes selbst mitgetheilt, und ich habe weiter kein Verdienst dabei, als sie mit Eifer benutzt und zu Gemälden verarbeitet und abgerundet zu haben. Unter den Freunden und Bewohnern des Harzes, die mir durch ihren Rath, so wie durch Belehrung besonders hülfreich waren, erlaube ich mir dankbar zu nennen die auch durch ihre trefflichen wissenschaftlichen Schriften über den Harz bekannten Herren W. Trenkner in Grund, G. A. Leibrock und

Schuldirector Meyer in Blankenburg, so wie ganz insbesondere auch Herrn Professor G. Heyse in Aschersleben, welcher Letztere mir gestattete, während der Ausarbeitung meiner Skizzen, von Bremen aus seine in Aschersleben aufgestellte, an alten und neuen Schriften über den Harz überaus reiche Bibliothek zu benutzen. Auch füge ich diesem Danke noch den Wunsch hinzu, daß die Leser sich von dieser Schrift im Allgemeinen angesprochen fühlen und daß sie die Schwächen derselben und die vermuthlich eingeschlichenen Versehen und Fehler nachsichtig beurtheilen mögen.

Bremen, im Januar 1866.

Der Verfasser.

Ueber unsere Freude an den Bergen und Thälern.

Als ich, um meine kleinen Wanderungen in denjenigen Bergen und Thälern, aus denen ich hier einige Mittheilungen zu machen gedenke, zu beginnen, an einem sehr trüben und äußerst neblichen Juni-Morgen vor einem der schönen waldigen Gebirgsthore, welches sich aus der Norddeutschen Ebene erhebt, und einen Haupteingang zu den innern Gebirgslandschaften des Harzes darstellt, in der freundlichen Wirthsstube hinter meinem Frühstückstische saß und betrübt, ja fast muthlos auf das mit Wolken ganz verhangene Felsenportal und auf die vom Regen und vom windigen Wetter fast zerstörte und verunstaltete Scene hinblickte, da öffnete sich rasch die Thür meines Zimmers, und mit dem Jubelausrufe: „O, wunderschön! Ach, wunderschön!“ trat schnell ein alter Herr mit ergrautem Haar herein, der einer ebenso hochbejahrten würdigen Matrone die Hand reichte, und sie — indem er ihr den nassen Mantel behutsam abnahm und den triefenden Regenschirm sorgfältig bei Seite stellte — zum Sopha führte.

„Ach! ja herrlich! herrlich! o wunderschön!" erwiederte sie ihm — obgleich sie dazu ein wenig zitterte und fröstelte — mit freundlichem und beifälligem Lächeln; und beide ergingen sich dann, indem sie auch mich ganz eifrig ins Gespräch zogen, in lebhaften und enthusiastischen Lobeserhebungen dessen, was sie so eben auf ihrem feuchten Morgenspaziergange erlebt und geschaut hätten.

Sie erzählten mir, sie wären am Abend zuvor aus einer großen Stadt der Norddeutschen Ebene, die sie mir nannten, hier am Rande des Gebirges angelangt, und hätten dann der Versuchung nicht widerstehen können, trotz des bösen Wetters noch vor dem Kaffee einen kleinen Blick hinter die Coulissen zu thun, und sie hätten schon das Bißchen, was ihnen der Nebel zu sehen gestattet, entzückend — „wunderschön!" — gefunden.

Ich schämte mich damals diesem liebenswürdigen und obwohl durchnäßten, doch so heiter gestimmten alten Paare gegenüber meines Mißmuths und ging nun selber rasch durch Regen und Wind ins Gebirge hinein, wofür mich auch bald eine Aufhellung des grauen Himmels, und eine Reihenfolge schöner Reisetage belohnte. Wohin ich kam, fand ich die Thäler gefüllt mit Menschen, die nicht weniger erregt und befriedigt waren als meine beiden gemüthlichen Alten, und überall fand ich mich in munterer, reiselustiger und für die Natur der Gebirge schwärmender Gesellschaft. Truppweise — Männer und Frauen und Jugend — trabten sie die rauhen

Bergpfade ins Thal hinab, oder klommen mühselig — und doch geduldig, und doch unter lustigen Gesprächen — an einem Abhange zu einem Gipfel hinauf. Laut bezeugten sie ihr Entzücken. Und ihr Gesang und ihr frohlockender Beifall scholl in den Wald hinaus.

An einigen Hauptpunkten des Gebirges waren die Versammlungen so groß wie auf den Marktplätzen unserer Städte, und die meisten hatten Haupt und Brust mit Eichenlaubkränzen und Blumen, ja oft ganz phantastisch mit colossalen Blüthenzweigen und großen schwankenden Farrenkrautblättern geschmückt. Theils hatten sie diese Kinder der Flora selber irgendwo geraubt, theils saßen in den Winkeln und Verstecken der Thäler kleine Kranzbinderinnen, welche, wie sie es auf dem Lido von Venedig thun, diesen Naturschmuck darboten und an die Vorübergehenden vertheilten.

Da alle Leute in ihrer freudigen Stimmung durchaus nichts Feindseliges oder Abstoßendes offenbarten, vielmehr sich einander offenen Sinnes und zutraulich begegneten, da sie jeden, den sie trafen, vornehm oder gering, inmitten der schönen Schöpfung, gleichsam als einen Genossen und Schicksalsgefährten zu betrachten schienen, so wurde man leicht in Gespräche, in Bekanntschaften und in fast freundschaftliche Berührungen gebracht, wenn es auch nur für das halbe Stündchen war, welches man nöthig hatte, um sich mitsammen eines herrlichen Punktes zu freuen, oder eine seltene Blume ausspüren zu helfen.

Einmal fand ich mich — ich weiß selbst nicht recht

wie — mit einem Trupp von funfzig solcher bekränzter Personen verwickelt und verbündet und wanderte mit ihnen einen halben Tag lang desselbigen Weges. Sie erzählten mir, daß sie Handwerker aus einem — ich habe vergessen welchem — Orte der Mark seien, daß sie schon oft so Vieles von den Schönheiten der Berge und Thäler gehört, aber jetzt zum ersten Male in ihrem Leben wirklich in Persona hineingekommen seien. Erst die Eisenbahn hätte ihnen die Gelegenheit dazu verschafft und auch jetzt hätten sie den Termin eines einzigen freien Tages einzuhalten, und könnten nur einen ganz kleinen und kurzen Streifzug ins Gebirge ausführen. Sie thaten es, wie ich bemerkte, mit der schönsten Laune, und versicherten mich, das Andenken an diesen Jubeltag würde noch lange bei ihnen vorhalten müssen.

Wie diese aus der Mark, so gab es weiterhin noch andere Partieen aus Hannover, aus Hamburg, aus Berlin und aus vielen anderen Städten und Ländern des nördlichen Deutschlands. Und wenn es einmal in einem Thale ganz urplötzlich wie mit Mollen zu regnen anfing und man sich dann zum Schutz unter einen Felsen stellte, so hörte man bald um sich her sämmtliche Dialekte des lieben Deutschlands zischeln, und auch zuweilen noch einige fremdartige Sprachen dazu. Denn der Regen hatte alle in der Nachbarschaft verstreuten Wanderer wie verschiedenartiges Gerölle fortgeschwemmt, und sie in dieselbe Grotte in den buntesten Reisecostümen zusammengeführt.

In der That, seit Göthe in seinem Faust die Auferstehung der Stadtbürger aus ihren Mauern und finstern Gassen und ihr lustiges Tummeln und Treiben in den Dörfern vor dem Thore bewunderte und beschrieb, haben sich in Folge unserer vermehrten Verkehrsmittel, welche die Pforten der Welt in allen Richtungen so weit aufgethan haben, nicht nur die Gebiete der Geschäfte und Arbeiten unserer städtischen Bevölkerungen, sondern auch die Kreise ihrer Freuden, ihrer Lustreisen und ihres Naturgenusses außerordentlich ausgedehnt. Immer weiter greifen diese Kreise in die schönen Gebirgslandschaften hinaus, je billiger die Preise des Dampfschiff- und Eisenbahn-Transportes werden, und es werden immer mehr Klassen in diese heilsame Bewegung hineingezogen. Jedes Jahr häufiger sieht man Leute, die früher kaum daran dachten, die nächste Nähe ihres Heimathsortes zu verlassen, in entlegene „Paradiese“ hinauswandern, sich in dem Freudentempel der Natur ergehen, und Geist und Phantasie an dem belehrenden Anblick ungewohnter Scenen erfrischen.

Als ich in Treseburg, einem kleinen reizenden, auf Wiesen in der Mitte eines Bergkranzes gebetteten Dorfe des Bodethales, anlangte, bedauerten die freundlichen Bewohner, daß ich mich nicht ein wenig früher eingefunden habe, „denn so eben seien 500 frische Jünglinge, Turner aus dem Braunschweigischen, die diesen Ort besucht hätten, mit Sang und Klang, in einer muntern hübschen Procession mit flatternden Fahnen weiter ins

Gebirge hineingezogen." Am vorigen Sonntag, so sagte man mir in demselben Dorfe, hätten die Eisenbahnen nicht weniger als 1300 Gäste aus Magdeburg zu diesem Fleck geführt, und am nächsten Sonntag, so setzte man hinzu, erwarte man aus Berlin eine noch größere Anzahl, für welche bereits Quartier bestellt worden sei. Ein großer in aller Welt berühmter Eisenfabrikant habe nämlich jedem seiner Arbeiter ein Freibillet für die Berlin-Thaler Bahnstrecke geschenkt, und habe sie auf zwei Tage hinausgelassen zu „einem Freudentage in den Bergen."

Gleiches begegnete mir und ähnliche Dinge erzählte man mir bei meiner Weiterreise auch auf anderen Stationen. Als ich den Ravensberg, einen hohen Gipfel am Südrande des Harzes, erreichte, fand ich die daselbst einsam wohnenden Leute eifrigst damit beschäftigt, ihren Berg aufs beste herauszuputzen. Sie hatten dazu Hülfe aus den benachbarten Thälern requirirt und schmückten das Haus mit langen Laubgewinden, richteten Bänke und Tische auf dem frei ausschauenden Platze vor dem Hause her, und putzten die alte Kanone, die da für das Berg-Echo lag. Es sei, sagten sie mir, für die Pastöre und Kirchenvorsteher aus dem Eichsfelde und aus der Goldenen Aue, und aus vielen Dörfern und Städten der Landschaften, die ich da vor mir liegen sähe. Diese Herren wollten hier auf dem Berge einen großen Kirchen-Convent abhalten. Ehemals hätten sie solche Zusammenkünfte bald in dieser, bald in jener ihrer kleinen, finstern,

alten und engen Städte gefeiert. Seit einigen Jahren aber haben sie es schöner gefunden, irgend einen der nicht zu weit entlegenen Harzberge zu ihrem Sammelplatze zu wählen, den Ernst der Geschäfte mit frohem Naturgenuß zu mischen, und dabei, von der reinen Bergluft inspirirt, dem lieben Gott und der Menschheit vielleicht um so fröhlicher zu dienen.

Auch die zuweilen weit verzweigten Familien der Länder umher, so erzählte man mir wiederum anderswo, hielten jetzt oft ihre jährlichen Familien-Congresse auf der Victorshöhe oder unter der malerischen Ruine des Schlosses Hohenstein, oder auf einer andern hochgelegenen Harz-Station ab. Es sei dies bei einigen schon fast zur festen Gewohnheit geworden. Wenn sie eine Berathung beabsichtigen, so correspondiren sie mit einander, verabreden eine Zeit, bestimmen einen der schönen Punkte und treffen sich dann da aus Süden und Norden, um ihr Wiedersehen mit einer Naturfeier in den Bergen zu verbinden.

Aber wie unvergleichlich lebhaft und allgemein ist in der Neuzeit auch die Betheiligung der fröhlichen Jugend an der Naturfreude und Schwärmereien in den Bergen geworden!

Die Musensöhne des benachbarten Göttingen waren freilich schon seit lange Freunde und Besucher des Harzes. Auch ist daselbst bereits ein Mal in alten Zeiten eine Gesellschaft ganz junger Naturfreunde, kühner und besonders bevorzugter Gymnasiasten aus Halberstadt er-

schienen, über deren Gebirgsreise als über ein sehr denkwürdiges Ereigniß man vor hundert Jahren ein eigenes Buch gedruckt hat. Jetzt aber senden manche in den Norddeutschen Ebenen blühende Schulen ihre Zöglinge zu gewissen Zeiten des Jahres so regelmäßig wie die Hirten ihre Schäfchen zu den Höhen der Bergwiesen. Die Wegweiser und Gebirgsführer des Harzes haben ihre regelmäßigen Kundschaften unter diesen Schulen. Der eine pflegt diese, der andere jene zu geleiten. Sie wissen genau, wann Herr Blochmann in Dresden, der Vorsteher eines weltberühmten Erziehungs-Instituts, seine Ferien giebt, seine Deutschen, Russischen, Amerikanischen und Spanischen Zöglinge ins Freie entläßt, und mit ihnen seine große Harztour macht, sie wissen, wann die Jenenser Gymnasiasten oder die Schüler von Schulpforta kommen. Bei mehren Schulen haben die weisen Directoren des Instituts eine jährlich wiederkehrende Bergreise ihrer Schüler eben so in den Schulplan aufgenommen, wie andere Lectionen und sie haben ihre bestimmten Zeiten, wo sie ihre Zöglinge, mit Steinhammer und Pflanzenbüchsen behangen, ins Gebirge führen. Natürlich sind fast alle diese jungen Leute Schriftsteller und Maler, halten Abends im Nachtquartier fleißig Buch über ihre Erlebnisse und Anschauungen in den Bergen, und verfertigen zahlreiche Reise- und Harzbeschreibungen, die nachher als ihre Jugend-Producte in Familien-Archiven aufbewahrt werden.

Die Umwälzung in unserm Chaussee- und Wegebau,

die allgemeine Beschleunigung der Bewegung, in Folge dessen ehemals entlegene Berge uns gleichsam ganz nahe vor die Thür gebracht sind, haben aber in Verbindung mit der überall zunehmenden Lust und Freude an der Natur nicht nur die Trupps der flüchtigen Reisenden und Besucher vermehrt, sie haben auch noch andere merkwürdige Veränderungen herbeigeführt.

„Gar manche wohlhabende Familien der großen Städte Norddeutschlands", sagt Prof. Bernhard Cotta in seinem bekannten Werke über den geologischen Bau des Bodens Deutschlands, „wählen einen der Harz-Gebirgs-Orte zu ihrem Sommeraufenthalte." Sie ziehen jetzt so regelmäßig Jahr aus Jahr ein auf die wald- und kräuterreichen Höhen, wie sonst nur die Sennhirten. In Thale, in Blankenburg, in Wernigerode und in andern hübschen Bergorten haben sie ihre Villen oder Vorwerke gebaut, die sie früher nur vor den Thoren ihrer Stadt haben konnten, und man findet am Rande des Harzes, funfzig Meilen weit vom Winterlager, Berliner, Hamburger und auch Bremer Suburbanums, die nun fast mit derselben Bequemlichkeit und mit weit größerer Lust benutzt werden, als ehemals die in den Vorstädten.

Die, welche sich solche kleine Bergschlösser nicht bauen können, haben sich anderweitig Freunde und Verbindungen in diesem oder jenem kleinen Harzorte verschafft, bei denen sie sich während der Sommerferien einnisten, um Bergluft zu athmen und in die Thäler hinab zu schauen, und bei vielen sind diese Sommerferien in den Bergen die

Hauptfreudenzeit während des Jahres, der sie schon mit Lust während des Winters gedenken.

Manche vielbesuchte Gebirgsorte des Harzes sind in Folge dessen von ihren Bewohnern, armen Köhlern und Waldleuten, äußerst gefällig herausgeputzt, und sehen nun freundlichen und eleganten Badeorten ähnlich. Sogar die einsamen Prediger- und Försterwohnungen, die am Rande des Brockenfeldes, oder sonst in den höheren Regionen verstreut liegen, haben desgleichen für den Zweck des Naturgenusses angeknüpfte Connexionen in Rostock in Mecklenburg, oder sonst wo am Ufer des Baltischen Meeres und erwarten von daher zu gewissen Zeiten diese oder jene ihnen bekannte Familie, die ihre Invaliden zu ihnen führt, um sie in der frischen Bergluft an Geist und Herz erstarken zu lassen.

Wie in einer Gemäldegallerie die verschiedenen Schulen, Meister und Bilder ihre besonderen Bewunderer haben, so hat auch im Gebirge bald diese, bald jene Höhe oder Scene ihre eigenen Liebhaber gefunden. Auf dem Gipfel einer sehr schönen Bergspitze mit einer reizenden Aussicht, erzählte man mir, daß dort ein gewisser alter Herr aus dem Norden, den man mir nannte, schon seit langer Zeit jedes Jahr erscheine, sich daselbst für einige Tage niederlasse, an der Aussicht erfreue und dann befriedigt wieder abreise bis zum nächsten Jahre, wo er wiederkehre. Mehr oder weniger hat jeder Punkt solche treue Freunde, die an ihn gewöhnt sind und die gerade ihn über alle anderen preisen und lieben.

Ein so eifriges Leben und Treiben — noch viel bunter, als ich es hier in der Kürze habe schildern können — hat die in der Neuzeit in allen Herzen so merkwürdig wachgewordene Freude an der Natur und an ihren Schöpfungen in den Thälern und Bergen ins Leben gerufen, in diesen wilden Bergen, von denen noch vor kaum hundert Jahren ein berühmter Harzschriftsteller, der Freiherr von Rohr, sagte, „daß sie dem Fremden so rauh und furchtbar vorkämen, daß alle Reisende ihnen gern aus dem Wege gingen.“

Ich brauche nicht zu sagen, daß das Bild, welches ich von der heutigen Villegiatur, den schwärmerischen Lustreisen im Harze entwarf, sich in ähnlicher Weise auch in unseren anderen schönen deutschen Berglandschaften wiederholt, im Riesengebirge, im Thüringer- und im Schwarzwalde und auch in unsern herrlichen Alpen. Allüberall in diesen und anderen Gebirgsgegenden hat man in der Neuzeit am Fuße der Höhen und in den Thälern Sommerpaläste gebaut, überall hat man auf den Spitzen der Vorgebirge Rotunden, Bellavistas und geschmackvolle Tempel errichtet, jeden Rastplatz mit einer Hütte gemüthlich und wohnlich gemacht, um den Bedürfnissen dieses so allgemein gewordenen Naturcultus zu begegnen.

Jeder schöne Ort hat sich in ein Netz von reizenden „Philosophengängen“ und Bergpfaden eingesponnen, die so schattig und still sind, wie sie weder den Peripathetikern in Athen, noch auch Voltaire in seinem Ferney

geboten wurden, und die auch alle zu sehr sehenswerthen Zielen führen. Ja man hat sogar Chausseen und andere große Werke nicht etwa für wichtige commerzielle oder militärische Zwecke, sondern blos zum Frommen der Reisenden und der für die Gebirgsromantik schwärmenden Naturfreunde angelegt. Viele unserer neuerdings geschaffenen schönen Bergstraßen kann man kaum mehr als „Heer- oder Handelsstraßen" bezeichnen; man muß von ihnen sagen, daß sie Lust- und Freudenwege sind, denn die Saumroßtreiber, der Kaufmann, die militärischen Transporte verschwinden in den Karavanen der sogenannten Touristen als unbedeutende Elemente.

In den Alpen wetteifern jetzt diese Touristen an Kühnheit sogar mit den Gemsjägern und den Schatzgräbern. Sie erklimmen die schwierigsten Bergspitzen, nicht aus Gewinnlust, nicht etwa eines großen wissenschaftlichen Zweckes, einer Entdeckung halber, oder um Gold- und Silbergruben aufzuspüren, sondern nur aus einem unwiderstehlichen Naturdrange, des Romantischen und Pittoresken wegen, bloß um neue Aussichten zu gewinnen und um ihre Schaulust zu befriedigen. Von dieser Lust gespornt, überwinden sie so große Schwierigkeiten, wie ein alter spanischer Conquistador bei der Entdeckung eines neuen Landes. Der wissenschaftliche Saussure erwarb sich zwar das Verdienst der ersten Ersteigung des Montblanc, ein Gemsjäger das der ersten Betretung der Jungfrau. Aber unseren heutigen Touristen und Naturfreunden, namentlich den Mitgliedern der in England und anderswo eigens für

diesen Zweck gestifteten Clubs verdanken wir die Erklimmung und Erforschung einer Menge bisher unbekannter Berghörner.

Wenn ich nun dies Alles mit ansehe und höre, so muß ich dabei oft der an mich gerichteten Aeußerung und Frage einer französischen Dame aus Paris gedenken, mit der ich einst in Gesellschaft eines Engländers das Eismeer im Chamouny besuchte, zu welchem sie uns nur „par curiosité“ begleitet hatte. Sie hatte schon einige Zeit mit Verwunderung und mit etwas sarkastischem Lächeln meinem und meines Engländers Thun und Treiben mitten in der uns umgebenden glorreichen Natur zugeschaut und brach endlich in die Worte aus: „Sie, meine Herren, scheinen im reinsten Enthusiasmus zu schwelgen. Sie sind, wie ich sehe, inspirirt! Ich bitte Sie, sagen Sie mir durch was, durch wen? Blicken Sie doch um sich! Etwa durch diese Steine? Durch dieses kalte Eis, durch diese feuchten Nebel, durch jene Haufen von Erde und Unkraut? Ich begreife nicht, wie alle diese Dinge im Stande sind, Ihr Gemüth zu rühren. Ich verstehe nichts davon. Ich finde das Alles curios, wenn Sie wollen, extraordinär. Aber mein Herz kann das nicht schlagen machen. Es spricht zu mir nichts, absolut gar nichts. Meine Sympathieen gehören dem Menschen. Das Gebiet meiner Theilnahme endigt mit ihm. Ein armer Hirt, ein unglücklicher Bettler sagen mir mehr, als alle diese grotesken Bergzacken. Denn sie sind leblose Massen, er aber empfindet, er hat eine

Seele. Auch die Thiere reden zu mir noch ein wenig, denn sie leiden und geben Zeichen der Freude von sich. Aber die todte Natur ist für mich todt, nichts als Block, Stock und Klotz."

Wir hatten damals auf der Reise nicht Zeit, eine Discussion mit jener geistreichen Dame, bei welcher eben in der rauschenden Gesellschaft der Hauptstadt der Welt der Natursinn nicht zur Entfaltung gekommen war, zu eröffnen, doch sind mir nachher ihre Aeußerungen noch oft durch den Sinn gegangen, und ich habe getrachtet, mir auf ihre Frage, „was uns denn so sehr in den Thälern und Bergen ergreift und inspirirt?" eine Antwort zu verschaffen, und dies um so mehr, da ich wohl bemerkt habe, daß auch unter den Deutschen, die jetzt jährlich zu Hunderten, ja zu Tausenden, jung und alt, Männer und Frauen, Alter und Jugend, wie ich sagte, bekränzt und jubelnd in die Berge ein- und ausziehen, noch viele sind, die eigentlich nicht recht wissen, warum sie mit Rührung in den Augen „o wundervoll!" rufen, und die sich dabei einer Lust überlassen, deren Quelle und deren Bedeutung sich einigermaßen klar zu machen, sie nicht einmal versucht haben.

Da die bezeichnete Frage eine Angelegenheit betrifft, die jetzt in der Neuzeit so viele Gemüther beschäftigt und treibt, da Gebirgsreisen bei uns, so zu sagen, zur täglichen oder doch jährlichen Gewohnheit, da sie sogar in unsern Schulen zum Princip geworden sind, so lohnt es sich wohl auch hier der Mühe, dem Gegenstande einige

Augenblicke des Nachdenkens zu widmen. Freuden, welche die Vernunft approbirt, und die wir selbstbewußt und mit Erkenntniß genießen, erscheinen uns doppelt schön. Namentlich müssen wir Norddeutschen uns zur Anstellung einer Betrachtung dieser Art, ich meine, wenn ich es mit einem Worte sagen soll, zu einer ästhetischen Analyse der Gebirgslandschaft und unseres Behagens an ihr aufgefordert fühlen, da wir ja in einer so großen, nur in weiten Abständen von Gebirgen umkränzten Ebene wohnen, wie sie sonst im mittleren und westlichen Europa nicht wieder vorkommt.

Und da mag ich denn, indem ich mich an diese Untersuchung wage, zunächst gleich die Bemerkung voransetzen, wie in den Ebenen der Boden, der große Schauplatz unserer Augenweide, breit und endlos ausgestreckt ist, nach den Gesetzen der bleiernen Schwere. Er stellt sich in einförmiger Fläche dar. Die geraden und winklichen Linien walten auf ihm vor. Gäa ist in den Ebenen so zu sagen todt und matt, mit hingesunkenen Gliedern.

In den Gebirgen dagegen lebt sie gleichsam auf und scheint zu Thaten zu erwachen. Der Erdboden erhebt sich aus dem Schlafe, gewinnt Bewegung und Form; er wird wie ein wogendes und schäumendes Meer. Die Gestalten, die er annimmt, sind ungemein mannigfaltig und jede derselben ist in ihrer Art anregend, bedeutungsvoll und hat ihren bestimmt ausgesprochenen ästhetischen Werth und Charakter.

Wie anmuthig und gefällig sind nicht schon die leisen

Anschwellungen des Teppichs der Landschaft, die sanften, abgerundeten Gelände mit allmählig in einander übergehenden Wellenlinien und Schwingungen, die sich gemächlich ins Thal herniederlassen, wie ein ins Nest sinkender Vogel.

Wie aufregend und imposant bäumen sich dann weiterhin die schroffen Felsen empor, in denen das Herz der Erde gleichsam aufgeschlossen und tragisch zerrissen erscheint. Unwillkürlich setzt sich bei ihrem Anblick unser Geist in Thätigkeit und forscht nach den Ursachen dieser Senkungen und Hebungen, dieser Aufreißungen und Ruinen. Er glaubt dabei nicht blos das Geschaffene, sondern die schöpferischen Kräfte selber in Thätegkeit vor sich zu sehen. Unsere Phantasie führt uns in die Werkstätte der Titanen und der Urkräfte der Natur, wie sie pflügen und schmieden, wie sie meißeln und bauen und den Ossa auf den Pelion heben.

Die hoch empor gethürmten Spitzen, die weitschauenden Gipfel der Berge erfüllen uns mit der Idee des Erhabenen. Sie strecken ihre Häupter zum Himmel und scheinen da zu liegen wie uralte Greise, wie weit in die Welt hinausschauende Gebirgs-Patriarchen. Wir eilen zu ihren Höhen empor, die Aus- und Fernsicht zu genießen. Jede vollbrachte Bergersteigung empfindet unsere Seele wie einen Triumph über irdische Schwierigkeiten und jede Aussicht wie eine Annäherung zum Himmel.

Pilgert man wiederum in der Tiefe der Thäler durch die Reihe der so bunt durcheinander geworfenen Berge

dahin, so begegnet man auf Schritt und Tritt dem überraschendsten Wechsel. Da ziehen sich die Berge wie die Coulissen einer Schaubühne voreinander her und greifen mit ihren mächtigen Vorsprüngen in einander über. Was diese Coulissen hinter sich verdecken mögen, was sie, wenn wir „an jener Ecke" ankommen, offenbaren werden, diese Fragen halten uns in beständiger Spannung. Da ist die Erwartung stets rege, die Hoffnung immer auf dem Flügel, und eine Ueberraschung harrt unser bei jeder Wendung des Weges. Da die Berge so groß und so bunt geschliffen sind, so scheinen sie ihre Figur bei jedem Schritt, den wir thun, bei jedem neuen Gesichtspunkte, den wir gewinnen, zu verändern. Sie machen gleichsam, indem wir fortschreiten, beständige Verwandlungen durch.

Sind diesemnach die Bodenlinien selbst schon an und für sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, lauter versteinerte Poesie und Phantasiegebilde sehr verschiedenen Genres, so wird nun durch sie auch allen Dingen, die ferner auf den Erdboden aufgesetzt sind und ihm anhangen, eine ganz andere ästhetische Bedeutung zu Theil, als sie in der Ebene haben. Obgleich diese Anhängsel und Zierrathen des nackten Erdbodens — ich meine nämlich die Kinder der Flora, die Büsche und Bäume, die Werke der Menschen, die Häuser, die Städte und Dörfer, und am Ende die Menschen und übrigen Geschöpfe selbst — in den Ebenen ganz dieselben sind, wie im Gebirge, so machen sie doch hier in Folge der mannig-

faltigen Positionen, in die sie durch die schwankende Unterlage gebracht werden, einen ganz andern Effect und gewinnen einen viel höheren malerischen Werth.

Wie der Boden selbst, so liegt auch das ganze darauf gewirkte Gemälde der Landschaft in der Ebene darnieder. Seine Züge sind breit und weit auseinander gezogen. Die Kornfelder, die Wiesen, die Wälder sind langgestreckt und unübersehbar, die Dörfer, ihre Häuser, ihre Heerden nicht gruppirt, sondern wie Regimenter einförmig eins an das andere gereiht. Es ist wie ein Bild, dem man für unser Auge nicht die rechte Lage gegeben hat, und das wir nicht zu überschauen vermögen. Ueberall dagegen, wo, wie er dies in den Bergen that, Neptun mit seinem Dreizack in der Erdrinde gerührt hat, da fügen sich alsbald diese Dinge zu pittoresken Gruppen und anschaulichen Scenen zusammen. Es ist wie eine richtig arrangirte Bildergallerie, in der man jedes Stück so aufstellte, daß wir es genießen können, und in der jede Statue ihr angemessenes Piedestal erhielt.

Die Bäume und Gebüsche der Wälder empfangen in den Gebirgen für ihre Wurzeln das verschiedenartigste Terrain, auf dem sie, um ihre Existenz zu sichern, die mannigfaltigsten Hindernisse zu überwinden haben. Sie klammern sich mit nervigen Armen fest an die Felsen und nehmen dabei die buntesten Attituden an. Hier treten sie kühn auf einen Gipfel hinaus, dort verstecken sie sich in einer dunklen Schlucht, wo sie ungezählte Jahre lang ein stilles vegetatives Leben führten. Wie seine

eigene Stellung, so scheint dabei auch jeder seine individuelle Lebensgeschichte zu haben. Nicht wie die Wälder in der Ebene gleich Soldaten auf der Parade, sondern wie Krieger in der Schlacht stürmen sie an den schroffen Abhängen der Berge hinauf. Einer klettert und ragt über den andern hinaus und von den Felsenzinnen herab schwanken und rauschen im Winde ihre dort aufgepflanzten und weithin geschauten Fahnen.

Auch die Werke der Menschen mischen sich mit den Schöpfungen der Natur in den gefälligsten Contrasten. Es sind Contraste, die man in der Ebene kaum recht gewahrt, weil dort fast überall der Mensch gesiegt und sich mit seinen einförmigen und endlosen Kornfeldern übermäßig breit gemacht hat. Weil in der Gebirgslandschaft die Gelegenheiten, die der Boden darbietet, in kurzen Abschnitten wechseln, so erscheinen die Gärten, die Wiesen, die Aecker alle in gefälliger Beschränkung und sie rahmen sich gegenseitig zu hübschen, kleinen, paßlichen und genießbaren Bildern ein. Der Wald umarmt die Wiese oder das Kornfeld, oder diese machen umgekehrt ein Stückchen Wald zu einer Insel. Hier und da liegen helle Grasplätze auf den kleinen Plateaus, wie freundliche und blumige Ruhebänke für Füße und Augen, inmitten der allerseits ansteigenden Höhen. Ueberall, wo am Rande der Abhänge der Urwald und der Ackerboden wechseln, in hübsch geschlängelten Linien sich trennen, erblickt man die unabänderlichen Grenzen, welche die Natur den Anstrengungen des Menschen gesteckt hat.

Dem Boden scheinen in jenen Scheidelinien solche alte Wahlsprüche der Landleute, wie der: „Wo der Pflug kann gehen, soll kein Wald mehr stehen", mit großen Schriftzügen eingegraben.

Die Dörfer und Städte und die Elemente, aus denen sie bestehen — ihre Gebäude — machen es wie die Bäume im Walde. Ein Bergdorf schüttet seine Häuser über die Stufen des Thales hin, und sie fallen in wechselreichen Gruppen auseinander. Zuweilen, wo der Boden recht pittoresk gestaltet war, hat jedes seine eigenen Veranstaltungen treffen müssen, um sich sein Terrain zu schaffen. Die Städte lehnen sich an den Fuß des Gebirges. Ihre Straßen und Häuser haben sich noch ein wenig an den Abhang hinaufgedrängt, hier und da in der Schlucht versteckt. Den Gipfel des Berges krönt die Akropolis oder das Schloß des angestammten Fürsten. Aber über ihr ragen die dunkeln uneroberlichen Berge empor, in deren Schutz die ganze Ansiedlung freundlich ruht.

Ja, auch nur ein einziges einsames Kirchlein, oder auch nur eine vereinzelte Hütte, eine Köhler= oder eine Hirtenwohnung, wie außerordentlich gewinnt auch sie in ästhetischer und malerischer Hinsicht, wenn man sie aus der Ebene auf den Gipfel eines Hügels versetzt. Selbst nur ein einziges stilles Lichtlein, ein erleuchtetes Fenster, wie ganz anders spricht es zu uns, fast wie ein Stern am Himmel, wenn wir es in der Nacht von der Spitze eines fernen Berges ins Thal hinab blicken und winken sehen.

Und um zu gewahren, wie malerisch, mit welchem Reichthum der Scenerie auch die lebendigen Geschöpfe in den Bergen auftreten, mag man beispielsweise nur die Gruppirung einer am Felsenabhange gelagerten Schaf- oder Ziegenheerde beobachten. Da hat jedes Thierchen sein ihm gehöriges Lager, seine Nische für sich eingenommen. Sie zeigen sich in den verschiedensten durch die Bodenform bedingten Positionen und ihre Gruppirungen schlängeln sich bis zu ihrem Hirten hinab, der unter ihnen am Bache sitzt und sich, sein Brod essend, der labenden Kühlung der Fluth erfreut.

Auch diese Bäche und Fluthen inspirirt das Gebirge mit einem ganz neuen Geiste. In den Ebenen schleichen die Landesgewässer in den Gräben und Canälen und in den breiten, flachen Flußbetten träge fort. Wie Gäa selbst, so schlafen auch ihre Najaden fast den Todesschlaf an ihrem Busen. Das muntere Treiben, welches sie in den Bergen beginnen, dient diesen zur vornehmsten Zierde. Sie verstreuen überall Leben und Frische.

Während sie in den Ebenen kein Wort sprechen, werden sie im Gebirge äußerst geschwätzig und lispeln und murmeln auf allen ihren langen Wegen dahin. Sie spielen in ungetrübter Klarheit über die Felsen hinweg, fast immer beflügelten Schrittes, als würden die Bergnixen von den Waldgöttern gejagt und verfolgt.

Meist eilen sie Welle auf Welle auf dem abschüssigen Terrain weiter, zuweilen zersplittern sie in blinkenden Wasserstaub und Schaum an dem harten Gestein. Dann

und wann gelangen sie zu einer jähen Wand. Da lösen sie sich vom Boden und springen kühn und hellen Auges muthvoll in weitem Bogen ins Thal hinab. Dabei lassen sie ihre Gewänder und Schleier weit in die Luft hinausflattern.

Man glaubt sie gänzlich zerflattert und aufgelöst, aber unten in dem Bette des Kessels, den sie sich bildeten, da liegen sie schon wieder gesammelt, lachend und mit gesunden Gliedern alsbald zu neuem tollen Spiele sich aufraffend.

Hier und da im Hintergrunde eines Thales stürzen zuweilen mehrere solcher Wasserfäden zusammen und bleiben daselbst lange bei einander in dem Becken eines kleinen Sees, den sie der Landschaft einfügen wie einen klaren Spiegel, den Bergen und Wäldern zur Selbstbespiegelung, welche die schönen Scenen umher verdoppelt.

Wie im Elemente des Wassers, so ersteht auch im Reiche der Luft ein verdoppeltes und erhöhtes Leben. In den Bergen haust die Geliebte des Narcissus, die redselige Nymphe Echo. Für sie finden sich daselbst die geeignetsten Sprechwinkel, solche steile oder wie Hohlspiegel gestaltete Wände, wie die Theorie der Akustik sie für den Wiederhall haben will, von verschiedenartiger Construction. Fast überall geben Wald und Felsen Antwort und wiederholen in lustiger und launiger Weise die Rufe und Gesänge der Gebirgsbewohner.

An vielen Orten — und diese Orte sind ebenso bekannt und berühmt wie jene malerischen Cascaden — ist

die Constellation der Schallwände der Art, daß sie die Laute sich gegenseitig wie im Ballspiel zuwerfen und diese bis in weite Ferne hüpfend und rollend hinaussenden. Selbst dem Donner des Himmels wird hierdurch in den Gebirgen eine stärkere und länger anhaltende Resonnanz gegeben.

Aber auch ohne diese Resonnanz des Echos üben alle Töne, sei es „ein Glöcklein der Kirche im Thale", sei es das Geläute der Rinder auf dem Rücken des Berges, sei es ein Jägerhorn über unserm Kopfe auf der Stirn eines Felsen, in den Bergen bloß in Folge der Verschiedenheit ihrer Standpunkte auf unser Ohr einen eben so eigenthümlichen Zauber, wie auf unser Auge jene vom Gipfel herabschimmernden Flämmchen und Lichter. Ja, nur das Geklapper einer Mühle oder auch der dumpfe Schlag eines Eisenhammers, den wir unter uns aus einer waldigen Schlucht hervorpochen hören, redet eine andere Sprache zu uns, als in der prosaischen Ebene.

Das Spiel, welches Sonnenlicht und Farben mit den Bergen treiben, ist wiederum die Quelle einer beständigen und äußerst unterhaltenden Augenweide für den Wanderer, und es führt Anschauungen herbei, die man zu den wunderbarsten, obgleich nicht von Jedem beachteten Phänomenen rechnen möchte.

Schon die einfachen Gegensätze von Schatten und Licht sind in der Berglandschaft weit größer und kräftiger. In jedem Thale hat man zu allen Tageszeiten

eine helle Lichthälfte zur Linken und eine dunkle Schattenseite zur Rechten. Es giebt tiefe Einschnitte und Abgründe, die fast immer mit Schatten gesättigt sind, in die nur dann und wann ein Lichtstrahl dringt. Zu Zeiten hat man den hellen Sonnenschein auf der Heerstraße, blickt man aber in den dichten Wald zur Seite, so entdeckt man in ihm die Gegenstände wie von einem schwach dämmernden Schimmer umflort. Man glaubt Nacht und Tag in naher Berührung zu sehen.

Beim Ausblick auf größere Partieen der Berglandschaft zeigt sich uns ganz voran im nächsten Vordergrunde Alles in scharfen Umrissen, Jedes in seiner ihm eigenthümlichen Farbe: grün die Bäume, grau die Steine, roth die Häuserdächer. Kaum tritt die Felswand ein wenig zurück, so wird der Luftschleier vor ihr schon etwas sichtbar. Sie selber verändert die Farbe und überzieht sich mit einem hellen Blau. Weicht sie noch weiter zurück, so verdunkelt sich bei manchen Zuständen der Atmosphäre das bläuliche Licht zu einem etwas dunkleren Tone, und endlich zu einem ganz tiefen und schönen und dabei äußerst sanften Indigo oder Ultramarin, das dem Auge fast noch wohlthuender schmeichelt, als das Blau des Himmels. In dieses Blau sind dann alle Gegenstände des Gebirges getaucht, die grünen Bäume, die grauen Gesteine und die rothen Häuser und Hütten, die nur ein wenig mit den ihnen eigenen Farben hindurchscheinen.

Uebersieht man von einem hohen Standpunkte aus

mehre Höhenreihen hinter und neben einander, so erkennt das Auge die Größe ihrer Abstände und weiß sie an den Variationen und Abstufungen des Blau, das sich bei den entlegensten wieder mehr und mehr in grauere und weißlich schimmernde Tinten verliert, zu bemessen. Diese Abstufungen sind viel feiner und zugleich dabei schärfer geschieden, als der geschickteste Pinsel sie darzustellen vermöchte.

Schon die gewöhnlichen Phänomene bei den alltäglichen Farbezuständen in der Gebirgswelt sind entzückend. Welcher Aufruhr entsteht aber erst unter ihnen, wenn das Licht der Sonne beim Auf- und Niedergange unter einem ungewöhnlichen Winkel auf sie fällt, wenn ihr strahlender Globus sich aus dem goldenen Thore der rosigen Morgenröthe erhebt, oder wenn er, Abschied nehmend, in das Gluthmeer am Abendhimmel versinkt. Dann mischt sich das Blau der Felswände und Berggipfel mit den helleren Tinten von Roth und Gelb. Es entstehen daraus zahllose Nebentöne von Lilla, Violet, Purpur, und von andern Farben, die noch keine technischen Bezeichnungen besitzen.

Manchmal stehen die Berggipfel in voller Gluth und diese Gluth kühlt sich danach wieder ab wie erkaltendes Eisen, zu bräunlichen, braunen und endlich ganz matten Färbungen.

Dabei findet oft oder vielmehr ganz gewöhnlich die Täuschung statt, daß nicht etwa nur die Luftschicht vor ihnen, sondern die Massen der Gebirge selbst von inne-

rer Gluth erglühend oder wie transparent erscheinen. Du glaubst gleichsam diese schweren eckigen, plumpen Stoffe, aus denen sie bestehen, vor dir sich verflüchtigen, verduften und verklären zu sehen. Luft und Licht, Nähe und Entfernung bringen alle diese mannigfaltigen Effecte und Anschauungen hervor.

Wie die Oberfläche der Erde selbst, und Alles was an ihr klebt, durch die in den Gebirgen stattfindenden Schaukelungen eine höhere poetische und ästhetische Bedeutung erhält, so gewinnen auch alle Ereignisse am Himmel, die Veränderungen des überall eine so große Rolle spielenden „Wetters" ein erhöhtes Interesse.

In der Ebene zieht Jupiter Pluvius in seinem Wolkenwagen hoch über den Köpfen der Bewohner dahin. Er schüttet ihnen seinen Regen, Schnee oder Hagel aus, ohne ihnen einen Blick auf die interessante Maschinerie dieses Wagens zu gestatten. Himmel und Erde kommen kaum mit einander in Berührung und ihre Phänomene bewegen sich in weiten Distanzen über und nebeneinander hin, als hätten sie nichts mit einander zu thun. Werden wir Flachlandbewohner einmal in eine dichte Nebelüberschwemmung getaucht, so ist aus ihr weder nach links noch nach rechts, weder nach oben noch nach unten ein Ausweg zu finden. Und kommt statt des Nebels einmal ein brillanter Tag über unser Flachland, so beklagt man ihn fast wie einen in der Wüste verirrten Fremdling. Er findet da nichts, was er beleuchten, verschönern und vergolden könnte.

Vergebens sehnt sich die Seele hinauf in den hellen Aether. Sie findet nirgends eine gebirgige Himmelsleiter, auf der sie sich erheben könnte. Auch die Gewitter und die andern großartigen Ereignisse am Himmel ziehen in der Ebene, als wären sie ihr Ebenbild, ohne besonders malerischen und imponirenden Effect vorüber.

Wie ganz anders ist dies Alles in den Bergen und Thälern! Dort treten Himmel und Erde in nahe Berührung. Jener hängt auf diese gleichsam mit seinen Vorhängen und mit seinem ganzen Apparate herab. Jede Veränderung in der Atmosphäre wird dort auch als ein interessanter Proceß oder Vorgang gewahrt und aus der Nähe mit angeschaut. Auch sie sind alle viel wechselreicher und effectvoller.

Sogar das sogenannte „schlechte Wetter“ hat dort seine Reize. Die Wolken dienen den Bergen zur Verbrämung. Sie sitzen auf den Gipfeln wie Pelzmützen auf dem Haupte eines Greises. Sie hängen sich an ihre Spitzen wie Flaggen an einen Thurm. Mitunter, wenn viele solcher Nebelflaggen ausgesteckt sind, sieht es aus, als ob alle Bergpyramiden rauchten, wie die Schornsteine einer Stadt. Die Wolken breiten ihre Fittige über die Thäler aus wie riesige Vögel. Sie wölben sich in bauschigen Bögen über den Eingängen der Bergthore.

Sind es nur vereinzelte kleine Wolkenlappen, so ziehen sie wohl zerstreut in den geräumigen Thälern

umher, gleich verirrten Schafen, schwingen sich wie Luftballons von der Sonne vergoldet an den Abhängen der Höhen hinauf und hinab. Es sieht aus, als hätte die Erde einen der Himmlischen zum Gefangenen gemacht.

Senken sie sich, wie es zuweilen geschieht, in Masse ganz weit herab, so füllen sie die Tiefen wie ein ausgetretenes Meer, aus dem die Berge wie Oasen oder Inseln fröhlich und sonnig emporragen. Man klimmt über einige der großen Bergstufen empor und hat bald das ganze Meer unter sich, das den Thalgrund und die Ebene wie eine milchweiße Fluth bedeckt.

Wundervoll ist es dann, der allmähligen Entschleierung der Natur, dem Spiel der Gewölke und den unzähligen Phasen ihrer lockeren Gestaltungen und ihrer launenhaften Bewegungen, die überall so geräuschlos und stille vor sich gehen, zuzuschauen. Sie sind fast so unbeschreiblich, wie die Wechsel der Töne einer Aeolsharfe.

Mitunter macht sich dieser Vorgang ganz langsam. Die Nebelmasse, die gegenüber lag, verdünnt sich und vergeht allmählig, bis du anfängst, hinter ihr hohe und dunkle Gestalten zu gewahren. Es will sich da Etwas abklären und gebären. Du erkennst noch nicht genau, was es sei. Es ist, als wenn Thäler und Berge ihre Morgentoilette vor deinen Augen machten. Wenn wieder ein Schleier fällt, nimmst du endlich deutlich die Umrisse wahr. Siegend bricht die Sonne in den Wald. Es tritt dir ein schön geschmückter Berg mit Bäumen

und Waldung, dessen Nähe du nicht ahndetest, aus dem Nebel entgegen. Noch immer umgiebt ihn ein ganz zarter und feiner Brodem, dessen schließliche und völlige Verdampfung du fast bedauerst, wenn nun das fertige Gebilde klar und fest vor dir steht.

Zuweilen dagegen geht es ganz rasch. Ein plötzlicher Wind blies in den Duft und Dunst hinein, räumte auf einen Hauch Alles hinweg. Es eröffnet sich in dem Wolkengemäuer ein weites Loch und du siehst, als wäre es ein Zauberbild, durch dasselbe eine liebliche sonnige Landschaft mit ihren Städtchen, ihren Gärten und einem Stück ihres Flusses in Wolken eingerahmt. Man glaubt, wie aus einem Fenster des Himmels, eine Partie der lieben Erde wieder zu erblicken, die man verloren hatte.

Während den Flachlandbewohner, wenn er an seinen Kalender nicht glaubt, das böse Wetter überkommt, er weiß selber nicht wann und wie, sind dafür im Gebirge, wo man sich gleichsam mitten in der Wetter- und Werkstatt der Natur befindet, so viele Barometer aufgestellt, als es Bergpfeiler giebt. Von ihren Höhen aus verfolgt man das ganze Himmelsregiment. Man blickt gleichsam wie ein Prophet in die Zukunft hinaus. Schon aus weiter Ferne siehst Du das Unwetter imposant heranziehen. Die Hälfte des großen Kreises zu deinen Füßen hat es bereits erobert, während über der andern Hälfte noch der lieblichste Sonnenschein lächelt. Du gewahrst, wie die finstern und grollenden Mächte, die auf den Fittigen des Sturmes einherbrausen, ein

Thal nach dem andern verhüllen und verschlingen. Drohend und donnernd und mit hastigen Ergüssen kommen sie näher herbeigefahren. Sie stoßen mit der Stirn an das felsige Piedestal deines hohen Sitzes. Erschreckt willst du fliehen. Aber siehe, du kannst es erleben, daß die Massen sich klüften und theilen, und statt dich oben zu belästigen, in wildem Schlachtgetümmel unter dir wegziehen. Du ruhst auf deinem gesicherten und unverletzten Throne, wie ein unbetheiligter Zuschauer und dünkst dich fast wie ein Berggeist, der die Blitze und Ergüsse der irdischen Lufthülle und die Leiden und Schrecken der Menschheit tief unter sich hat, selber aber, wie die Götter Griechenlands auf ihrem stets heitern Olymp, sich sonnigen Daseins erfreut. —

Solche und ähnliche Anschauungen und Erlebnisse, wie sie in den Bergen und Thälern häufig vorkommen, sage ich also, sind es, was uns den Anblick derselben so eigenthümlich und das Verweilen und die Wanderung in ihnen so anziehend, unterhaltend, anregend und interessant macht.

Das Aesthetische und Malerische davon, Das, was die Sinne reizt, den Augen und Ohren schmeichelt und die Phantasie beschäftigt, weiß nun allerdings fast jeder zu fassen und zu erkennen. Auch das wissenschaftliche Interesse der Gebirgsnatur hat in unserer Zeit, wo die Naturwissenschaften, namentlich die Geologie und Botanik, ein Gemeingut und Lieblingsstudium fast aller geworden sind, Freunde und Kenner genug. Allein unser Gemüth nimmt selber, mehr oder weniger bewußt,

an allen jenen Vorgängen und Phänomenen in den Bergen auch noch einen tiefer liegenderen und etwas versteckteren Antheil.

Die Natur ist zwar bedeutungsvoll und symbolisch überall in der Ebene, in der Wüste, auf dem Meere. Aber im Gebirge, wo sie so mannigfaltige Symbole auf einem kleinen Raum concentrirt hat, ist sie es doch vorzugsweise. Unsere Seele sieht da sich selbst und ihr Leben, ihre Schicksale, Leiden und Freuden in einem äußerst ergreifenden und sehr deutlich redenden Bilde abgespiegelt.

Man könnte eine Gebirgslandschaft gewissermaßen eine reiche Sammlung von gleichsam in Stein, Holz und Erde verwandelt sich vor uns offenbarenden Seelenstimmungen, eine handgreifliche Darlegung unserer freudigen und schmerzlichen Empfindungen, unserer Affecte, Phantasieen und Träume nennen.

Die schroffen Felswände, die schaurigen Schluchten, die finstern Abgründe werden uns da ein Bild der menschlichen Leidenschaften. Ihr Anblick ergreift uns fast auf dieselbe Weise, wie eine tragische Vorstellung auf der Bühne. In den freundlichen Thalmulden, den anmuthig gerundeten Hügeln, den sänften Berggeländen sehen wir die sanften Stimmungen selbst auf das graziöseste objectivirt, und der Bergweg, der uns durch das ganze Labyrinth hindurchleitet, erscheint uns wie unserer eigener Lebensweg. Wir gerathen mit ihm in Noth und Engpässe hinein, aus denen kein Ausweg hinauszu-

führen scheint. Doch lösen sich diese Hindernisse beim Weiterschreiten zu weiten Thoren auf. Wir sind erlöst und gerettet und eilen freier athmend in das liebliche Hinterthal hinaus, das sich vor uns öffnet.

Jene Bäume, die sich an die Felsen klammern, erscheinen uns in diesem Sinn dann nicht mehr bloß als malerische Gegenstände, sondern gleichsam als lebendige Helden; jene Felsen, die wir vor uns in den Nebel ragen sehen, als alte, ehrwürdige und sprechende Zeugen der Vorzeit; die schönen Ausblicke auf entlegene Ortschaften als reizende verwirklichte Träume. Ja, sie sind oft schöner als unsere Träume.

Die Höhe endlich, die wir mit so vieler Lust erklimmen, um „Aussicht! Aussicht!“ — das allgemeine Geschrei aller Bergreisenden, der beständige Lockruf mit dem man uns Poeten auf jede Höhe hinaufbringt — zu genießen, erscheinen uns als Leitersprossen zum Himmel. Unsere Seele triumphirt auf den Gipfeln, weil sie sich über so vielen irdischen Dingen erhaben sieht.

Wer die Gebirgslandschaft und unsere Freude an ihr in dieser Weise auffaßt, dem ist die todte Natur eben nicht todt, nicht Alles, wie jener meiner Französin am Eismeer, bloß „Stock, Block und Klotz“, sondern vielmehr Alles, wie jenen beiden oben von mir erwähnten Alten aus einer Stadt des deutschen Nordens so „wunderschön!“ und voll von reichem Leben und Bedeutung. Er dankt dem Schöpfer für das herrliche Geschenk und ihm wie allen den Kindern dieser für die Natur schwär-

menden Neuzeit wäre der Gedanke wohl ganz unerträglich, daß die Welt vielleicht ein Mal ohne alle Berge und Thäler hätte sein können, woraus sich unsere alten in Stadtmauern eingeschlossenen und für solche Dinge ganz gleichgültigen Vorfahren, die, wie ich aus den Schriften des Herrn von Rohr zeigte, die Harzberge so garstig, anstößig und schreckhaft fanden, eben gar nicht viel gemacht hätten.

Charakteristik der Harz-Gebirgslandschaft.

(Boden, Pflanzen, Thier und Mensch.)

Wenn ich mich — nachdem ich zunächst versucht habe, etwas deutlicher zu machen, was es sei, das uns an den Bergen und Thälern überhaupt so sehr reizt, oder dem Leser eine kurze analysirende Aesthetik der Gebirgslandschaft in allgemeinen Zügen zu geben — jetzt der Charakterisirung unseres Harzes insbesondere zuwende, so möchte ich dabei vor allen Dingen den Ausspruch eines der besten Kenner und Schilderer desselben vor Augen haben, der in der Einleitung zu seinem umständlichen und berühmten Werke über den Harz sehr richtig bemerkt hat, „daß allgemeine Beschreibungen einer Landschaft wenig nutzen, weil sie in der Seele des Lesers oder Hörers kein lebhaftes Bild erwecken, daß es vielmehr auf klare Beleuchtung und Hervorhebung der Einzelheiten ankomme."

„Die Schilderung einer Gegend", sagt sehr treffend Professor Zimmermann weiterhin, „wird um so besser ausfallen, je mehr Specialitäten bemerkbar gemacht wer-

den, je schärfer die Umrisse derselben aufgefaßt und ausgeführt, und je feiner die Farben dazu gemischt und unterschieden werden."

Ueberdieß haben wir ja der allgemeinen Gemälde des Harzes und seiner Natur eine Menge. Dagegen giebt es dort — wie übrigens auf allen Gebieten des Forschens — im Detail noch so viel Neues zu entdecken und zu beobachten. Ich habe daher auch den Plan gefaßt, meine Mittheilungen vorzugsweise gewissen einzelnen Zügen und Elementen des gesammten Bildes unserer Gebirgsgegend zu widmen. Aus dem bunten Teppich dieser Landschaft, an welchem Natur und Menschen gearbeitet haben, will ich nur einige Fäden herausziehen, diese bis zu ihren Ursprüngen und ihren Enden verfolgen und an ihnen die Art des ganzen Gewebes erkennbar zu machen trachten.

Nichts destoweniger aber ist es doch unmöglich dabei, die allgemeinen Verhältnisse gänzlich unbeachtet zu lassen, da von ihnen am Ende Alles abhängt, und da sie selbst für die speciellsten Erscheinungen bedingend sind.

Es ist daher nöthig, daß ich den Leser hier zunächst mit einer übersichtlichen Porträtirung des Harzes beschäftige, und ihm seine geographischen, klimatischen und historischen Verhältnisse in einer wenn auch nur flüchtigen Skizze darzustellen suche.

Und in dieser Hinsicht scheint es mir denn vor allen Dingen wichtig, zunächst auf die große geogra-

phische Isolirtheit unseres Gebirges aufmerksam zu machen.

Fast alle die andern zahllosen Bergketten oder Höhengruppen unseres mittleren Deutschlands sind der Art durch leise Uebergänge und Zwischenglieder unter einander verknüpft, daß es schwer hält, die Gränzen jeder einzelnen scharf zu bestimmen.

Von den Karpathen und den Sudeten westwärts über das Erzgebirge, den Böhmer- und Thüringer-Wald, bis zu den Weinbergen am Rhein erstreckt sich ein ganzes großes Netz von ineinander verwebten Hebungen und Senkungen, von Plateaus, Terrassen und Thälern hin, die mehr oder weniger alle untereinander im Zusammenhange stehen, und bei denen es beinahe unmöglich ist, das Eine ohne Rücksicht auf das Andere zu schildern.

Unser Harz ist eine der wenigen Gebirgslandschaften, die hiervon eine Ausnahme machen. Denn er präsentirt sich als ein in hohem Grade selbstständiges Bergsystem für sich.

Er hat seine eigene, von der der Nachbargebirge sehr verschiedene geologische Entwickelungsgeschichte gehabt. Er ist mit ihnen gar nicht, oder doch nur in kaum merklicher Weise durch Gemeinsamkeit vorsündfluthlicher Vorgänge oder durch vermittelnde Höhenzüge und Erdfalten verbunden.

Einst zur Zeit des Diluvial-Meeres bildete er eine vom Oceane umspülte Insel von ziemlich regelmäßiger

ovaler Figur und von circa funfzig Stunden im Umkreise. Und auch heutiges Tages noch ragt er als eine waldige Gebirgsinsel in die Norddeutsche Ebene, welche vom Salzwasser jetzt zwar verlassen ist, die aber überall mit ihren weitausgebreiteten Getreidefeldern dicht bis an den Fuß der Berge heranwogt, und mit ihnen in schroffen Contrast tritt, hinaus.

Die ganze Masse des Harzes läßt sich als ein in sich zusammenhangendes, hinterdrein freilich von Thälern wieder zerschnittenes Plateau betrachten, das sich dem Innern der Erde entwand, und nun wie eine breite Burg dasteht.

Wohin man von den Zinnen dieser Burg aus den Blick richtet, da hat man weithin freies und mehr oder weniger flaches Feld zu den Füßen. Im Süden und Westen die reichen Gefilde der „goldenen Aue" und der Ebene von Nordhausen — das Eichsfeld — und andere Fluren. Im Osten und Norden das Kornmeer der Preußischen Provinz Sachsen, und die üppigen Aecker der Braunschweigischen Niederung.

Und von woher auch der Reisende sich, aus diesen Ebenen kommend, dem Gebirge naht, da tritt es ihm ziemlich scharf abgegränzt mit seinen dunkelgrünen Abhängen entgegen. Wo demselben eine Eisenbahn zustrebt, da läuft sie lange ohne bedeutende Hindernisse im Flachlande fort. Urplötzlich aber hält die Locomotive an, und die Passagiere sehen sich den hohen und halt gebietenden Thoren des Harzes gegenüber, die ihre

runzlichte aber grünbekränzte Stirn ihnen entgegensetzen.

Man kann fast das ganze Oval des Harzes auf horizontalen Wegen hart an seinem Rande rings herum umfahren und dabei stets zur Rechten die bewaldeten Abhänge des Gebirges, zur Linken aber den freien Ausblick in die Niederung genießen.

Nur hie und da giebt es einige alte Sandstein- oder Gypsfelsen-Riffe, wie z. B. „die Teufelsmauer" im Osten, oder die sogenannten „Zwerglöcher" und andere Kreideklippen im Westen, welche gewissermaßen als niedrige Außenwerke oder Circumvallationen der centralen Burg aufgebaut sind, und dann jenen Ausblick ins Freie behindern.

Doch wissen sogar in solchen Fällen die Landeskinder, denen sich ein sehr deutliches Bild von ihrer Gebirgsinsel eingeprägt hat, meist bestimmt anzugeben, ob diese oder jene Höhe oder Waldstrecke noch zu „ihrem Harze" gehöre oder nicht. Ja in der nördlichen Partie der Stadt Ihlefeldt, am Südrande des Harzes, steht ein alter aus Backsteinen gebauter Thorbogen, der so genau auf der Linie der letzten Anschwellungen und Engpässe des Gebirges liegt, daß man fast sagen kann, wer seinen Fuß südwärts unter diesem Bogen hinaussetzte, der schritt zum Harze hinaus.

Dieser seiner so scharf gezeichneten Begränzung, seiner so ausgeprägten Inselnatur verdankt der Harz einen großen Theil seiner Eigenthümlichkeit, seiner Be-

deutung und den Charakter der meisten seiner Verhältnisse, sowie auch seine große Berühmtheit in der Welt.

Obwohl man dem Gesagten nach die ganze von Nordwesten nach Südosten gestreckte Harzinsel gewissermaßen als eine einzige Hebungsmasse betrachten kann, so zerfällt sie in Bezug auf die Art und den Grad ihrer Erhebung doch auch wieder in zwei deutlich geschiedene Hälften. Ihre nordwestliche Partie hat sich bedeutend höher emporgebäumt als die südöstliche, daher man jene den Oberharz, diese den Unterharz genannt hat.

Der letztere, die größere Hälfte, bildet eine breite Hochfläche, die im Durchschnitt 1000 Fuß niedriger liegt, als jener. Der Oberharz umfaßt die etwa 2000 Fuß erhabenen Plateaus von Clausthal und Andreasberg und die fast doppelt so hohen Rücken und Gipfel des sogenannten Acker- und Bruchberges und des Brockens, und diese ganze nordwestliche Partie sieht der Reisende, wenn er auf dem südöstlichen Plateau wandert, wie eine hohe Bank oder ein Gebirge für sich daliegen, dem der weit ausgestreckte Unterharz gleichsam wie ein breiter Fußschemel angehängt ist. Man vergißt es dort fast, daß man sich daselbst schon auf einer bedeutenden Bodenerhebung befindet, und sieht sich veranlaßt, den Oberharz erst als das eigentliche Gebirge zu betrachten. Die Unterharzer nennen daher diesen auch vorzugsweise den Harz. Zeigen sie dem Wanderer jene dicke, breite Bank mit hohen Kuppeln im Nordwesten, so sagen sie, „das sei der Harz."

Beide bezeichnete Abschnitte des Gebirges sondern sich von einander wie in Bezug auf ihre Erhebung, so auch in Rücksicht auf ihre Wasserabläufe. Fast alle Gewässer des Oberharzes senden ihre Flüsse der Weser zu, während beinahe der ganze Unterharz in das Gebiet der Elbe eingesponnen ist.

Auch von einem Vorharze spricht man, und versteht darunter gemeiniglich die in den unteren Thaleinschnitten und an den Ausgängen derselben aus dem Gebirge gelegenen Ortschaften und Gegenden. Die Bewohner dieses sogenannten Vorharzes, obgleich sie noch zwischen den Wäldern und Anschwellungen des Gebirges stecken, haben ebenfalls die Gewohnheit, wenn sie bergaufwärts (zum Oberharze) hinaufreisen, zu sagen, sie wollten in „den Harz."

Ja, sie verbinden zuweilen einen noch engeren Begriff mit dem Worte Harz. Sie bezeichnen damit ganz par excellence nur die Umgegend Clausthals, der Hauptstadt des Harzer Bergbaues und des Centrums alles Harzer Berglebens. So meinen z. B. die Goslarer, wenn sie sagen, sie wollen „nach dem Harz reisen", damit eine Reise nach Clausthal, und in demselben Sinne gebrauchen sie auch die Ausdrücke Clausthaler und Harzer Dialekt als identisch.

So ungefähr steht es mit der Vertheilung der allgemeinen Höhenverhältnisse in unserem Gebirge. Was weiterhin die Stoffe oder Gebirgsarten, aus denen die Harzinsel aufgebaut ist, betrifft, so läßt sich im Allgemeinen

bemerken, daß sie erstlich zwei große, dicke Urgebirge oder Granitkerne aufweist, einen in ihrer nordwestlichen Partie, den Brocken mit seinen Umgebungen, und einen in der südöstlichen Hälfte, die Victorshöhe mit der Roßtrappe, die gleichsam den Brocken des Unterharzes vorstellen.

Diese beiden Haupt-Granitkerne sind zu den mächtigsten Kuppen des Gebirges emporgetrieben und bilden in ihren großartigen Zertrümmerungen mit ihren colossalen Felsenruinen, wild zerrissenen Thälern und bunt zerstreuten Blöcken, die für den Maler und Aesthetiker anziehendste Gebirgsart des Harzes, obgleich sie für den Bergmann und den Nationalöconomen kein so großes Interesse besitzt, da sie fast ohne Erze und ohne anderen nutzbaren Inhalt ist.

Rund um diese beiden mehr oder weniger centralen Granitklumpen, die beide mehrere Meilen im Umkreise haben, lagern sich nun breite Massen von Uebergangsgebirgen herum, und umschließen jene wie mit einem weiten faltigen Mantel.

In der Hauptsache bestehen diese Uebergangsgebirge des Harzes aus zwei Stoffen, aus sogenannter Grauwacke und aus Thonschiefer-Ablagerungen mit ihren Varietäten. Und diese beiden Gesteinarten sind es vorzugsweise, welche von dem Geäder der sogenannten Erzgänge, d. h. von einer zahllosen Menge schmaler Klüfte, Risse und Spalten durchsetzt sind, die von unten her mit den edlen Silber-, Blei-, Kupfer- und Eisenstufen

und so vielen anderen mineralischen Materialien aus dem Laboratorium Vulkans gefüllt wurden.

Man könnte demnach auch die beiden bezeichneten Granitblöcke gewissermaßen als die massigen Stämme des ganzen Gebirgsgewächses betrachten, an welche sich alles Uebrige, wie die mit reichen Früchten behangenen und weit ausgestreckten Zweige des Baumes, angesetzt hätte.

Allerdings würde dies Bild nur auf die Verhältnisse passen, so wie sie sich jetzt darbieten, nicht auf die Art und Weise, wie sie sich gestaltet haben und auf die Vorgänge dabei.

Denn was diese Vorgänge betrifft, so scheint es ausgemacht, daß die breite Masse des Uebergangsgebirges uranfänglich geschichtet, und so wie sie aus den Gewässern niederschlug, dalag, und daß die beiden granitenen Urgebirgskerne, indem sie später ans Tageslicht hervortraten, den sie deckenden Mantel dann erst durchbrachen, zerrissen, vielfach verwarfen und falteten.

Wie der Granit den Grauwacke- und Thonschiefermantel, so hatte dieser schon vorher bei seiner Aufrichtung die jüngeren Flötzgebirgsmassen, die Kreidesandstein- und anderen Schichten, aus denen die Ablagerungen der großen deutschen Ebene bestehen, durchbrochen, und dabei seinerseits auch ihre Schichten verschoben, sie zum Theil beseitigt, oder ihre Trümmer in denjenigen Sandstein- und Gypsriffen, Mauern und ringförmigen Circumvallationen, die, wie ich sagte, streckenweise um den Harz herumstehen, emporgerichtet.

In Bezug auf alle diese Vorgänge könnte man die ganze Harzinsel einer aufgeschlossenen und offen daliegenden Frucht vergleichen, mit granitenem Doppelkern in der Mitte — mit dem erzreichen Fleische des Uebergangsgebirges zu den Seiten, und mit den Trümmern der Kalk-, Kreide- und Sandsteinschale rings um den äußern Rand herum.

Ich habe nicht nöthig, zu sagen, daß, obgleich dieser Darstellung nach die Construction der Harzinsel und die Verhältnisse der drei großen von mir genannten Gruppen von Gebirgsarten — des Ur-, des Uebergangs- und des Flötzgebirges — im Allgemeinen und Ganzen genommen, ziemlich einfach erscheinen, sie doch bei näherer Betrachtung in ihren vielfachen Unter- und Nebengattungen, in den an ihren Gränzen eingetretenen Verwerfungen, Vermischungen und in ihren exceptionellen Verschiebungen sehr bunt sind — so äußerst bunt, daß die richtige Erkenntniß und Zeichnung der Details aller dieser Dinge noch bis auf den heutigen Tag die Aufmerksamkeit und Anstrengungen unserer ausgezeichnetsten Geologen in Anspruch nimmt.

Wie in ihrer geographischen Isolirung, wie in ihrem inneren geologischen Bau, so haben die Höhen des Harzes auch in ihren Formen oder in ihrem äußern Gebirgs-Charakter viel Eigenthümliches.

Daß bei ihnen von einer Bergkette oder von einem „Kettengebirge" nicht die Rede sein könne, geht schon

aus Dem hervor, was ich über die massenhafte Erhebung der Insel bemerkte.

Man kann den Harz in der Hauptsache ein mehrfach terrassirtes und zerstücktes Platten- oder Tafelgebirge nennen. Es besteht aus einer Menge durch Thäler getrennter und mehr oder weniger erhabener Hochflächen. Fast überall, wo man sich aus den Thaleinschnitten emporarbeitet, gelangt man auf solche platte Bodenabschnitte, die indeß selten ganz oben und völlig horizontal, vielmehr in der Regel flachhügelig oder gewellt sind.

Auch die einzelnen höheren Spitzen, die diesen Plateaus gleichsam aufgesetzt erscheinen, ahmen diese Figur nach und stellen sich meistens als sehr sanft gewölbte und rundliche Bergkuppen dar, von denen man — nebenher sei es gesagt — im Harze nicht weniger als fünfhundert, die eigene Namen besitzen, gezählt hat.

Nur hier und da steht auf den rundlichen Scheiteln das nackte, schroffe Knochenwerk der Erde in vereinzelten sogenannten „Klippen" zu Tage, und meistens muß man im Harze, wenn man kühne Riffe und buntgestaltete Felsen sehen will, von der Höhe in die tiefen Thäler hinabsteigen, ganz anders als z. B. in den Alpen, oder den Pyrenäen, wo überall jene Erdknochen ganz spitzig, kahl und zerklüftet hoch zum Himmel emporragen.

In Folge des Umstandes, daß die Harzinsel so weit und so isolirt in das umgebende Unterland hinaustritt,

hat sie zwar ein auffallend rauhes Klima. Die Winde aus Norden, und vor allen der nebel- und regenreiche Nordwest treffen, über die großen nordgermanischen Ebenen hinwegstreichend, mit ihren kältesten Luftschichten auf dieses ihnen entgegentretende Vorgebirge, auf dessen Hochplateaus sie die Zweige der Bäume eben so wie in Schleswig-Holstein nach Osten herumwerfen, im Winter oft Kältegrade erzeugen und Schneemassen anhäufen, wie in Sibirien, und die Einwohner fast das ganze Jahr hindurch zum Einheizen zwingen.

Nichts destoweniger aber bleiben doch selbst die höchsten Punkte des Harzes noch etwas unter der Linie des ewigen Schnees und Eises zurück. Dies und die hübsche Abrundung und sanfte Wölbung aller Höhen haben es mithin den Pflanzen fast durchweg möglich gemacht, ihr Gesäme zu verbreiten und überall Wurzel zu fassen.

Der ganze deutsche Harz ist mithin vom Gipfel bis zum Fuße in ein freundliches Gewand von grüner Vegetation eingehüllt. Es giebt da keine solche großen Eiswüsten wie in den Schweizer Alpen und keine solche furchtbaren und nackten Felsöden, wie z. B. in den Gebirgen Italiens, Illyriens oder Griechenlands.

Nur einige der höchsten Gipfel und Rücken machen davon eine Ausnahme. Auf ihnen haben sich mehrere Klafter tiefe Torfmoräste zwischen den Felsen und in den Runzeln der Berge eingenistet, und diese merkwürdigen Hochmoore stellen gleichsam die Gletscher des Harzes

vor. Wie diese sind sie die Hauptmagazine für die Bewässerung des Gebirges, und wie aus den Gletschern strömen hunderte von Quellen aus jenen Hochmooren hervor.

Doch sind auch sie (anders als die Gletscher) nicht völlig wüste, vielmehr ebenfalls mit einem Teppich höchst zierlicher Moose und Flechten bekleidet, die in der ganzen obern Harzvegetation, wo die Nässe des Klimas ihr Gedeihen befördert, eine hervorragende Rolle spielen. Es giebt dort nicht weniger als 330 Arten solcher Moose und Flechten. Sie bedecken überall den Boden der Wälder, sie bepolstern jeden Felskopf und Steinbrocken; ihre Quasten und Franzen hängen sich wie Spitzenwerk an alle alten Bäume.

In den stets von Nebel befeuchteten, von den Stürmen gepeitschten oberen Strichen zwischen den Moosen und Flechten und in den Torfmooren erstirbt und verkümmert das Wachsthum der edleren und höheren Pflanzen. Unter der Last des Schnees erniedrigt sich die schlanke Tanne zu einem krüpplichen Busch, und selbst die Birke schrumpft ein zur Zwergfigur.

Aber dies zeigt sich nur an ganz wenigen Stellen, wo die Bergkuppen, wie gesagt, zur Schneelinie hinanstreifen. Und sehr schnell — wenige hundert Fuß abwärts — erheben die Bäume schon wieder stolz ihr Haupt und bilden die herrlichsten Waldungen, zuerst die Nadelgehölze und bald (noch etwas weiter hinab) auch die Laubhölzer, unter ihnen als vornehmste die freundliche

Buche, welche insbesondere alle südlichen und östlichen Thäler und Höhen mit dichten und üppigen Waldungen schmückt. Diese werden, je weiter man hinabsteigt, desto mannigfaltiger und bunter. Es mischen sich Eichen und Ulmen, Ahorn, Weiden und Linden unter die Buchen, und zuletzt, am Fuße des Gebirges, alle Gattungen der Frucht- und Obstbäume der Ebene.

Die kleinen Ortschaften an der Schwelle des Harzes sind mit Gärten und Obstplantagen aller Art versehen. Da gedeihen die Kirschen, die Birnen, Pfirsiche, Aprikosen und Welschen Nüsse in Fülle, und selbst hier und da Weinstöcke und zahme Kastanien. Da ziehen sich lange mit Obstbäumen besetzte Alleen und Straßen um die Berge herum, da giebt es freundliche Dörfer, die unter einem reichen Dache von Fruchtzweigen vergraben liegen.

Im Frühlinge steckt daher die bergige Harzinsel in einem fast ununterbrochenen Kranze weißblühender Bäume, der sich anmuthig und duftend um die dunkelgrüne Berg- und Waldmasse herumzieht. Im Herbste wird daraus ein Kranz von rothwangigen Aepfeln und anderen Früchten.

Aber alle diese Obst- und Blüthenfülle hört alsbald auf, sowie man ins Gebirge zurücktritt. Dort kommt man schnell genug wieder in ein Norwegisches Klima; in wenigen Stunden kann der Reisende sich aus den vielgerühmten Gärten von Wernigerode, Ballenstedt oder Blankenburg zu den einsamen Forsthäusern am Brockenfelde und am Sonnenberge erheben, wo alsdann der

mit Gartenbau experimentirende Förster ihm ein kümmerliches Kirschbäumchen zeigt, welches er mit vieler Mühe und Sorge gepflanzt und gepflegt, und das zu seiner Freude am Ende August wirklich zwei kleine Früchte angesetzt hat, die er dich beschauen läßt. Näher hinzutretend, erkennst du zwar allerdings Kirschen darin, aber noch um diese späte Jahreszeit sind sie nicht größer als Erbsen, grün wie der muntere Wald, und daß der folgende September mit seiner noch matteren Sonne sie erweichen und röthen werde, dazu wagt man keine Hoffnung zu fassen.

Es ist äußerst interessant, zwischen den beiden Extremen, welche durch die rothwangige Aepfelfülle am Fuße und die beiden grünen Augustkirschen auf der Höhe bezeichnet werden, die ungemein mannigfaltigen und durch die Bodenlage bedingten Abstufungen, Phasen und Schattirungen im Zustande der Vegetation und des Klimas zu beobachten. Sie machen sich schon bei wenigen hundert Fuß Erhebung, namentlich wenn man die empfindlichen Gartengewächse und Obstbäume ins Auge faßt, bemerklich.

Kaum rollte der Wagen auf einem sanft ansteigenden Wege ein halbes Stündchen dahin, so bemerkt man, daß die Leute ihre Kirschen- und Aepfelbäume verstecken, daß sie sie, wie die Ostpreußen ihre Reben, nur noch im Schutze der Häuserwände auf der Sonnenseite und am Spalier ziehen können, und so doch wohl noch süße Früchte davon ernten.

Geht man aber wieder eine Station weiter hinauf, sind die Eichen und Buchen unten geblieben, ist man ganz in die Tannenregion hineingerathen, so entdeckt man zwar auch dort hier und da Fruchtbäume neben den Häusern, aber man vernimmt mit Erstaunen, daß die Bewohner dergleichen fast nur der Blüthe und des Duftes wegen pflanzen und pflegen, da sie auf Früchte schon nicht mehr rechnen. Die Obstbäume werden bei ihnen gewissermaßen zu raren Ziersträuchern.

Solche Nuancen und Unterschiede in Klima und Vegetation kann man selbst innerhalb der engen Grenzen desselben kleinen Thales beobachten. Oft schreitet der Wanderer in einem Seitenthälchen fort, von einer Ansiedlung zur andern, und kaum hat er es gewahrt, daß er sich erhob. Aber spricht er mit dem armen Bergmann, der im Hintergrunde der Schlucht haust, so klagt dieser, daß bei ihm der Schnee so viel länger liegen bleibe, als bei seinem von ihm beneideten Nachbarn ein paar Büchsenschüsse weiter unten, daß bei dem noch Bohnen und Gurken und andere Gemüse trefflich gedeihen, daß er selber aber, weil er den Wolken um 200 Ellen näher sei, sogar schon mit seinen Kartoffeln Mühe habe, und daß seine Erbsen dies Jahr zwar geblüht hätten, aber nicht ansetzen wollten und er daher nächstes Jahr seinen Gemüsegarten eingehen zu lassen gesonnen sei.

Ja es giebt sogar einige Ortschaften im Harz, die so gelegen und beschaffen sind, daß man nicht unbedeutende Contraste in Klima und Vegetation innerhalb ihres

engen Weichbildes, innerhalb ihrer Stadtmauern wahrnehmen kann. Die Stadt Andreasberg z. B. ist der Art in einen Complex enger und tief eingeschnittener Thäler hineingebaut, daß ihre unteren Quartiere fast 400 Fuß niedriger liegen, als die oberen. Manches Gesträuch steht im Lenze an einem Ende dieses Ortes bereits in voller Blüthe, welches im andern noch seinen Winterschlaf schlummert. Und diese oder jene Pflanze gedeiht in der untern Partie der Straßen, die bei den oberen Häusern vom rauhen Nordwest ganz ausgerottet wurde.

Die Naturkundigen haben von einigen Erdstrichen bekanntlich klimatische oder sogenannte Temperaturkarten entworfen, auf denen die verschiedenen Abstufungen und Uebergänge der Kälte und Wärme durch Farbentöne angedeutet sind. In unseren Harzbergen stößt der Reisende zuweilen auf solche von der Natur sebst bewirkte Darstellungen der Temperaturstufen durch Farben, die zuweilen so fein angelegt sind, daß man daran so zu sagen von Schritt zu Schritt die Grade der Erhebung und die Abschwächungen der Wärme wahrnehmen kann.

Ein Temperaturmesser dieser Art, eine solche von der Hand der Natur gezeichnete klimatische Farbenscala bietet sich im Harz z. B. zuweilen in langen bergansteigenden Chausseen dar, die mit sogenannten Quitschen- oder Vogelbeerbäumen besetzt sind. Verfolgt man am Ende des Sommers eine Harzer Quitschenallee von unten nach oben, so findet man die Früchte am untern Ende reif, mit reichen, dicken, purpurroth gefärbten

Trauben behangen. Erhebt man sich, so nimmt die glühende Purpurfarbe des Rothes allmählig ab, erst ein wenig, dann mehr. Die Beeren haben bald nur noch einen Anflug von röthlichem Schimmer. Alsdann, nach abermaligem Ansteigen von ein paar hundert Fuß, werden sie orangefarben, darauf gelblich. Geht man noch weiter hinauf, so wird das helle Gelb etwas trübe, und am Ende ganz oben bei den Torfmooren und zwischen den Flechten und Moosen sind es nur noch solche unreife kleine Knöpfchen, „grün wie der Wald", wie jene oben erwähnten zwei Kirschen meines Försters.

Ich wüßte keinen zweiten Baum, vermittelst dessen ein Beobachter der Natur sich die Freude bereiten könnte, so scharf und so von Stufe zu Stufe die Einwirkungen, welche Klima und Bodenerhebung auf die Vegetation üben, vor seinen Augen in der Landschaft selbst gezeichnet, bestimmt und abgemessen zu sehen.

Nicht nur die klimatischen Abstufungen in den Bergen und die Höhen der Standorte, sondern auch die Verschiedenheit der Felsformationen, auf denen sie wachsen, rufen bekanntlich eine große Mannigfaltigkeit, namentlich unter den kleinen und bescheidenen Kindern der Flora hervor.

Es giebt Gewächse, die nur auf dem Granit gut und stetig gedeihen, Urgebirgspflanzen.

Es giebt andere, die nur auf Kalkfelsen zahlreich sind, und die man Kalksteinpflanzen nennen könnte.

Wiederum haben die Porphyre, die Gyps- oder die

Sandsteinklippen ihren ihnen eigenen Pflanzenputz. Man kann sich darnach denken, wie bunt auch aus dieser Ursache das Blätter- und Blüthengewand, in welches die Berge und Thäler des Harzes gehüllt sind, sich darstellen muß. Man hat auf seinen Wiesen und an den waldlosen freien Stellen der Bergabhänge und Plateaus nicht weniger als 1300 Gattungen blühender Gewächse, wilder Blumen, Gräser und Kräuter gezählt.

Manche von ihnen haben nur ein äußerst beschränktes Gebiet. So hat, um aus den vielen Beispielen, die sich darbieten, nur zwei oder drei hervor zu heben, die in aller Welt berühmte kleine weißblühende Alpinische Anemone blos den alleroberſten Kopf des Brockenkulms als den ihr angewiesenen Standort, und die wilde Feuerlilie kommt sonst nirgends im Harze auf, als nur in den engen Thälern bei der Stadt Andreasberg, ebenso wie der Taxusbaum nur ein einzige ihm passende Felswand im ganzen Harz gefunden hat, nämlich die Klüfte und granitenen Nischen an der Roßtrappe.

Andere Pflanzen dagegen sind zwar meilenweit verbreitet, doch kehren sie nur in gewissen gleichartig gestalteten Lokalitäten, die ihnen zusagen, wieder, die einen blos an südlichen Wänden, die andern an westwärts abfallenden Rücken.

Manchen aber, den am wenigsten wählerischen von Allen, begegnet man auf den Unterlagen der verschiedensten Felsarten, auf allen Stufen und Höhen und in allen Gestaltungen des Terrains. Und solche Gewächse

treten dann in Folge ihrer Häufigkeit durch ihre Farbe und Form in der Landschaft zuweilen sehr charakteristisch, dominirend und tonangebend auf.

Eine dieser am Harze überall zu findenden und daher jedem Reisenden bekannten Pflanzen ist die Purpurea digitalis oder der Fingerhut, die man unter den ächten Harzgewächsen als eins der gemeinsten bezeichnen kann.

An allen Wegen und Stegen, auf jeder Bergblöße und an allen Thalgeländen erblickt man die hohen gebogenen Stengel mit den hübschen hochgefärbten Blumenglocken dieser honigreichen und, wie von den Bienen, ebenfalls von unsern Apothekern gesuchten Stauden, die auch den Landeskindern des Harzes ein wohlschmeckendes Oel geben, und von denen diese an einigen Orten fabeln, daß, wenn sie sich im Winde beugen und nicken, eben ein kleiner Berggeist an ihnen vorüberschlüpfe, an anderen, daß die Elfen ihre zierlichen Blüthenbecher als Hüte oder als Handschuhe benutzen.

Diese vielbesprochenen Blumen sind sehr gesellig und sprossen zuweilen so dicht auf, als ob man sie gesäet hätte. Sie färben oft ganze Striche, die in der Mitte der Waldung wie blumige blutrothe Oasen liegen. Da sie des Lichts und der Sonne bedürfen, so gedeihen sie im Schatten der Bäume selten, am besten an den dem Süden zugewendeten Abhängen.

Nichts destoweniger aber birgt auch im Walde der Boden ihr Gesäme überall lange Zeit. Denn kaum hat man in unserm Harze irgendwo eine Waldstelle

abgeholt, so bricht (wunderbar genug), auch wenn seit einem Jahrhundert keine solche Pflanze dort gewachsen war, ein Heer jener feurigen Blumen fast wie ein Waldbrand aus dem Erdreich hervor.

Im Herbste, wenn sie abgeblüht sind, und dann nur noch ihre vergilbten Blätter übrig bleiben, werden jene purpurnen so munter schimmernden Fingerhutgärten gelblich und bräunlich, welche trübe Färbung schon um die Mitte August eintritt, und dann erscheinen dieselben allerdings nicht als eine Zierde der Landschaft. Sie sehen von weitem nur wie mit Moos überzogene oder wie von der Sonne verbrannte und verdorrte Wald- und Gebirgsplätze aus.

Pflanzen, die auf ähnliche Weise, wie die nur beispielsweise von mir genannten, in Masse erscheinen und wieder verschwinden, recht eigentliche Harzpflanzen, könnte man noch mehre nennen. Wo die Sonne an irgend einem gelichteten Waldorte das Dunkel erhellt, den Boden erwärmt, die feuchten Dünste verdampft, da sprossen aller Orten neue vegetative Schöpfungen hervor. Die Berge, ihre Terrassen, Plateaus und Thäler sind eine Bühne, auf welcher die Kinder der Flora stets verschiedene Spiele und Scenen aufführen. Ich vermöchte sie hier kaum alle nur leise anzudeuten oder bei Namen zu nennen, geschweige denn zu schildern.

„Aber ganz vergebens“, sagt ein Harzschilderer, „würde man sich bemühen, die Frühlingspracht und den Reichthum der Wiesen zu beschreiben, die den Fuß des Harzes

umgeben, und von da aus auch an vielen Orten durch die Thäler sich in die Fichten- und Laubholzwälder hinaufziehen. Ein solches Harzwiesenthal gleicht einem mit Farben bis an den Rand gefüllten See von Geranien, Euphrasien, Achilleen, Anthyllen, Skabiosen, Cisten und Campanula-Arten, auf welchem jede vom Winde bewegte Blumenwelle dem Auge immer neue reizende Mischungen darstellt."

Wie die Flora des Harzes, so bietet auch seine Fauna manche eigenthümliche und interessante Seite.

Reich ist sie namentlich an solchen kleinen Thieren, die ihr Leben an die Vegetation heften, an Insekten, Käfern und Schmetterlingen. Wie unter den Pflanzen der höheren Bergspitzen mehre sind, die eine intime Verwandtschaft der Natur dieser Gipfel mit der der Alpen und auch des Skandinavischen Nordens bezeugen, so thun dasselbe auch einige der genannten Thiergattungen. Am Brocken flattern etliche Insekten und Schmetterlingsarten, die man von da an nur erst am Rande der Schweizer Gletscher wieder findet.

Wie es unter den Gewächsen viele giebt, die sich nur auf einem ganz engbegränzten Raume gesellig verbreitet haben, so ist auch einigen dieser lebenden Geschöpfe wohl eine ganze knappe und äußerst beschränkte Heimath in den Bergen gegeben, die zuweilen nicht viel größer ist, als ein mäßiger Garten.

Unter andern — um auch davon ein specielles und recht frappantes Beispiel zu geben, — hat man bei einem kleinen Wasserbecken am Brockenfelde eine schöne

und rare Nachtfalterart entdeckt, die einzig und allein nur in den Gebüschen am Ufer dieses Sees zu finden ist, und so versteckt haust, daß die Naturforscher bis zur Stunde noch so gut wie nichts von ihrer Lebensweise, weder von ihrer Puppe, noch von ihrer Raupe kennen, und daß jedes Exemplar dieses Falters, der den Namen Speciosa trägt, von den Liebhabern mit hohen Preisen bezahlt wird. Es beweist dies wenig bekannte Factum unter andern, wie manche unerforschte und anziehende Seite sich im Harze dem eifrigen Entomologen noch heutzutage darbietet.

Hat man doch auch noch ganz kürzlich (erst im Jahre 1863!) in den Höhlen des Harzes, namentlich in der Biels- und Baumannshöhle ein Paar bisher unbeachtete Thierchen, nämlich zwei farb- und augenlose Käfer entdeckt und ans Tageslicht gezogen, ihnen Namen gegeben und sie in die Annalen und Verzeichnisse der Erdgeschöpfe eingetragen.

Von den Fischen schlüpft keiner so weit durch das Gebirge hin, wie die kleine Forelle, die, durch alle Wasserfälle springend, fast bis auf die Brockenkuppe gelangt, und die man als eine ächte und kühne Erkletterin der Berge und Felsen wohl das Eichhörnchen des Wassers nennen könnte.

Unter den Harzvögeln aber ist der König der Auerhahn, der in den Fichtenwäldern aller höheren Kuppen in den Umgebungen des Jagdkopfes, des Bruchberges, des Brockens u. s. w. horstet, und

von den Jägern als das nobelste Federwild betrachtet wird.

Zahllos sind die Gattungen der kleinen Wald- und Singvögel, die auf ihren Zügen aus Norden und Süden bei der hohen Harzinsel anlanden, dort eine Zeit lang in den schönen Wäldern derselben rasten, zum Theil sich daselbst auch für beständig angesiedelt haben.

Ueber die größeren Raubthiere wußten die Harzschriftsteller ehedem mehr zu berichten als jetzt. Noch kurz vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts schoß man die Wölfe dort rudelweise, in einem einzigen sogenannten Wolfsgarten im Laufe des Jahres 1701 allein 24. Wolfsgärten oder Wolfsgruben waren damals überall in unserem Harze häufig. Auch noch zu unserer Zeit hat man einzelne, sowohl wilde Katzen, als auch Luchse in den oberen und dichten Waldstrichen erlegt. Doch kann man auch diese wilden Thiere jetzt, ebenso wie die Wölfe, als beseitigt und ausgerottet betrachten; dagegen hüpfen die lustigen Eichhörnchen, sowohl die schwarzen und die braunen, als auch die grauen in allen Bäumen.

Auch den freundlichen Bewohnern des Waldes, den Rehen und dem friedlichen Edelwilde, desgleichen den trotzigen Ebern drohte in den Jahren 1848 und 49, wie einst den Wölfen, der Untergang. Doch haben sie sich von den Anfeindungen und Niederlagen, die sie in jener demokratischen Periode, wo man Alles, was irgendwie mit der alten Zeit zusammenhing, die Feudalen und ihre Freunde und Bundesgenossen außer und in dem

Walde, mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, jetzt wunderbar erholt. Und alle Gehölze des Harzes sind wiederum voll von diesen dem Jäger und Naturfreunde so interessanten, aber beim Landwirth so wenig beliebten Geschöpfen. Die neugierigen Hirsche machen sogar zu Zeiten ihre Besuche auf dem Gipfel des Brockenkulms, wo man sie wohl im Mondenschein vom Brockenhause aus spielend und grasend erblicken kann.

Leider und zur Bekümmerniß aller armen Kartoffelgärten-Besitzer hat sich auch das Schwarzwild in der Neuzeit abermals außerordentlich vermehrt. Man begegnet, wenn sie sich selbst auch zum Bedauern des wißbegierigen Reisenden nur zu gut im Dickicht verstecken, auf allen Wegen ihren Spuren, den sogenannten „Kesseln", in denen sie lagern, den morastigen und wässerigen Stellen, in denen sie sich baden und abkühlen, den „Aufbrüchen", in welchen sie, bald hier bald da nach Wurzeln wühlend, den Boden tief aufrissen, indem sie Erdreich und dicke Steinklötze mit bewundernswürdiger Kraft ihres Rüssels bei Seite warfen.

Die wilden Eber sind von allen Geschöpfen die rüstigsten Wanderer im Harze und streifen in wenigen Stunden oft meilenweit durch das Dickicht hin. Man hat auf dem Plateau von Clausthal wohl am frühen Morgen Keiler geschossen, denen das Getreide noch zwischen den Zähnen saß, welches sie kurz zuvor in der Nacht auf den entlegenen Kornfeldern der Bauern der Ebenen am Vorharz geraubt hatten.

Nichtsdestoweniger geben sie sich nicht, wie wohl die Hirsche, die Mühe, den Brocken und die anderen höheren Gipfel, wo wenig für sie zu finden ist, zu erklimmen, vielmehr halten sie sich in den unteren Partieen in der Nähe der angebauten und futterreichen Gegenden, in denen sie ihre nächtlichen Razzias ausführen.

So viel hier über die charakteristischen Thiere und Pflanzen unserer Gegend. Ich schließe mit einem vorläufigen Blick auf die Menschen des Landes.

Wie in vorsündfluthlichen Zeiten die Wellen des Meeres, so hat auch die Bevölkerung der Ebene einst in der frühesten Periode der Geschichte die ganze dichtbewaldete und damals wenig zugängliche Harzinsel, welche der Bewegung des Verkehrs und des Anbaues entgegenstand, umwogt.

Die Marschrouten und Handelsbahnen führten rings um das Gebirge herum, und der bequeme Fortschritt wurde an seinen Thoren gehemmt. Von zwei Seiten her drangen allmählig zwei verschiedene Völkerstämme — von Süden die oberdeutschen Thüringer und aus Mitternacht die norddeutschen Niedersachsen — gegen das Plateau vor, indem sie nach und nach mit ihren Ansiedelungen das Innere in Besitz nahmen.

Noch jetzt theilt sich daher die Harzinsel in eine südliche oder südöstliche Hälfte, in welcher die oberdeutsche Mundart und Race herrscht, und in eine nördliche oder nordwestliche Partie, in welcher plattdeutsche Sprache und Weise vorwalten.

Trotz dieser Sprachen- und Racenverschiedenheit haben doch auch wieder alle Harzer als Insassen derselben zusammenhängenden Gebirgsinsel in Geist- und Körperbildung, in Sitte, Denkungsart und Gemüthsstimmung so viel Gemeinsames, daß man sie fast als ein Bergvölkchen für sich betrachten kann, und daß auch unter ihnen selbst ein gewisses Gefühl der Landsmannschaftlichkeit existirt. Man könnte — wenn so etwas zu versuchen mich hier nicht zu weit führen würde — ein allgemeines nationales Portrait entwerfen, zu dem sich alle Harzer bekennen, und in dem sich alle Harzer wiedererkennen würden.

Trotz der lockenden Erzberge des Inneren, und trotz seiner lieblichen Anger, Weiden und schattigen Wälder hat sich doch aus sehr begreiflichen Gründen die Hauptmasse der brodessenden Menschen immer an der Schwelle des Gebirges, da wo die fruchtbare Ebene an dasselbe stieß, zusammengedrängt erhalten. Hier, an der Gränze der beiden contrastirenden Zustände war die mannigfaltigste Gelegenheit zur Benutzung der Vortheile, welche beide dem Menschen darboten. Da setzten sich auf den hervorragenden und die Ebene beherrschenden Spitzen die ersten Eroberer und Ritter fest, eigneten sich einen Theil der im Angesichte ihrer Schlösser liegenden Ackerfluren zu und griffen auch rückwärts ins Gebirge hinein, um sich den Besitz von Waldungen, Wiesen, Huthweiden und Bergwerken zu sichern.

Ebendaselbst siedelten sich auch am liebsten die Bürger

der Städte, die Gewerbs- und Handelsleute an, um den Verkehr, der theils das Gebirge umfluthete, theils aus der Ebene in die Berge strebte, zu vermitteln und zu leiten. Auch sie erwarben — wie jene — auf der einen Seite Aecker und Gärten in den Ebenen, und auf der andern Seite Forsten, Weiden und Huthgerechtsame in den Bergen, — Stadtwälder für ihre Städte — Kirchenwälder für ihre Kirchen, zuweilen auch bedeutende Bergwerke, ja ganze Erz-, Silber- und Eisenberge.

Demzufolge ist der Harz in der Weise, wie es bei jeder Gebirgsinsel der Fall sein wird, von einer Kette hübscher kleiner Städte, nahe aneinander gereihter Ortschaften, Handelsmärkte und Fürstenresidenzen ringsumher umschlungen.

Auf allen seinen Vorgebirgen liegen malerische Burgtrümmer, welche einst die Sitze alter Adelsgeschlechter oder der sogenannten Harzgrafen waren, und die Wiege manches berühmten Regentenhauses geworden sind, und schöne Schlösser, in denen noch jetzt hier und da die Nachkommen jener alten Harzgrafen schalten und die Umgegend beherrschen. Zwischendurch war ehemals diesem dichten Kranze menschlicher Ansiedlungen hier und da auch ein reiches Kloster eingeflochten, von dessen Bedeutung jetzt aber auch freilich nur noch die stattlichen Ruinen zeugen.

Das Innere des Gebirges contrastirt auch in dieser Beziehung mit dem Rande nicht wenig. Eigentliche

Städte mit Mauern, Schlössern und Thürmen gab es dort fast nie. Und auch noch heutzutage sind daselbst die verstreut wohnenden oder in locker gebauten Flecken und Dörfern gesammelten Berg- und Waldleute, Hirten, Jäger und Fischer die Mehrzahl.

Zu jenen an den Rand des Harzes sich lehnenden und aus ihm gleichsam wie Früchte hervorgewachsenen Ortschaften gehörte unter andern Goslar, eine unserer berühmtesten deutschen Reichsstädte. Sie war über 100 Jahre die vornehmste Residenz einer Reihe der tüchtigsten deutschen Kaiser, und über 200 Jahre lang der Schauplatz vieler wichtigen Verhandlungen und der Sammelort berühmter deutscher Reichstage.

Durch sie hauptsächlich ist die ganze Harzische Gebirgsinsel vielfach in die Geschichte unserer alten deutschen Kaiserzeit verflochten, und dieser Umstand allein ist genügend, den alten Harz dem Reisenden theuer und werth zu machen, und den ästhetischen Genuß, den er bei seiner Betrachtung findet, durch die glänzende Folie einer so großen historischen Bedeutsamkeit zu erhöhen. Denn man ergeht sich mit ganz anderen Empfindungen in einem Waldebirge, in welchem die Thäler und Berge von dem Ruhme und den Thaten der Vorfahren erzählen, als z. B. in einem Urwalde, in welchem seit unvordenklichen Zeiten Alles der wilden Natur überlassen blieb. Und namentlich bewegt es das Herz des deutschen Reisenden, wenn man ihm zeigen kann, daß auch schon seine alten glorreichen Kaiser in den Wäldern, in denen

er selber umherstreift, in Kämpfen oder auf Jagden sich tummelten.

Mit einem unserer populärsten Kaiser, dem so oft besungenen Heinrich dem Finkler fängt so zu sagen die ganze Geschichte des Harzes an. Er war es hauptsächlich, der durch zahlreiche Anlagen den Samen zu jenem hübschen Kranze von Städten und Burgen, der das Gebirge umgiebt, ausstreute. Mit den Fußtapfen, Spuren und Traditionen von Kaiser Heinrich I. ist so zu sagen der ganze Harz durchwebt, und sein Andenken ist noch jetzt dort unter dem Volke lebendig. Eine Menge kaiserlicher Edikte und Befehle von ihm und von seinen Nachfolgern sind aus den Thälern und Bergen des Harzes datirt, und haben sich von da aus Gehorsam im weiten deutschen Reiche verschafft.

Die zweiten und dritten Heinriche und auch die Ottonen hatten ihre Lieblingssitze und Pfalzen (Goslar, Werla, Memleben, Quedlinburg und andere) rings um den Harz herum. Otto I. und Otto II. führten über den Harz eine goldene Zeit herbei, denn unter diesen Kaisern floß das Silber aus seinen Gruben reichlicher als je früher oder später hervor, und sie konnten aus dieser Quelle die blühenden Bischofssitze von Magdeburg, Brandenburg, Merseburg und von anderen Orten der entfernten Umgegend reichlich fundiren und ausstatten.

Vor Allem liebte der geniale und mächtige Heinrich III. unsern Harz. Er weilte oft dort, wenn er ein Mal von seinen vielen Kriegszügen ausruhte, und hauchte auch

schließlich seinen Geist mitten im Harze, in einem kleinen Orte an der Bode, in den Armen seines Freundes, des Pabstes Victor II. aus. Auch befahl dieser Kaiser, daß sein starkes Herz in einer goldenen Kapsel in einer Kirche am Fuße seiner Harzberge, in Goslar deponirt werde.

Ja sogar die Hohenstaufen, obwohl ein südliches Kaisergeschlecht, kamen oft in dieses unser nördliches Bergland und wohnten angesichts desselben auf ihrem hohen Kyffhäuser, an welchen sich noch jetzt eine der bemerkenswerthesten deutschen Kaisersagen knüpft.

Im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte hatte die Harzinsel ihre großartigste und glänzendste Periode. Sie figurirte und strahlte in Europa, wie ein Peru oder Mexico.

Die politische Zersplitterung, welche eine spätere Zeit in ihr geschaffen hat, contrastirt mit jenen großen Jahrhunderten freilich auf nicht erfreuliche Weise. Denn vielleicht giebt es jetzt in dem vielfach getheilten Deutschland außer dem Thüringer Walde wenige Gebiete, wo diese Zersplitterung einem deutschen Patrioten so trübselig und schmerzlich entgegenträte, wie im Harze. Von allen den angrenzenden Königreichen und Herzogthümern ragen kleine Zipfel und Länderpartikeln ins Gebirge hinein. Auf dieser Höhe hat ein Herzog, auf jener ein König seine Fahne aufgepflanzt. Fast jedes Wiesenplateau hat einen anderen Herrn und Gebieter. Man findet Dörfer, in denen die eine Hälfte dem einem, die andere einem anderen Harzfürsten angehört. Eine Stadt, z. B. Goslar, ist Han-

noverisch, aber ein Haus darin ist Braunschweigisch. Ja die preußischen Antheile am Harze unterscheidet man noch wieder in königliche Preußische und gräfliche Antheile, jede mit ihren besonderen Verfassungen und Zuständen. Die Einkünfte mancher Orte und Berge sind zwei Herren zugleich gemeinsam oder, wie sie das nennen, „Communionbesitz." Es giebt schmale Erzgänge oder Bänke, die auf ihrem zweistündigen Laufe mehrere Male bald unter diese, bald unter jene Hoheit fallen. Vieler Orten entstehen Streitigkeiten darüber, wo unter der Erde die grabenden Bergleute noch in ihrem eigenen Staate arbeiten, wo sie in einen fremden mit ihren Sprengungen eingreifen. In manchen kleinen Strichen fiel der Boden dem einen, der Wald und die Jagd darauf hingegen dem anderen Staate zu. In allen Orten und Thälern gelten andere Rechte, andere Strafen, andere Freiheiten und Ordnungen.

Nichts destoweniger aber steht auch jetzt noch der Harz trotz seiner politischen Zersplitterung und Verkümmerung in der Welt als ein bedeutsames und aller Orten berühmtes Land da, eben so wie auch das ganze Deutschland und sein Volk, ungeachtet seiner Vielgetheiltheit und trotz der ihm anhängenden zahllosen Hemmschuhe, in der civilisirten Welt in vielfacher Hinsicht seinen Rang und sein Ansehen behauptet.

Ist auch der Harz jetzt nicht mehr ein europäisches Peru oder Mexico, das Kaiser und Päpste besuchen, so

bildet er doch für das amerikanische Peru und Mexico und für die ganze neue wie alte Hemisphäre eine Hochschule des Bergbaues und der Bergwerkswissenschaft.

Seine Waldwirthschaft ist schon seit lange so vortrefflich gewesen, daß er auch in dieser Hinsicht weit und breit als Muster und Modell galt und gilt.

Weil er eine so bequem liegende und in sich abgeschlossene Insel ist, so haben unsere norddeutschen Geologen und Botaniker in ihm fast immer ihre ersten Studien, Erfahrungen und Entdeckungen gemacht, und er fördert diese Wissenschaften noch jetzt vielfach auf sehr nachdrückliche Weise unter uns.

Auch in den Liedern unserer deutschen Dichter endlich lebt der vielgerühmte Name des Harzes. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts holten aus seinen frischen Wäldern Claudius, Hölty, Stolberg, Göcking, Matthison und Tiedge ihre Inspirationen. Wie die deutsche Sappho, die arme Karschin den Ilsenstein, so haben andere Dichter die anderen luftigen Gipfel und romantischen Thäler des Harzes besungen, und selbst unter den Autoren aus diesem Jahrhundert haben viele, wie Geibel, Heine und Göthe Harzreisen poetisch geschildert und beschrieben, die unter den classischen Producten der deutschen Literatur ihren Platz einnehmen.

Auch alle diese Erwägungen sind ohne Zweifel geeignet, den Reisen und Wanderungen in den Bergen und Thälern des Harzes ein großes Interesse zu ge-

währen. Möchten sie auch dazu beitragen, meinen ferneren Mittheilungen über diese Berglandschaft, die, wie gesagt, als eine Jugenderinnerung in tausend deutschen Herzen lebt, in dem Auge des Lesers einen erhöhten Reiz zu verleihen.

Der Bergmann und seine Werke.

Es ist nicht selten, daß gewisse Gewerbszweige unter den Landeskindern von Fremden, die sich der Kunst von Alters her bemächtigt haben, betrieben werden. Beim Bergbau, bei dem so vielerlei Talente und Eigenschaften ins Spiel kommen, zeigt sich dies aus begreiflichen Gründen besonders häufig. Hat sich für seine mannigfaltigen Erfordernisse erst einmal bei einer Nation ein Focus von Erfahrung und Wissenschaft entwickelt, so wird man es in andern Ländern, wo nachher auch „Bergsegen" entdeckt wurde, bequemer finden, kundige Leute von daher zu beziehen, als bei sich selber noch einmal die ganze Schule von vorne durchzumachen.

Daher die Erscheinung, daß sich in so vielen Ländern und namentlich auch im Harz an den Bergbau eine eigenthümliche fremdländische Nationalität knüpft, und daß die Bergleute sich auch hier, wie fast überall, in Charakter, Sitte, Sprache und Tracht von den übrigen Bewohnern des Landes unterscheiden, und so zu sagen eine ganz besondere Bevölkerungsklasse für sich darstellen.

Freilich trägt das ihrige auch die Absonderlichkeit des Geschäfts der Bergleute dazu bei, die ganz anders als andere Menschen, wie Maulwürfe in der Erde arbeiten, die Hälfte ihres Lebens in der finstern Unterwelt verbringen, nicht, wie der Landmann, eine schöne, fette, weiche Ackerkrume, sondern harte, widerspenstige Gesteine zu durchpflügen und auf Schritt und Tritt mit sehr eigenthümlichen Gefahren zu kämpfen haben, von denen weder der Landmann, noch der Hirt, noch die Handwerker, noch die Schiffs- und Handelsleute etwas wissen.

Die alten Niedersachsen, von deren Gauen das nordwestliche Hauptstück des Harzes einen integrirenden Theil bildete, entdeckten zwar zunächst die unterirdischen Schätze ihrer Berge und fingen auch selbst schon um das Jahr 1000 an, sie am Rande des Gebirges bei Goslar auszubeuten. Allein sie konnten, wie es heißt, nicht recht damit fertig werden, verließen das begonnene Werk wieder, und die damaligen deutschen Kaiser, die Heinriche und Ottonen, die zugleich Herzöge in Sachsen waren, beriefen daher kundige Männer aus Franken.

Auch später noch, wenn die Bergwerksarbeiten in Folge von Krieg, Pestilenz und Verwüstung periodisch wiederum ins Stocken geriethen, wurden abermals solche Bergleute aus Süden zu Hülfe gerufen, und es sammelte sich in Folge dessen mitten unter den blonden, flachsköpfigen Niedersachsen eine Gruppe süddeutscher, fränkischer Colonisten, die von dem berühmten silberreichen Rammelsberge bei Goslar aus tiefer ins Innere der Thäler ein-

drangen, auch die Schätze der hohen, am Fuße des Brocken liegenden Plateaus erschlossen und daselbst im Laufe der Zeiten die sieben sogenannten Harzer Bergstädte: Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Altenau, Grund, Wildemann und Lautenthal gründeten.

Da man fremde Colonisten in der Regel nur durch Verheißungen besonderer Vortheile zur Auswanderung aus der Heimath bewegen kann, da den Franken die schwere Aufgabe, eine völlig unbewohnte und rauhe Gegend bewohnbar zu machen, zu Theil wurde, und da sie dort ein ganz neues und großartiges Werk zu schaffen hatten, so gab man ihnen (vermuthlich von Anfang herein) gewisse Privilegien und Freiheiten.

Wie diese Privilegien zur Zeit der Ottonen und der nachfolgenden Kaiser gelautet haben, weiß man nicht mehr. Im Ganzen aber mögen sie von jeher ungefähr ebenso, wie noch später und fast bis auf die Neuzeit herab, beschaffen gewesen sein. Die fränkischen Bergmannscolonisten sollten, so heißt es, frei von Kriegsdienst sein und keine Steuern bezahlen. Aus den Forsten und Wäldern der Könige und Fürsten sollte ihnen das Holz zum Häuserbau und zum Brennen unentgeltlich geliefert werden. Für ihre Heerden sollten sie in diesen Wäldern freie Weide und auch freie Jagd haben, und das Getreide, das sie selbst auf ihren rauhen Bergen nicht erzeugen konnten, zu einem mäßigen, ein für allemal festgesetzten Preise aus den fürstlichen Kammern geliefert erhalten.

Auch sonst bekamen die Colonisten mehrfach ihre

eigene politische Verfassung, ihre eigenen Oberen, ihre besonderen Gerichte, und die „Sieben-Harzer-Bergstädte" bildeten daher gewissermaßen einen kleinen Staat im Staate, etwa ähnlich wie die berühmten Sette commune (die sieben deutschen Communen) auf den italienischen Bergen, innerhalb des Gebietes der ehemaligen Dogen von Venedig.

Ohne mich auf die überhaupt sehr dunkle Geschichte dieser sogenannten „Bergfreiheiten" oder „Harzgerechtsame" einzulassen, will ich nur bemerken, daß sie, wie es mit allen Privilegien zu gehen pflegt, vielfach ein Zankapfel zwischen denen, die das Regiment führten und den Privilegirten gewesen sind, daß sie Anlaß zu Streitigkeiten gegeben haben, oft auch erneuert, bestätigt oder etwas anders formulirt worden sind, im Ganzen aber bis in dieses Jahrhundert hinein fortbestanden haben.

Aber der Nivellirungs- und Centralisirungsgeist, der alle unsere heutigen Staaten beseelt, hat auch in diese mittelalterliche Burg nicht nur Bresche geschossen, sondern sie jetzt fast dem Erdboden gleich gemacht.

„Der Harz", so sprach zu mir der Prediger eines kleinen Harzer Bergwerksortes, „ist ein zweites bergumschanztes Schleswig-Holstein, dessen Privilegien von den deutschen Fürsten und Staaten der Jetztzeit ebenso beseitigt werden, wie die des meerumschlungenen von dem dänischen Könige."

„Sonst hatten wir es Alles verbrieft und versiegelt", sagte mir ein guter Bergmann; „aber unsere Papiere

und Documente sind längst verschwunden oder zerstört, oder in die Hände der Regierungsbehörden übergegangen. Diese sind immer darauf aus gewesen und sind noch jetzt darauf aus, alter Papiere und selbst alter Chroniken, die sie irgendwo in den Händen des Volkes wissen, habhaft zu werden." — „Ich selbst", so fuhr er fort, „hatte einst eine alte Chronik in zwei dicken Bänden. Darin war Alles verfaßt, von den „Unterthanen-Preisen", vom „freien Holze", von der „freien Jagd", von der „freien Weide", von der „Freiheit von der Kriegslast." Alle Harzgerechtsame, welche unsere alten Harzfürsten in früheren Zeiten herausgegeben haben, waren genau darin beschrieben. Und es stand auch darin, daß es auf Kindeskind so bleiben solle. Diese Chronik hat mir einmal unser Amtmann, der ein Liebhaber von Alterthümern ist, abgeliehen. Er gab mir sie lange Zeit nicht wieder, und da ich ihn daran erinnerte, sagte er, er habe sie verloren, und schenkte mir ein anderes Buch dafür."

„Auf diese und andere Art und Weise nehmen sie uns alle Mittel, durch die wir unsere Berechtigungen nachweisen könnten, und entziehen auch dem Volke jegliche Belehrung darüber und alles Andenken daran. Da spielen sie denn hinterdrein mit uns, wie sie wollen, und beschränken unsere Freiheiten. Protestirt nun der Bürger dagegen, und kommt es zum Proceß, so heißt es: „weis' auf." Ja, dann sind aber die alten Schriften weg, und wir verlieren das Spiel."

So sprechen die guten Leute über diesen, wie gesagt, mir dunkeln Punkt.

Besser als ihre politischen Gerechtsame und Freiheiten haben sich die Bergleute des Oberharzes die alte süd- oder mitteldeutsche Sprache, ihren in der Hauptsache fränkischen Dialekt conservirt. Derselbe bildet noch jetzt, mitten in der niederdeutschen Mundart, die ihn rings umgiebt, eine eigenthümliche kleine Sprachinsel. Jahrhunderte lang von seinem Mutterstamme in Franken getrennt, mag er sich im Laufe der Zeiten mehrfach selbstständig weiter entwickelt haben, und stellt so gewissermaßen ein bemerkenswerthes mitteldeutsches Sprachzweiglein für sich dar.

Im gemeinen Leben nennen sie diese Sprache das Harzische, weil sie, wie ich oben sagte, ihr kleines Bergplateau auch vorzugsweise „den Harz“ nennen.

Dieß alte Harzisch, oder wie sie selber sprechen: „'s Harzsch“, zeichnet sich dem weichen Plattdeutschen gegenüber durch viele Härten und consonantenreiche Abkürzungen, sowie auf der andern Seite durch laute, volle Vocale aus, was ich hier durch einige Beispiele erläutern mag.

Das weiche G wird im Munde der fränkischen Bergleute ein hartes K, z. B. statt Vergnügen: „Verknieng“, statt Garten: „Karten“, — das säuselnde S ein zischendes Z, z. B. statt Soldat: „Zoldat“, statt Syrup: „Zirop“, oder auch ein voll rauschendes Sch, z. B. statt Du wirst: „Du wärscht“, statt fürstlich: „färschtlich“, statt gestern: „geschtern.“

Durch Ausmerzung des Vocals „e“ entstehen bei ihnen Härten, wie diese: „Ohng“ statt Augen, „Mohng“ statt Magen, „braung“ statt brauchen, „wink“ statt wenig, „Pfarr“ statt Pferde.

Aehnliche harte Abkürzungen oder Verschneidungen von Worten sind: „arpen“ statt arbeiten, „Arpter“ statt Arbeiter, „angehng“ statt entgegen.

Das den Auslaut mildernde „e“ hinter einem Worte schneiden sie fast immer weg, und sprechen z. B. „Lieb“ statt Liebe, „Has“ statt Hase.

Manche Worte werden durch Verdoppelung des Hauptconsonanten härter, z. B. statt schwerer: „schwerrer“, statt Sarg: „Sarrig“, statt morgen: „morring.“

Dagegen bilden sie wieder andere Formen, als wollten sie für jene Härte eine Entschädigung bieten, noch viel weicher als wir. Das „g“ verflüchtigen sie oft zu „h“, z. B. „Stiehe“ statt Stiege, ebenso „Ziehe“ statt Ziege, „schlahn“ statt schlagen. Das „d“ hinter l, n und r lassen sie oft ganz wegfallen, z. B. „Willemann“ statt Wildemann, „Hunne“ statt Hunde, „gedullig“ statt geduldig. Auch verwandeln sie das „b“ in das noch weichere „m“, z. B. „liem“ statt lieben, „siem“ statt sieben.

Recht alterthümlich und fast großartig klingt es, wenn sie in sovielen Worten unser unschönes und in der deutschen Sprache nur allzuhäufiges „e“ in das volle lauttönende „a“ verwandlen und z. B. statt gewesen „gewasen“ sprechen, statt Bergmann „dr Barkmann“, statt der Bär: „dr Bar“, statt die Welt: „die Walt“,

was sie auch wohl in den Endsilben der Verba thun, z. B. statt singen: „singa“, statt schrein: „schreia.“

Sie sind überhaupt große Freunde des „a“ und setzen es auch statt „au“, z. B. „lafen“ statt laufen, „kafen“ statt kaufen, „glahm“ statt glauben, so wie auch oft statt „i“, z. B. statt die Kirche: „die Karch.“

Wie unser „e“ zu einem „a“, so runden sie unser „a“ zu einem noch volleren „o“ hinauf, z. B. statt sich plagen: „sich plohng“, statt Clausthal: „Clausthol“, statt Harz: „Horz“, die „Horzschprach'“ (die Harzsprache), und das „o“ selbst sinkt dann oft zu „u“ hinab, z. B. „gruß“ statt groß, „huch“ statt hoch. „Ich will dies hulen“, statt holen, „kumman“ statt kommen, „Luhn“ statt Lohn, „luse“ statt lose.

Dieß ließe man sich noch gefallen, recht unangenehm lautet es aber dem Ohr, daß sie unsere Diphthongen „ai“ und „eu“ so oft mit dem unschönen „ä“ vertauschen, und z. B. den Monat Mai „Mä“, die Freude „Fräd“, die Weide „Wäd“ nennen. „Es Lamm schpringt of kriener Wäd vor Fräd“ (das Lamm springt auf grüner Weide vor Freude). Da hatte ein alter Harzer Bergmann denn wohl Recht, wenn er mir sagte: „Unsere Sprache ist nicht glatt, sie ist rauh und gebirgisch, und wir können damit so recht in die Walt (Welt) hineinsprechen.“

In neuerer Zeit hat ein Prediger des Gebirges einige Gedichte in diesem Dialekte publicirt. Dasselbe haben Andere gethan, namentlich auch ein simpler Bergmann,

der in einem ziemlich langen Poëm das Leben und Treiben, die Leiden und Freuden der Bergleute in ihren Gruben sehr treu und lebhaft geschildert hat. Endlich giebt es auch alte Bergmannslieder in dieser Sprache, z. B. ein über 200 Jahre altes, welches so anfängt: „Frisch auf ihr Bergleut' jung und alt!" Dasselbe ist unter dem Titel „Der Bergmanns-Gruß" *) auf dem Harze sehr verbreitet, und wird von den Bergleuten bei allen festlichen Gelegenheiten angestimmt.

Wie fast Alles in der Natur sich denn noch immer wieder in Zweige spaltet und unterabtheilt, so hat das auch der Dialekt der Sieben Harzer Bergstädte gethan. In dem alten, eigenthümlichen, ganz abseits gelegenen und jetzt mit seinen Bergwerken etwas zurückgekommenen Andreasberg, oder wie sie im Lande selbst sagen, „Andersbark", wird das rauheste, oder wenn man will, das reinste „Horzsch" gesprochen. Auch sind die Andreasberger dadurch bekannt, daß sie in allen Fällen das „mir" dem „mich" vorziehen, und hierin unterscheiden sie sich wesentlich von ihren Stammbrüdern, den Lautenthalern, die in ihrer Grammatik gar kein „mich" haben sollen.

Sogar zwischen den Zellerfeldern und den Clausthalern, die doch fast in derselben Stadt wohnen und nur durch einen schmalen Bach getrennt werden, ist der Unterschied in der Sprechweise noch so bedeutend, daß sie sich gleich bei der Begrüßung gegenseitig erkennen.

---

*) Es giebt übrigens viele verschiedene „Bergmanns-Grüße."

„Auch wenn wir Willemänner", sagte mir ein alter Bergmann aus Wildemann, „mit Clausthalern auf der Grube zusammenkommen, so entsteht allemal eine Utzung unter uns", d. h. sie necken sich und ziehen sich auf mit ihrer Aussprache, was sie „sich utzen" nennen.

In den Bergwerksorten, die mit den Niedersachsen oder Plattdeutschen verkehren, können sie wohl beide Sprachen reden, und außerdem haben sie dann dazu noch Hochdeutsch vom Prediger und Schulmeister gelernt. In der Bergstadt Grund, die tief unten hart an der Grenze liegt, herrschen alle drei Dialekte im gemeinen Leben. Doch gilt dann die Regel, daß sie mit Bergleuten und im Bergwerke, oder, wie sie sagen, „auf der Grube" bloß „Harzsch" oder „Clausthalersch" reden. Wenn einer auf der Grube Plattdeutsch sprechen wollte, so würde man ihn auslachen.

Manche reden in ihren Familien Plattdeutsch, bedienen sich aber unter der Erde doch immer des alten fränkischen Dialektes. Ebendasselbe thun sie dem Herkommen gemäß auch dann, wenn sie vor ihren Bergofficieren erscheinen, und auch diese hochdeutschen Oberbeamten reden dann zu ihnen fränkisch und ertheilen ihre Verweise oder Befehle in diesem Idiome, welches ihnen allein zum Bergwerke zu passen scheint, und mit den vielen technischen Ausdrücken des Harzer Bergbaues gleichsam verwachsen ist.

Auch diese technischen Ausdrücke des Bergbaues sind sehr interessant, und es wäre wohl einmal der Mühe werth, die eigenthümliche Kraft der weitverbreiteten Kunst-

sprache der deutschen Bergleute zu untersuchen und ans Licht zu stellen. Sie hat sich gleich einer kryptogamischen Pflanze unter der Erde entfaltet, für alle unterirdischen Erscheinungen, Arbeiten und Anstalten ihre eigenthümlichen und äußerst angemessenen Bezeichnungen erfunden, und eine Menge Dinge, die wir oben anders nennen, in ihrer Weise getauft. Die Bergleute sind dabei häufig sehr poetisch gewesen, und ich mag von dieser Sprachpoesie hier wieder einige von mir gesammelte Proben geben.

Sie sprechen nicht von dem „Reichthum" der Erzgänge, sondern von ihrem „Adel" oder ihrer „Edelkeit." Schlechte, arme Erzgänge nennen sie „faul" (vielleicht weil ihnen nur die metallhaltigen gesund erscheinen?). Statt von inhaltlosem, reden sie von „taubem Gestein" (etwa weil kein Silber darin tönt und klimpert?). Die Seitenwände der Gänge nennen sie „Wangen" oder „Backen", als befänden sie sich dort in dem finstern Rachen eines Ungeheuers.

Die Gesteine des Erdglobus, die in end- und bodenloser Ausdehnung unter den tiefsten Punkten ihrer Schachten und Gruben liegen, nennen sie „die ewige Teufe" (die ewige Tiefe). Sie sagen z. B. von einem Erzgange, dessen Ende sie mit ihren Spürarbeiten noch nicht erreicht haben, er gehe bis an „die ewige Teufe", was einigermaßen dem Schifferausdruck „das hohe Meer", oder unserem „die große, weite Welt" ähnlich gebildet ist.

Die Oberfläche der Erde bezeichnen sie mit dem Ausdrucke „der Tag", oder, wie sie selbst sprechen, „der

Tohk", der in ihrer Phantasie stets sonnig und lächelnd über ihrer Grubennacht steht.

Wenn sie taubes oder inhaltloses Gestein aus ihrem Grubenloche hinaustransportiren, und den Berg hinabrollen lassen, so nennen sie das „in die wilde Fluth stürzen", auch wenn gar kein Wildbach da ist, der es fortführen könnte. Alles, was sie als unnütz über Bord werfen, wird „in die wilde Fluth gestürzt."

Alte ausgebeutete Erzgänge, sowie auch das taube Gestein, mit dem diese Löcher und leeren Räume gefüllt wurden, nennen sie den „Alten Mann", vermuthlich weil ihnen nur die noch von Erzen strotzenden Adern jugendlich erscheinen.

Ist ein Schacht durch angesammelte Wasser unfahrbar geworden, so bezeichnen sie ihn als „ersäuft", als wäre alles Leben darin getödtet.

Von der „Luft" in ihren Schachten reden sie gar nicht, sondern nur vom „Wetter", obgleich sie dort eigentlich von allen Sorten des Wetters unserer Atmosphäre ausgeschlossen sind. Sie haben allerlei „böse Wetter", d. h. schlechte Lüfte, „schlagende Wetter", „matte Wetter", „Brand-Wetter" u. s. w. Die genießbare Tagesluft heißt „das frische Wetter."

So viele Maschinen sie auch bis zur ewigen Teufe hinabbauen, so kennen sie doch jenen Ausdruck nicht. Sie haben dafür nur „Künste." Die „Fahrkunst" z. B. ist die Maschine zum Hinauf- und Hinunterfördern der Leute.

Ihr Ausdruck „ein-" und „ausfahren" ist sehr poetisch, fast hyperbolisch, denn man könnte dabei an ein bequemes Aus- und Einkutschiren der guten Bergleute in und aus der Erde denken, während es in der That nur ein äußerst mühseliges, oft stundenlanges Auf- und Abklimmen auf hundert lückenhaften Leitern, oder, wie sie statt dessen sagen „Fahrten" ist (unseren Namen „Leiter" für „Fahrt" können die Bergleute nicht leiden).

Die alte dampfende Lampe, die sie beim Klettern am Daumen hängen haben, heißt „das Grubenlicht", und „Oel" nennen sie nicht Oel, sondern das „Geleuchte." Dies Wort „Geleuchte" für Oel, Thran, Talg, überhaupt Alles, was brennend leuchtet, wäre auch für uns Andere ein sehr brauchbares und nettes Wort. Für unser Wort Blasebalg haben die Bergleute das viel hübscher gebildete „das Gebläse." Diese und viele ihrer sonstigen Ausdrücke könnte man recht gut aus ihren Souterrains in den allgemeinen großen Garten der deutschen Sprache verpflanzen. Sie haben manches Wort sehr richtig componirt, welches unser allgemeiner Sprachgebrauch zu componiren ganz unterlassen hat, z. B. „zergänzen", d. h. ein Ganzes kleinmachen. Auch kommen einige gute Adjective bei ihnen vor, die wir nicht kennen, z. B. „Bleiische Producte" (d. h. verschiedene Blei enthaltende Producte).

Allein von allen Phrasen und Ausdrücken der deutschen Bergleute hat keine mehr allgemeine Anerkennung

gefunden, als ihr „Glück auf", der alltägliche Gruß und Wunsch, den sie, in ihre Gruben hinabsteigend, auf ihren gefährlichen Wegen mitnehmen, und der erste Gruß, zu dem sie, aus der Tiefe emportauchend, den Mund öffnen, indem sie ihn den im hellen Tageslicht Umherstehenden zurufen. Es sind zwei sehr glücklich gewählte Worte, die Jedem gefallen und die sich durch die ganze bergmännische Welt Deutschlands Cours und Geltung verschafft haben.

Der Bergmann kennt keinen andern Gruß, wenigstens auf der Grube nicht, aber auch auf der Oberfläche der Erde nicht, wo man ihm im Walde auf seinem Geschäftswege, in seinem Arbeitscostüm und mit seinem Grubenlicht in der Hand begegnet. Auch die gebildeten und nicht beim Bergbau betheiligten Stände in den Bergbau-Districten haben sich in diesen Gruß verliebt, und bedienen sich seiner gern in zahlreichen Fällen, z. B. auch in ihren freundschaftlichen Correspondenzen am Schlusse ihrer Briefe. In neuerer Zeit hat man das „Glück auf!" auch als Devise auf das Post- und Briefpapier gedruckt, und wenn in einer Bergstadt ein Fest gefeiert, oder ein hoher Gast empfangen wird, so erscheint das uralte Motto in Kränzen verflochten, mit Blumen gestickt, bei Illuminationen mit Flammen und auf hundertfältige andere Weise dargestellt. Auch bedienen sich die Bergleute desselben bei dergleichen Gelegenheiten statt unseres viel bedeutungsloseren „Hurrah!" Sie bringen ihren Jubilaren statt eines Hoches ein „Glück auf!"

Vielleicht liegt der Zauber dieses Wortes in seiner lakonischen Kürze und zum Theil auch in der harmonischen Musik seiner beiden Hauptvocale, vor allem aber in dem betonten Schlußworte „auf!", das uns bei der Begrüßung emporweist, eine Hinweisung nach oben zu enthalten und fast eine Uebersetzung des eben so kurzen lateinischen „Excelsior!" zu sein scheint. Die ganze Poesie und Kraft des Wortes wäre vernichtet, wenn man, wie sie wohl hie und da in einigen ebenen Landschaften thun, statt „Glück auf!" — Glück zu! — sagen wollte.

Da die Menschenkinder alle gewissermaßen den Bergleuten gleichen, sich wie sie mit ihren täglichen Lasten und Sorgen abmühen, aber immer, wie sie, sich wieder zum Sonnenschein der Hoffnung und Freude emporrichten sollen, da endlich auch unser ganzer irdischer Lebenskampf der mühseligen Arbeit in einem finsteren Schachte gleicht, aus welchem wir einst zum schönen Lichte uns erheben werden, so hat auch für uns alle der Ruf: „Glück auf" so viel Angemessenes und Treffendes. Es wäre wohl interessant genug, wenn man von der Entstehung und dem Alter dieses frommen Deutschen Bergmannsgrußes etwas Näheres zu berichten wüßte.

Wie dies ihr „Glück auf!" und wie ihre gesammte übrige Sprechweise, so ist denn auch die Kleidung der Bergleute uralt. Sie haben in ganz Deutschland weit mehr als irgend eine andere Berufsklasse — vielleicht könnte man ihnen noch ihre Brüder, die Forst-

und Waldleute an die Seite setzen — an einer alterthümlichen Tracht festgehalten. In den ältesten Schilderungen, die wir von den bergmännischen Costümen besitzen, werden dieselben ungefähr ebenso dargestellt, wie wir es bei unsern Harzern, wenn sie zur Arbeit gehen, oder wenn sie in ihrem sonntäglichen Staate in der Kirche erscheinen, oder wenn sie bei Bergparaden in Procession aufziehen, noch heutzutage sehen.

Ihrledernes Schurzfell, ihr „Schachthut" — eine rundliche hohe Kopfbedeckung, welche der Ungarischen Husarenmütze oder der Schaffellmütze der Perser sehr ähnlich sieht — ihre knappanliegenden und äußerst kleidsamen Puffjacken, die dunkle schwarze Farbe, die ihrem ernsten Beruf so angemessene Lieblingsfarbe aller Bergleute, dies Alles ist in der Hauptsache so geblieben, wie es im funfzehnten Seculo war. Nur die langen Bärte der damaligen Zeit fehlen den etwas minder rauh behaarten Kindern des neunzehnten Jahrhunderts.

Bei öffentlichen Feierlichkeiten und Aufzügen, von denen alle Bergleute so große Freunde sind, tragen sie in der Hand die sogenannten „Häckel", lange Stäbe mit einem messingenen oder silbernen Haken oder Beil statt des Knopfs, und andere Insignien und Instrumente. Auch fehlen ihnen dabei nie ihre Grubenlichter und eine Fülle von Fackeln. Denn so wie fast alle ihre Arbeiten in finsteren Räumen, ohne Sonnenlicht, beim Grubengeleuchte vor sich gehen, so wählen sie auch gern für jene feierlichen Aufzüge den Abend oder die Nacht, wo

sie mit ihren Lichtern und Fackeln Parade machen können.

Wahrscheinlich hat man stets auch von oben her auf die Conservirung des alten eigenthümlichen Bergmanns-costüms gehalten. Denn da nicht nur die Arbeiter, sondern auch sämmtliche Officiere bis zum „Berghauptmann" (ihrem „Könige") hinauf mit nur geringen Nüancen in Façon und Stoff dasselbe tragen, so empfinden sich bei diesem Anblick alle als Mitglieder der großen Corporation oder Brüderschaft, die sie bilden. Schon die kleinen Pochjungen sind etwas eingebildet darauf, wenn sie am Sonntage wenigstens ein Stückchen Puffjacke über die Schultern ziehen dürfen, obwohl ihnen der „Häckel", das „Grubenlicht", und einige andere Zierrathen noch versagt sind. Sie thun sich was darauf zu gute, wie der Soldat auf seine Montur. Auch pflegen sie, wenn sie vor ihre Oberen gerufen werden, wie die Soldaten, nicht anders als in ihrer alterthümlichen Uniform zu erscheinen.

Wie in seiner Kleidung und Sprache, und dem Gesagten nach in seiner politischen Verfassung, so steht der Bergmann des Harzes vor allen Dingen auch in Bezug auf seine körperlichen und geistigen Anlagen, als eine eigenthümliche Figur da, — und vielleicht hätte ich dies zu allererst erwähnen sollen.

Was ihre physiologischen Besonderheiten und Qualitäten betrifft, so kann man sagen, daß sie in der Regel von mittlerer Statur sind. Man sieht selten solche lange

Gestalten unter ihnen, wie unter unsern Niedersächsischen Landleuten. Auch darin bekunden sie sich als Franken oder Mitteldeutsche. Auch ihr meist schwarzes und oft gelocktes Haar mögen sie noch aus dem Süden mitgebracht haben. Ihre Gesichts- und ganze Gliederbildung ist zierlicher und manierlicher. Ihr Knochenbau, obgleich nicht plump und eckig, ist kräftig, ihre Nerven und Muskeln sind stark und elastisch. Ihr Gang und alle ihre Bewegungen haben etwas auffallend Behendes und Energisches. Sie schreiten meist beflügelten Schritts über die Berge dahin. Wahrscheinlich trägt die tägliche Gymnastik beim Beklettern ihrer Gruben und „Fahrten" das ihre dazu bei. In raschem Tempo hüpfen sie ihre endlosen dreihundert Fuß unter dem Boden des Ostseebeckens hinabsteigenden Leitersprossen hinauf und hinab, und so behalten sie denn dieselben flinken Bewegungen und behende Muskulatur auch auf der Oberfläche bei. Es ist nichts Mattes und Schläfriges in ihren Manieren, und man sieht es den Menschen an, daß sie nicht geschaffen und erzogen wurden für den Pflug und Spaten, oder für den Verkehr mit Ochsen und Ackerpferden, wie unsere schwerfälligen holzbeschuhten Moor- und Haide-Bauern.

Im Einklange mit dem Allen stehen die Anlagen ihres Geistes und Gemüthes, ihr sanguinisches Temperament, ihr heller Verstand, ihr gewandter Witz, ihre lebhafte Phantasie, vereint mit großer Geistesgegenwart und muthiger Entschlossenheit, lauter Eigenschaften, die

vermuthlich weniger als ein Erbtheil der Vorväter ihrem Blute oder ihrer Race anhangen, als vielmehr in Folge der Eigenthümlichkeiten ihrer Beschäftigung in ihnen erzeugt wurden.

Es giebt wohl wenige Gewerbe in der Welt, die in so hohem Grade in die Gebiete aller übrigen Künste und Wissenschaften eingreifen, wie der Bergbau. Die Naturkunde, namentlich die Geologie und die Chemie sind vor allen Dingen ein erstes Erforderniß. Wenn Einer, so dringt der Bergmann recht in die innersten Werkstätten der Natur, der er überall auf ihren verborgensten Spuren folgt.

Die Wege in ihren dunklen Labyrinthen finden sie, wie der Schiffer, mit Hülfe der Magnetnadel. Sie können dabei selbst der Sonne und der Sterne nicht entbehren. Sie müssen wie der Schiffer auch Astronomen und Mathematiker sein.

Die Wege, Höhlen und Tunnel, die sie bahnen, müssen vielfach gestützt und überwölbt werden, und sehr verschiedenartige Bauwerke unter und über der Erde sind dazu nöthig. Die Architektur ist also eine Hauptpartie der Bergbaukunde. Zur Förderung der Producte, zur Entwässerung der Gruben, zu vielen andern Zwecken bedarf man der künstlichsten Maschinen, und die Herstellung, Leitung, Beaufsichtigung aller dieser mannigfaltigen Dinge, aus denen ein Bergwerk componirt ist, üben nicht bloß den wissenschaftlich gebildeten und dirigirenden Oberbeamten, sondern auch den bloßen

Arbeiter in den verschiedenartigen Erkenntnissen, Verrichtungen und Manipulationen.

Es wäre in der That wunderlich, wenn bei dem Allen nicht der ganzen Klasse ein hoher Grad von Intelligenz und eine rasche Fassungsgabe eigen geworden sein sollte.

Wie der Verstand, so wird auch die Energie des Charakters in den Bergwerken vielfach geprüft und gestählt, denn die Gefahren, die man nur mit Muth besteht, sind dort so groß und zahlreich, wie die Schwierigkeiten, die man durch Ueberlegung beseitigt. Auf Schritt und Tritt hat der Bergmann die schaurigen Abgründe, die ihm oft ein Grab werden, welches er sich selber grub, unter seinen Füßen. Ueber ihm wölbt sich nicht der freie Himmel, sondern eine stets den Einsturz drohende Erddecke, welche gehörig zu sichern oft die vorsichtigste Berechnung zu schwach ist. Mit Eisen und Pulver liefert er den unterirdischen Mächten tägliche Schlachten, um ihnen die Schätze zu entringen, die sie in widerspenstiger Umarmung halten. Böse, matte, schlagende Wetter, tödtende Stickluft oder explodirende Gase, mit denen das Innere der Gebirge geschwängert ist, können bei jedem Durchbruch hervorstürzen. Beim Sprengen, bei der Eröffnung neuer Gänge, oder wo es darauf ankommt, bedrohte Gefährten, oder auch nur bedrohte Producte zu retten, da giebt es tagtäglich Momente und Situationen, in denen ein schnelles Zugreifen, ein rascher Entschluß, ein energischer Muth, oder auch ein

kalter Gleichmuth nöthig, herausgefordert und geübt wird. Es ist begreiflich, daß der Bergmann sich im Laufe seines Lebens auch diese Charakterqualitäten aneignet.

Bossuet sagt: „Niemand steht über dem Menschen, der sein Leben für eine gute oder nützliche Sache hingiebt.“ Von den Harzer Bergleuten, bemerkt ein französischer Schriftsteller *), daß sie ihr Leben nicht nur hingeben, sondern daß sie es unter Umständen freudig in die Schanze schlagen, ja daß sie zuweilen verschwenderisch damit umgehen. Alle, die es erlebt haben, sind in dieser Beziehung voll Bewunderung für sie, und versichern, daß wenn es darauf ankömmt, Genossen zu retten, dann die Oberbeamten mehr Mühe haben, den Eifer und die Opferlust ihrer Leute zu zügeln, als ihre Anstrengungen anzufeuern, und man berichtet in dieser Beziehung die in psychologischer Hinsicht merkwürdigsten Dinge und Auftritte.

Als z. B. vor einigen Jahren in einem der Clausthaler Bergwerke ein großer Grubenbrand ausbrach, dessen furchtbare Geschichte in mehren officiellen Schriften in einer höchst einfachen und ergreifenden Weise erzählt ist, da offenbarte sich jener Todesmuth, jene Aufopferungslust, jener Brudereifer unter den Bergleuten Clausthal's auf eine äußerst auffallende Weise. Ein paar Arbeiter, die in der Nacht zuerst den brenzlichen Geruch des Feuers (das „Brandwetter“) gespürt hatten, waren in die Grube

*) In der Revue des Deux Mondes.

hinabgestiegen, um die Ursache zu entdecken und waren nicht wieder zum Tage heraufgekommen. Da sie vor ihrem Abgange die Allarmglocke geläutet hatten, und darauf eine Menge Bergleute und Beamten zur Scene des Unglücks herbeigeeilt waren, so wurde den Vermißten alsbald eine andere Truppe nachgeschickt, um sie aufzuspüren und wo möglich zu retten. Auch beorderte man einige Expeditionen mit ihren Anführern in benachbarte Gruben hinab, mit dem Auftrage, so schnell als möglich die Stollen und Gänge, durch welche dieselben mit dem brennenden Schachte zusammenhingen, zu vermauern, und so die Ausbreitung des Brandes zu verhüten. Da Rauch und Flammen unten aber rascher waren, als die gegen sie ergriffenen Maßregeln, und auch andere Gruben anfingen, böse Wetter und Stickgase auszuathmen, so konnten nur wenige jener Expeditionen mit der befohlenen Vermauerung der Gänge zu Stande kommen. Viele Arbeiter wurden in der giftigen Luft, die sie athmeten, machtlos und fielen die Leitern herab. Sie wurden von denen, die noch bei Kräften blieben, in Erztonnen gepackt und zum Tageslicht hinaufbefördert. Hier oben kamen eine Menge Halbtodte an, deren einige von den Aerzten durch allerlei Mittel, als Naphta, Weingeist, Senföl, Bürsten, in Flaschen herbeigebrachten Sauerstoff und mit magnetisch-elektrischen Rotations-Apparaten wieder ins Leben gerufen wurden, während andere aber unter furchtbaren Schmerzen den Geist aufgaben. Die Kranken, die Ohnmächtigen, die Sterbenden und Leichname mehrten sich

oben in allarmirender Weise. Die Mitglieder einiger der in die rauchenden Gruben hinabgesandten Such- und Rettungs-Expeditionen blieben alle aus.

Als darauf die kommandirenden Oberbeamten, ein Herr von dem Knesebeck, ein Freiherr von Grote und ein Graf Schweidnitz, an der Rettung der Verschwundenen und an der Hemmung des Brandes, dessen böse Gase sich unterdeß schon bis zu dem vier Stunden entfernten Städtchen Wildemann ausgebreitet hatten, verzweifelten, und als sie den Befehl gaben, weitere Anstrengungen einzustellen, und alles fernere Hinabsteigen in die rauchenden und verpesteten Schlünde verboten, um nicht das Leben noch mehrerer Leute in Gefahr zu setzen, da entstand eine Revolte unter den versammelten Bergleuten. Sie petitionirten und protestirten so heftig gegen das Verbot, daß die Chefs sich gezwungen sahen, ihrem Eifer in gewissem Sinne nachzugeben, und diese beschlossen denn, keine neue Expeditionen anzubefehlen, aber diejenigen, die sich freiwillig anbieten sollten, nicht hindern zu wollen. Sämmtliche Anwesende erboten sich, trotz der Gräuelscenen, die sie umgaben, zu freiwilligem Dienste. Man wählte vierunddreißig der geschicktesten und stärksten aus, und jene genannten Oberbeamten, die nur aus Rücksicht für das Gemeinwohl den Beschluß der Einstellung der Arbeiten gefaßt hatten, traten selbst als Freiwillige an die Spitze der Heldenschaar, mit einigen Präservativmitteln versehen, in die mit Rauch erfüllten Grüfte hinab.

Dort vertheilten sie sich in den verschiedenen Etagen des unterirdischen Labyrinths, kletterten, krochen und schifften in den zahllosen sich kreuzenden und über einander wegführenden Höhlen umher und es gelang ihren Anstrengungen, obgleich ihre Trupps auch noch wieder decimirt wurden, wenigstens einige der Vermißten und Erstickten ans Tageslicht zu schaffen, und auch schließlich die weitere Verbreitung der Feuersbrunst zu hemmen.

Unwillkürlich erinnert man sich bei der Erwägung solcher Vorfälle, deren in der fast tausendjährigen Geschichte der Bergwerke viele verzeichnet sind, des in neuerer Zeit vielgepriesenen Geistes, den die Englischen Seeleute bei ähnlichen Gelegenheiten, z. B. bei den zur Rettung ihres Franklin angestellten Suchexpeditionen offenbart haben. Unsere Deutschen Bergleute stehen diesen Matrosen Albions nicht nach. Sie bilden, von ihrem obersten Chef dem „König des Harzes" bis zu den letzten Häuern herab, eine Corporation, bei der einer für den andern eintritt, eine Armee, bei der Soldaten wie Officiere willig dieselben Gefahren theilen. Und dieser Geist ist es auch, der sie im Laufe der Jahrhunderte die großen Arbeiten und Kunstwerke, die als bewundernswürdige Denkmäler des menschlichen Genies und Fleißes mit den erhabenen Schöpfungen der Natur des Harzgebirges wetteifern, hat vollbringen lassen.

Unglücksfälle aller Art sind den Bergleuten etwas so gewöhnliches, daß sie bei ihnen alle Tage erwartet werden, und daß sie so zu sagen beständig auf solche

Ereignisse, auf Tod oder Verwundung durch Fall, Druck, Stoß, Schlag, Wurf, Schuß, Hieb oder Quetschung gefaßt sind. Sie haben daher auch in ihren Magazinen bei den Mundlöchern ihrer Gruben unter den andern Geräthschaften gewöhnlich einige Tragbahren für die Verwundeten in Bereitschaft, desgleichen auch ein paar Särge für die Todten, welche die Erde herausgiebt. Auch haben sie unter sich einen gewissen Unterbeamten, den sogenannten „Ausrichter“, zu dessen Geschäften es gehört, die Verunglückten aus den Gruben heraufzuführen. Da die Verstümmelungen oft der schrecklichsten Natur sind, so gehört viel kaltes Blut, Gewohnheit und Geschick dazu, die nöthigen Geschäfte dabei zu verrichten. Der darauf eingeübte „Ausrichter“ ist dazu da. Er packt die irdischen Reste der armen Verunglückten in einen Korb, stellt sich selbst auf den Rand dieses Korbes und fährt sie, an der Winde hängend, zum Luftloche hinaus.

Allgemein hat man den Bergleuten auch eine lebhafte Phantasie zugeschrieben, und in der That scheinen wenige Geschäfte mehr geeignet, diese Seite des Geistes zu stärken und zu entfalten, als die bergmännischen Beschäftigungen. Sie schlüpfen wie die Gnomen durch die Eingeweide der Erde. Sie entsagen, wie Persephone, für die Hälfte ihres Lebens der sonnigen Oberwelt. Ja, es ereignet sich wohl, daß sie monatelang das helle Licht der Sonne gar nicht sehen, wie z. B. im Winter, wo sie noch vor Anbruch des Tages in die Erde hinabsteigen, und beim Hinausfahren auch oben schon wieder

die Nacht, die Erzeugerin der Phantasiegebilde, vorfinden. In der Tiefe ist ihre Einbildungskraft immer mit den Dingen auf der Oberwelt beschäftigt. Wenn sie da in ihren Ruhe- und Mußestunden in den dunklen Erzgängen bei einander sitzen, beschäftigen sich ihre Gedanken und ihre Gespräche beständig mit den Dingen und Ereignissen droben „am Tage.“ Da werden alle Angelegenheiten und Persönlichkeiten des Dorfs, der Stadt und der Länder, die hoch über ihnen im Sonnenschein liegen, kritisirt, und Witz und Phantasie vielfach geübt. Sind sie aber oben, so mag ihr Geist wiederum vielfach in die Tiefe hinabsteigen, zu den Silberschätzen, die da unten zu heben sind, und zu den Dingen, die sie da zu verrichten haben.

Auch wirken in der Fremde die tiefen Bergwerke und ihre Wunder, selbst ihre Gefahren, auf den verbannten Bergmann ebenso mächtig, und erfüllen seine Seele ebenso mit Heimweh, wie die hohen Alpensteige und ihre Gefahren das Herz des Gemsjägers.

Das Beispiel unserer trotzigen Schiffer, die ohne herkömmliche Gebete, weit häufiger mit muntern und fast übermüthigen Gesängen in die See hinaus stechen, beweist zwar, daß nicht immer die mit besonderen Gefahren verbundenen Gewerbe sich auch einer besonderen Frömmigkeit beflei̇ßigt haben. Bei den ehrlichen Bergleuten scheint dieß aber schon seit alten Zeiten wirklich der Fall gewesen zu sein. Sie haben von jeher in dem Rufe großer Gottesfurcht und Religiösität gestan-

den. Schon die vielen alten an „Gottes Güte" erinnernden Namen, die sie ihren Erzgruben gegeben haben, sind zum Theil ein Beweis eines gewissen frommen Sinnes. Unter ihnen findet man Benennungen wie diese: die Grube „Gnade Gottes" oder die Zeche „Hülfe Gottes." Eine andere heißt: „Bergmanns Trost", eine: „die fünf Bücher Mosis", mehre: „Bergmanns Wohlfahrt", einige: „Alter Segen" oder „Silbersegen", andere wiederum „Morgen-" und „Abendroth."

Auch haben sich die Bergleute noch Vieles von der alten frommen Väterweise bis auf die jetzige Zeit bewahrt. Sie bilden heutzutage wohl die einzige Arbeiterklasse, die nie ohne gemeinsamen Gottesdienst an ihr Tagewerk geht.

Auf allen Bergwerken des Harzes werden jeden Morgen vor dem Einfahren kurze Gebete vorgetragen, besondere für die Jugend, die Pochjungen, und besondere für die älteren Bergknappen. An zwei Tagen in der Woche, am Montag und Mittwoch, sind die Vorträge länger, fast wie ein Gottesdienst in der Kirche. In jedem Zechenhause befindet sich dazu ein eigener Raum, eine Art hölzerner Capelle mit Bänken, und mit einem Tische nebst Sesseln für die, welche die Ceremonie leiten. Sie haben ihre alten für sie geschriebenen Gesang- und Erbauungsbücher, die nach dem, was ich davon sah und hörte, sehr verständig, erbaulich und angemessen abgefaßt sind, und von denen ein ganzer Haufen auf dem Tische für die Eintretenden bereit liegt.

Schon ehe der Tag graut, sind sie, mit ihren Grubenlichtern in der Hand, aus ihren entfernten Wohnungen durch Wälder und Berge berbeigeeilt. Der Obersteiger, der dem Ganzen präsidirt, sitzt bereits um vier Uhr ernst und würdevoll an seinem Platze und alsbald schleicht eine graue Gestalt nach der andern herein und es füllt sich das Gemach. Einem alten geachteten Bergmanne fällt das Amt des Predigers zu, und meist kann man beim Zuhören Gelegenheit finden, die Klarheit, die Würde, den Ernst seines Vortrages zu bewundern, so wie auch den Takt und die Kraft der Stimmen, mit denen die Gemeinde an den geeigneten Stellen mit ihrem Gesange zum Preise des Obersten Bergherrn einfällt und dann auch das Ganze beschließt. Es wird dem Zuschauer offenbar, daß es eine alte, längst wohl organisirte und eingeübte Angelegenheit ist, mit der alle ganz vertraut sind.

Auch steht gemeinlich bei den Bergleuten Alles, was auf Religion und Glauben Bezug hat, so wie die Diener der Kirche, in großem Ansehen. Und vor allen Dingen halten sie im Harz das Andenken Dr. Martin Luther's in hohen Ehren, den sie theils, weil er in Eisleben am Rande des Harzes geboren wurde, und daselbst auch starb, theils weil er aus einer Bergmannsfamilie stammte, in doppeltem Sinne als einen der Ihrigen ansehen. Noch jetzt feiern sie ihres Luther's Geburtstag und andere Ereignisse seines Lebens und sind Lutheraner im vollsten Sinne des Wortes. „Ja, wenn der Luther

nicht ein Bergmann und ein Harzer gewesen wäre", sagte mir ein alter Bergknappe, „so wären wir hier noch heut zu Tage katholisch."

Ehemals war mit ihrer althergebrachten Gläubigkeit auch ein gut Theil von phantastischem Aberglauben verknüpft. Sie ängstigten sich mit dem sogenannten Bergmönch, oder wie sie sprechen: „Berkminnich" und sonstigen Grubenkobolden, welche die bösen Wetter und andere Unglücksfälle herbeiführten. Sie hatten auch gute Geister, die den fleißigen und frommen Bergknappen beistanden, sie beschützten und ihnen silberreiche Gänge entdeckten, und der Glaube an Riesen, Zwerge, Elfen, Nixen, Hausgeister und „Wichtel" war unter ihnen stark und lebhaft. Selbst jetzt noch soll dergleichen zuweilen in den Köpfen der Bergleute spuken, und in der Regel werden sie in dieser Beziehung von den zu ihren Bergstätten einwandernden Professionisten und Handelsleuten, die den Fortschritt und die Aufklärung zu vertreten glauben, während die alterthümlichen Bergknappen den Urstoff der Bevölkerung bilden, für etwas beschränkt gehalten.

Man könnte glauben, daß bei Leuten, die täglich mit ernsten Gebeten an die Arbeit gehen, die in ihren Magazinen Särge und Todtenbahren und einen „Ausrichter" stets bei der Hand haben müssen, finsterer Ernst die Oberhand gewonnen habe, und daß vielleicht ein melancholisches Temperament und eine trübsinnige Stimmung bei ihnen vorherrschen müsse.

Dies aber ist so wenig der Fall, daß vielmehr umgekehrt alle Kenner den Bergleuten ein sehr sanguinisches und munteres Temperament zuschreiben, ja viele ihnen wohl einen gewissen Leichtsinn zur Last legen.

Schon ein alter Schriftsteller, der vor mehr als anderthalb Jahrhunderten über diesen Gegenstand schrieb, sagt von ihnen: „Sie sorgen nicht für den andern Morgen, und richten größtentheils ihre Wirthschaft so ein, daß sie von ihrem Arbeitsgewinn wenig oder nichts übrig behalten. Sie sind lustigen Humors und verzechen ihre Habe mit Singen und Klingen. Sie sind große Freunde des Gesangs und der Musik, und haben sie sonst kein musikalisches Instrument zur Hand, so wickeln sie ihre schwarzledernen Schurzfelle zusammen, und wissen mit selbigen solche Töne zu formiren, die von weitem der Musik der Waldhörner ziemlich ähnlich klingen.“

Und so zeigen sie sich noch heutiges Tages. Sie lieben gesellige Vergnügungen, öffentliche Feste und feierliche Aufzüge. Vor allen Dingen sind sie den Freuden der Jagd ergeben. Fast alle Bergleute sind große Vogelfänger. Das Scheibenschießen und die Schützenfeste sind unter ihnen sehr alte Gewohnheiten. Gesang- und Musik-Vereine haben sie aller Orten in Menge. Von einigen dieser Dinge werde ich indeß noch später Gelegenheit haben, etwas Besonderes zu erzählen, und ich übergehe sie hier einstweilen, um nun die Aufmerksamkeit des Harz-Reisenden und Lesers noch auf eine uns

hier besonders interessirende Seite des Bergbaus zu lenken.

Obwohl bei weitem die meisten und vornehmsten Schöpfungen der Bergleute „in der Teufe" (unter dem Boden) stecken, so haben sie doch auch vielfach die Oberfläche der Erde mit in die Kreise ihrer Thätigkeit hineinziehen müssen, und haben auch „am Tage" zahlreiche Werke geschaffen, und mit ihnen die Berge und Thäler erfüllt.

Die Rolle, welche diese oberirdischen Bergmannsarbeiten in der Landschaft spielen, ist um so bemerkenswerther, da sie dem Reisenden und Beschauer des Landes auf Schritt und Tritt begegnen, und da man dennoch bemerken kann, daß ihre ästhetische Bedeutung noch sehr wenig untersucht und hervorgehoben ist.

Die emsig sich rührenden Poch- und Walzwerke, die lärmenden Eisenhämmer, die rauchenden Hoch- und Flammenöfen, die zahllosen großen Triebräder der Schachte und ihre sich hin und her schwingenden Gestänge, sie liegen nicht nur sehr häufig in den Verstecken der Thäler und Wälder in sehr malerischen Positionen, sondern sie geben diesen auch zum Theil erst den eigenthümlichen Reiz und Charakter, den sie besitzen. Mit ihnen stellt sich das ganze Gebirge gewissermaßen als eine große offen im Walde daliegende Werkstatt dar.

Besonders eigenthümlich — aber freilich nicht sehr erfreulich — präsentiren sich unter ihnen die

großartigen Etablissements, welche man zum Ausscheiden und Schmelzen namentlich des Silbers, des Bleies und Kupfers errichtet hat, oder die sogenannten „Silberhütten.“

Man findet eine aus vielen Gebäuden bestehende Ansiedlung dieser Art fast bei jeder der größeren Bergorte, stets in einer Entfernung von einer oder ein paar Stunden von den Wohnsitzen der Menschen abseits und weiter abwärts im Thale gelegen. Diese niedrigere Lage der Hütten kommt auch deßwegen ganz naturgemäß heraus, weil in der Reihenfolge der verschiedenen bergmännischen Arbeiten in ihnen die letzten Processe mit dem Erze vorgenommen werden. Hoch oben sind die Gruben, wo das Erz gewonnen wird. Dann kommt längs des Flusses eine lange Kette von Poch- und Schlemmwerken, in denen es zerkleinert, die Massen gewaschen und gesondert werden, und schließlich, wie gesagt, erscheinen die „Hütten“, in denen das Feuer sie völlig läutert und zusammenschmilzt. Wäre die Reihenfolge der Werke eine andere, so hätte man die zu behandelnden Stoffe häufig rückwärts und hin und her zu transportiren, während sie so mit den Abstufungen des Thales immer denen in die Hände fallen, die sie zunächst behandeln müssen.

Trüben die Pochwerke nicht selten den Fischen das Wasser, so verderben, was noch viel schlimmer ist, die Silberhütten den Menschen die Luft. Das Gold und Silber, das, wenn es in Cours kommt, so vielfach unser

Leben und Herz vergiftet, ist schon in der Erde von der Natur mit Giften: Arsenik, Schwefel und andern schädlichen Dingen verbunden, die ihnen auf den Hütten abgetrieben werden. Beständig sind diese daher in ein graues und gelb gefärbtes Gewölk von Schwefel-, Blei- und Arsenikdämpfen, die langsam und träge umherschleichen, umgeben. Der Wind, wenn er sich aufmacht, führt die Rauchwolken im Thale hin, und dort haben nicht einmal die Kräuter und Bäume sie ertragen können. Rings umher und hoch hinauf sind die Bergabhänge pflanzenlos, kahl und öde, und zeigen eine so traurige Farbe, wie der Rauch selbst. So weit dieser reichen kann, sieht man weder Gräser für das Vieh, noch Büsche und Bäume für die Vögel gedeihen, es ist Alles wie verwüstet. Man sagt, daß diese Verwüstung nicht nur unmittelbar durch die Einwirkung der flüchtigen Gifte auf die Athmungsprocesse der Pflanzen, sondern besonders auch dadurch bewirkt werde, daß die Dämpfe in den Boden eindringen, dort die in ihnen noch enthaltenen Metalle und anderen Stoffe absetzen, das Erdreich damit erfüllen und zugleich mit einer harten Kruste überziehen, welche die feinen Wurzeln der Pflanzen nicht durchbohren können.

Vor allem aber mitten im Centrum und in der Quelle dieser Dünste, in dem Hüttenwerke selber haust der Tod. Man sieht dort die blassen und magern Gestalten der armen Hüttenleute einherschleichen, die mit eigenthümlichen und schrecklichen Krankheiten zu kämpfen

haben, die durchschnittlich in ihrem vierzigsten Jahre sterben und von deren Zuständen und Schicksalen man an Ort und Stelle selbst gegen einen Unbetheiligten nicht einmal recht laut zu reden wagt.

Doch ist es erfreulich zu bemerken, daß auch hier der humane Geist der Neuzeit Manches zur Aufheiterung dieser giftigen Silberhütten gethan hat. Man baut heutiges Tages diese Werkstätten viel zweckmäßiger als ehemals, geräumiger, luftiger, sucht durch Verbesserung und Erneuerung des Bodens solche Bäume, welche die dortige Atmosphäre einigermaßen ertragen können, in der Nähe der Hütten heranzuziehen, und schafft breite Plätze zwischen den Gebäuden. Fast auf jedem dieser centralen Plätze der weitläufigen Etablissements sieht man jetzt mitten in der räucherigen Luft eine neuerdings angelegte Wasserfontaine spielen, die mit ihrer weit ausgreifenden und reichlich sprudelnden Garbe etwas Leben und Frische in diese Sitze der Krankheit und des Todes, bei deren Anblick Einem sonst der Schiller'sche Spruch: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual", so recht aufs Herz fiel, verbreitet.

Viel erfreulicher als diese Blei- und Silberhütten erscheinen in der Harzlandschaft manche andere Schöpfungen des Bergmannes. Die emsig sich rührenden Poch- und Walzwerke, die weit durch das Thal hin lärmenden Eisenhämmer, die im Dunkel der Nacht leuchtenden Hoch- und Flammenöfen, die zahllosen großen

Triebräder der Schachte und ihre sich hin und herschwingenden „Gestänge", sie haben nicht nur sehr häufig in den Verstecken der Thäler und Wälder eine sehr malerische Lage, sondern sie geben diesen auch erst denjenigen eigenthümlichen Reiz und Charakter, den sie besitzen.

Zu besonders auffallenden und bemerkenswerthen Scenen haben der Schutt und Kehricht, der aus diesen Werkstätten seit Jahrhunderten ausgeführt und angehäuft wurde, oder die sogenannten „Halden" der Hütten-, Poch- und Bergwerke Veranlassung gegeben.

Bei manchen Gruben, die sehr hoch liegen, bieten diese „Halden" oder Geröllberge, an deren Abhängen ein Block über den andern hinabpoltert, einen ähnlichen Anblick dar, wie die Moränen der Alpengletscher. Wie bei diesen, ist ihr rauher Fuß von freundlichen Wiesen umgeben, die von dem stets herabstürzenden Gesteine mit der Zeit zerstört und bedeckt werden.

Wie bei den Gruben, so giebt es auch bei den Pochwerken und bei den Schmelzhütten stets vielen Abfall, ausgeschlemmte, erzlose Staub- und Schlamm-Massen und Schlacken, und desgleichen hinter jedem derselben einen aus ihnen seit Jahrhunderten gebildeten Hügel oder Damm, der sich zuweilen lang ins Thal hineinschleppt.

Da man auf dem Kamme oder Rücken solcher Hügel oder „Halden" immer arbeiten und verkehren muß, da namentlich die sogenannten „Haldenarbeiter" darauf mit Karren hin- und herfahren, um das taube Gestein an den Rand des Abhanges zu bringen und ins Thal

zu stürzen, so folgte es von selbst, daß sie oben immer ganz glatt und horizontal ausgeebnet wurden, während ihre Ränder stets rauh und schroff blieben.

Die Halden bilden in Folge dessen kleine erhabene Plateaus, die auf ihrem Rücken so eben sind, wie ein Tanzplatz. Es giebt deren in der Nähe ergiebiger und alter Gruben, die so geräumig erscheinen, wie der Marktplatz einer Stadt.

Da die Gruben gewöhnlich an Bergabhängen liegen, und meistens eine von der Natur sehr knapp beschränkte Umgebung und Localität haben, so bieten sich daselbst jene neben ihnen entstandenen flachen Plätze sehr bequem zu verschiedenen andern Verrichtungen dar.

Zunächst sind fast alle dem Grubenhause später hinzugefügten Baulichkeiten auf ihnen errichtet; die Halden sind Bauplätze geworden. Die Häuser liegen auf ihnen, wie auf einem Präsentirteller, oder wie die Burgfesten auf ihren Burghöfen, oft in der Mitte dichter Waldungen und sehr pittoresker Scenerien.

Alsdann werden die gewonnenen Erze auf den Halden zerschlagen, sortirt, vom tauben Gestein gereinigt und darauf in regelmäßig gestaltete Haufen, wie die Kanonenkugeln in einem Festungsquarré, aufgehäuft.

Weiterhin sind sie die natürlichsten Sammelplätze der Bergleute geworden. In müßigen Stunden sitzen oder stehen diese wohl auf den Halden herum, ein paar Augenblicke das Sonnenlicht zu genießen. Auf dem Rand einer solchen Halde stehend und zur aufgehenden Sonne

hinaufblickend, ist auch „der betende Bergmann“ auf einem allbekannten und weit verbreiteten Gemälde und Kupferstiche dargestellt.

Auch hielten die Bergleute auf ihren Halden wohl Versammlungen zur Berathung ihrer Interessen ab, und wollte man die Annalen der bewegten Zeiten und Revolten, wie sie auch in der Geschichte der Bergwerke vorgekommen sind, genau studiren, so würde man wahrscheinlich finden, daß solche Berghalden im Harz mitunter eine ähnliche Rolle spielten, wie z. B. das kleine Bergplateau auf dem Rütli in der Geschichte der Bündnisse der Schweizer Eidgenossen.

Da sich auf den Plateaus der Halden im Laufe der Zeiten eine Schicht fruchtbarer Dammerde bildete, oder eine solche mit Fleiß dahingeschafft wurde, so hat man sie denn auch angepflanzt. Bei sehr vielen Gruben hat man eine Partie der Halde in hübsche kleine Gärten mit Fruchtbäumen und Lauben verwandelt, in denen feuerrothe Pechnelken und andere Lieblingsblumen der Harzer Bergleute blühen.

Wo die Halden sehr lang gestreckt waren, wie hinter Pochwerken, da hat man auch Kartoffeln und sogar zuweilen Getreidefelder auf ihnen angelegt. Bei der Stadt Goslar sieht man eine Menge von Wiesen, Obst- und Gemüsegärten, die alle auf den Terrassen alter Halden liegen. Ein jüngst verstorbener hoher Bergbeamter des Harzes, ein Herr von Meybohm, hat unter anderm auch alle noch wüsten Halden des Harzes ins Auge gefaßt;

und hat auf ihnen, wo es sich nur thun ließ, kleine Gehölze und Baumpflanzungen geschaffen.

Zu der hochgelegenen First mancher großen Halde führen hundert Stufen lange Treppen hinauf, und aus dem Fuße des großen Trümmerhaufens von einigen brechen kleine Flüsse oder Bäche, die sich unter ihnen sammelten, hervor, ganz wie bei den Moränen der Alpen.

Am hübschesten stellen sich die Halden bei alten, ehemals bearbeiteten, jetzt aber vielleicht schon seit einem Jahrhunderte verlassenen Gruben dar, die im Harze so häufig sind. Da auf solchen alten Halden seit lange nicht mehr gearbeitet wurde, und man auch kein Gestein mehr an ihren Abhängen in die wilde Fluth hinabstürzte, so haben die Pflanzen, Moose, Gräser und Bäume Muße gehabt, sich ihrer zu bemächtigen, und den ganzen Schutthaufen in einen gefälligen, grünen Mantel einzukleiden. An den Abhängen wurzeln dann Birken und Buchen in dem Geröll, und auf der Höhe stellt sich ein regelmäßig abgezirkeltes und plattes kleines Wiesenplateau dar. Dem Wanderer in dem jetzt leblosen Thale fällt eine solche Scene inmitten der ganz anders geformten Berge gleich auf, als etwas, was die Natur nicht geschaffen haben kann, und er entdeckt denn auch bald daneben die verfallenen Gruben- und Schachtlöcher, mit ihren verworfenen Gebälken und Mauerruinen, die ihm klar machen, daß er hier eine hübsch ausgekleidete alte Halde vor sich habe.

Finden sich diese alten Halden in der Nähe von Städten, und, wie es meistens der Fall ist, in pittoresken Situationen, so hat sich ihrer in der Neuzeit der mit dem Streben nach Naturgenuß verschwisterte Associationsgeist bemächtigt, und sie haben sich mit Hülfe von Gärten und Wirthschaftsanlagen in Sammelplätze und beliebte Vergnügungsorte und Kaffeegärten verwandelt.

Die Stadt Andreasberg hat z. B. zwei alte Halden dieser Art in ihrer Nähe, die sogenannte „Blaue Halde" mit einer blumigen Bergwiese und die „Jacobs-Halde" am Beerberge, welche letztere der alten verwüsteten Silbergrube „Jacob" ihren Namen und ihre Entstehung verdankt. Auch die Andreasberger Turner haben sich auf dieser Halde etablirt und halten dort ihre Schauturnen, und dieselben haben sich vor zwei Jahren bei der großen Turnerversammlung in Leipzig gerühmt, „sie hätten mitten im Walde auf ihrer Bergwiese, auf der Jacobs-Halde, den reizendsten und romantischsten Turnplatz in Deutschland."

Mir scheint es jedoch, daß sie darin noch von der Turnerschaar einer andern kleinen Bergstadt des Harzes, nämlich der Stadt Wildemann, übertroffen werden. Dieser in zwei oder drei Thälern tief eingekastete Ort besitzt in seiner Nähe eine uralte, sehr hohe, mit schroffen Abhängen ins Thal hinausgreifende Halde, die bisher nach der alten dort einst bearbeiteten längst eingegangenen Siebengestirngrube, „die Siebengestirn-Halde", oder auch bloß das „Siebengestirn" genannt wurde. Auf

circa 150 Stufen steigt man zu dem geräumigen Plateau dieser Halde empor, und genießt auch von da aus einen reizenden Ausblick auf die Wiesen- und Waldberge, welche die Stadt Wildemann umgeben, und ferner auf das Spiegelthal und das Innerste-Thal und auf die andern Thäler, die bei dieser Stadt wie zu einem Centrum zusammenkommen. Schon seit einiger Zeit hat die Schützengilde der Wildemänner ihre Schießstände auf dieser schönen Terrasse etablirt. Ihre Zielscheiben haben sie zwischen Felsen an dem gegenüberliegenden Abhange des Thales befestigt und lassen ihre Kugeln über das Thal und über die letzten sich dahineindrängenden Häuser der Stadt hinwegpfeifen. In neuester Zeit haben sich denn auch die Turner der genannten Stadt auf dem Siebengestirn angesiedelt, und ihre Kletter- und Springgerüste errichtet. Im Sommer des Jahres 1863 gaben sie daselbst dem Könige von Hannover ein Schauturnen und nannten ihm zu Ehren das alte „Siebengestirn" von jetzt an den „Georgsplatz."

Die ganze Stirn der Halde war bei diesem Feste mit anmuthigen, aus frischen Tannenzweigen und Moos gepolsterten Hütten, Zelten, Säulenhallen und Ehrenpforten, mit Blumengärten vor ihnen, ein königliches Prachtmooszelt in der Mitte und mit Pyramiden aus Kupfer- und Silbererz geschmückt. Die Hirten, die man dazu bestellt hatte, weideten mit dem Glockenspiel ihrer Heerden an den benachbarten Bergen, und kurz! eine Harzer Berghalde zeigte sich bei jener Gelegenheit

ganz auf der Höhe derjenigen pittoresken Eigenschaften und desjenigen landschaftlichen Reizes, den sie einer Gegend mitzutheilen fähig ist.

Wie die hohen Halden, so kann man unter andern auch die Höhlen alter verlassener Schachte selbst zu denjenigen Dingen rechnen, die der Bergmann als eigenthümliche Elemente oder Züge in das Bild der Harzlandschaft eingefügt hat.

In den Zeiten des ersten und rohen Anfangs des Bergbaues, als man noch keine Schachte zu bauen verstand, diese auch kaum nöthig hatte, weil noch reiche Erzadern an der Oberfläche lagen, arbeitete man von der Oberfläche her nur Löcher oder nicht sehr tiefe Gruben und Höhlen aus, in denen sich schon Erz genug darbot, und die man „Pingen“ nannte. Erst in späterer Zeit, als das Erz in größerer Tiefe aufgesucht werden mußte, ging man vom Pingen- zum Grubenbau über.

Da viele dieser Pingen und alten Schachte, entweder weil sie verkehrt angelegt waren, oder weil ihr Erzreichthum sich erschöpfte, hinterdrein verlassen wurden, so sieht man sie heutiges Tages nur noch in ihrem Verfall. Es giebt ganze Berge, die von solchen alten verfallenen Pingengruben wie von Maulwürfen durchlöchert sind, und auf denen man nur mit Gefahr wandern kann. Bald hier, bald da thut eine Höhle ihren Mund auf, in den Felsen und Baumstämme hineingestürzt sind, und in dem wilde Gewächse ranken.

Es giebt auch eine Gegend des Harzes, nämlich den

sogenannten Büchenberg bei Wernigerode, wo dieser altmodige Pingenbau noch heutiges Tages in Schwung ist. Dort stößt ein so reichhaltiges und so mächtiges Eisenriff bis an die Oberfläche hervor, und liegt auf einer so weiten Strecke hin zu Tage, daß man nur von oben herein weggraben, breite Höhlen und Gruben ausarbeiten durfte, und diese so geräumig machen konnte, daß sie sich von selbst offen erhalten, und kein künstlicher Schachtbau mit Holz- und Mauerwerk zur Stütze nöthig war.

In dem besagten Eisensteinriff sind nun im Laufe der Zeiten eine Menge solcher offener Pingen und Schlünde entstanden, zwischen denen man zur Abtheilung und Stütze dicke Wände stehen ließ.

Da auf dem Kopfe des besagten Eisenriffs die Gränzen von Preußen und Hannover hingehen und dasselbe mehrfach kreuzen, so gehören einige Stücke desselben an dieses, andere an jenes Königreich. Der Graf von Wernigerode allein besitzt einundzwanzig Pingen. Weil man in vielen dieser Pingen seit Jahrhunderten gehöhlt, gesprengt und ausgeräumt hat, so sind sie sehr tief, sehr geräumig und von bedeutendem Umfange geworden.

Sie fallen mit schroffen, schwarzen und zackigen Wänden in schwindelnde Abgründe hinab, und gewähren einen äußerst malerischen Anblick. Ueberall an den Wänden und auf den Stufen, die seit lange nicht bearbeitet wurden, hat Vegetation festen Fuß gefaßt, und Bäume und Gebüsche sind in den mannigfaltigsten Attituden in den Schlund hinabgestiegen.

Die Sonnenstrahlen fallen hinein und bewirken unten sehr kräftige Contraste von Schatten und Licht. Man glaubt das Umgekehrte von den hängenden Gärten der Semiramis zu sehen, nicht erhaben auf Terrassen angelegte, sondern tief in die Erde eingesenkte Gärten und Gewächsgruppen.

In neuerer Zeit hat man die Besichtigung dieser merkwürdigen, halb unterirdischen Anlagen sehr erleichtert, und sie selbst auch noch verschönert. In einigen hat man breite und bequeme Treppenwege mit Abtheilungen und Ruheplätzen und auch mit Blumenanlagen hinabgeführt.

Unten angelangt, hat man den baumreichen Rand der Höhle hoch über sich. In der Tiefe, wo dicke bemooste Steinblöcke und Felsen auf dem Grunde malerisch verstreuet sind, glaubt man sich von cyclopischen Felsentempeln umgeben. Es sind dort gewaltige Eisenerzpfeiler und Bögen stehen geblieben, um die Last des sogenannten „Hängenden" zu tragen. Zwischen den colossalen Bögen und Pfeilern, deren jeder die Mächtigkeit eines dicken Thurmstumpfes hat, sind weite Nebengrotten und Gewölbe in den Berg gearbeitet,, in denen noch jetzt die Erzgewinnung fortgeht. Da wo die Schichten des Eisensteins durchschnitten und entblößt sind, sieht man die Art und Weise, wie die Natur sie einst deponirte. Sie machen Biegungen, schlagen Wellen und zuweilen hängen die Massen dieser wellenförmigen Eisenerzschichten da wie gigantische versteinerte Vorhänge.

Wo ein Einsturz droht, hat man mit dicken Gemäuern nachgeholfen, die wie die Teufelsbrücke am St. Gotthard zwischen den gegenseitigen Felsen hängen und sie aus- einander halten. Ganz in der Tiefe unter dem Boden des weiten Kellers giebt es noch ein Labyrinth von schmäleren Gängen und Stollen, die in tiefere, völlig dem Tageslicht entzogene Höhlen hinabführen.

Sie nennen diese ganz unterirdischen Eisensteinhöhlen „Weitungen." Auch sie sind, da das Eisenerzlager überall, man weiß noch nicht bis in welche Tiefe hinab, gleich dick und mächtig ist, sehr geräumig und breit wie hohe Kirchenhallen. Man kann hier zuweilen unterirdisch weit fortlaufen von einer Weitung zur andern, die alle durch Gänge und Stollen verbunden sind.

Weil der Eisenstein, obwohl im Ganzen gleichförmig, doch eine verschieden nuancirte Färbung zeigt, so hat man darnach eine Pinge „die blaue", eine andere „die gelbe", eine dritte „die rothe" u. s. w. genannt.

Oben auf dem Rücken dieses Büchenberges kann man ein paar Englische Meilen weit durch den Wald gehen, und bald zur Rechten, bald zur Linken den Blick in ein solches sich breit aufthuendes Eisenerzloch werfen.

Obwohl man zwar die Pingen kaum als einen allgemeinen Zug der Harzlandschaft betrachten kann, so dachte ich doch, daß ich sie hier als eine Singularität des Harzes erwähnen sollte. Sie sind nur an dem oft genannten Büchenberge zu sehen, und kommen auch sonst in keinem andern Deutschen Gebirge so vor. Man muß

schon nach Schweden reisen, zu dem berühmten Kupferbergwerke von Falun, um wieder eines ähnlichen Anblicks theilhaftig zu werden.

Häufiger als die Pingen sind in der Landschaft des Harzes und in seinen Thälern die Marmorsandsteinbrüche und andere Steinbrüche. Doch sind die interessanten und malerischen Scenen, zu denen auch sie Veranlassung geben, Jedem bekannt und ich erinnere daher nur an sie, ohne sie näher zu schildern.

Der Wald und die Waldarbeiter.

„Wer hat Dich, Du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?"

fragen die Deutschen, bei denen „der Wald" so gepriesen ist, wie bei den Engländern „das Meer." Wie bei diesen von den Salzwellen und den Schiffen zahllose Ausdrücke, Phrasen und Vergleiche in die Sprache des gemeinen Lebens und des Umgangs sich eingeschlichen haben, so sind bei uns Deutschen eben so viele Sprüchwörter, volksthümliche Bilder und Allegorien aus unsern Wäldern in die gebildeten Kreise und in die Sprache unserer Literatur eingewandert. Die ganze Sprech-, Denk- und Vorstellungsweise der Deutschen, auch Derer, die ganz fern vom Walde in den gemauerten Städten leben, ist gleichsam mit Walddust durchzogen.

Es giebt Länder in Europa, die wie England, wie Italien, kaum noch Wälder kennen. Es giebt andere, wie z. B. Polen, oder ein Theil Skandinaviens, in denen die Wälder noch häufiger sind, als bei uns. Es

giebt aber keines, in welchem die Wälder so stattlich, so anmuthig und frisch erscheinen, keines auch, in welchem sie so geliebt würden, wie bei den Deutschen, die wie den Bergbau, so auch die Waldwirthschaft und die mit ihr zusammenhangenden Wissenschaften und Künste mit Vorliebe gepflegt haben und damit allen andern Völkern vorangegangen sind.

„Das Deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines. Möge uns Deutschen der Wald erhalten bleiben", sagt einer unserer Schriftsteller, „damit die Pulse des Volkslebens selber frisch und warm bleiben." Die Nationen ohne Wald, meint derselbe Deutsche Autor, seien ausgelebt, wie ihre dürren kahlfelsigen Länder.

Das Wort „Wald" allein ist schon im Stande, einen Deutschen zu elektrisiren und ihn mit Reminiscenzen an den alten Naturgottesdienst seiner Vorfahren zu erfüllen, die da glaubten, daß vorzugsweise unter den schattigen Bäumen und in dem Dickicht ihrer Gezweige die Gottheit sich offenbare, und die ungefähr so dachten und empfanden wie einer unserer heutigen Dichter, welcher spricht: „Ich kniee nieder in Deinen stillen Wäldern, Natur, allein von dir belauscht." Es liegt eine gewisse Kraft und Großartigkeit in dem Tone, dem Baue und wahrscheinlich auch in der Etymologie dieses einsilbigen Wortes „Wald." Und eben so viel Onomatopoesie und Energie liegt in den verwandten kurzen Ausdrücken „Hain" und „Forst", welchen letztern sogar

fremde Völker, unter andern die Engländer und Franzosen, von uns an- und aufgenommen haben.

Wir haben, glaube ich, nicht viele deutsche Dichter, die nicht ein oder ein paar Lieder an das „Waldesdunkel“, und an „Waldeinsamkeit“, die „Waldesnacht“, oder an die „Waldvögel“ gerichtet, und die nicht ein Mal die rauschenden und flüsternden Zweige, das Herbstlaub oder das Frühlings-Drängen und Treiben im Walde besungen hätten, und unsere Deutschen Maler haben dem Walde eben so viel Fleiß und Liebe gewidmet wie die Dichter.

Ein großer Theil der Deutschen Nation, von den Oberforstmeistern des Königs bis zu den armen Köhlern herab, lebt und webt im Walde, und die Gedanken und Sorgen von Tausenden sind beständig dem Walde zugekehrt. Auch rühmt sich jede Deutsche Provinz ihrer Wälder mit einer gewissen Eifersucht; das meerumschlungene Schleswig-Holstein seiner Buchenhaine, Westphalen seiner alten Eichen, Thüringen seiner hohen Tannen, den Palmen des Nordens. Hat sich doch auch fast jede deutsche Stadt bestrebt, ein Stückchen vom alten Walde in ihrer Nähe zu conserviren, wie Hannover seine „Eilenriede“, so Dresden seine „große Haide“, so München seine „Isar-Wildniß“, so andere Städte andere Gehölze.

Wenn in irgend einem Striche unseres Vaterlandes, so ist in unserer von Kopf bis zu Fuß in Baumwuchs eingekleideten Harzinsel, der Wald ein Hauptelement. Er

krönt dort jeden Gipfel, er füllt dort jedes Thal, er umrauscht alle Ortschaften und überwuchert alle Ruinen und Felsgetrümmer. Er ist der vornehmste Schmuck der ganzen Gegend, eine Quelle der Hauptfreuden und Genüsse des Reisenden und Wanderers.

Er ist auch neben dem Bergbau die wichtigste Basis der Existenz der Bewohner, von denen wohl fast die Hälfte mit ihren Hoffnungen und ihren Arbeiten auf die Erzeugnisse des Waldes angewiesen ist. Er ist namentlich so zu sagen der rechte Arm oder Hebel des Bergbaues, und dieser, der aus dem Walde seine Maschinen, seine sogenannten „Wandrauthen", die dicken Stützen seiner Gruben, und die Feuerung seiner Hütten bezieht, wäre ohne ihn im Harz so unmöglich wie in England ohne die Steinkohlenlager.

Die Bergleute haben so viele Balken und Bretter in ihre Gruben und Stollen geschleppt und daselbst eingerammt und vermauert, daß sie behaupten, der Wald der Stämme, der jetzt in ihrem unterirdischen Labyrinthe stehe, sei größer, als der über der Erde, in welchem die Vögel singen. Aber wie nöthig ist ihnen, den armen Maulwürfen, doch auch dieser heitere, freie, gesangreiche Wald, der zu ihrer Lust über ihren Höhlen aufgebaut ist, und in dem sie frisch aufathmen können.

Der Wald und die Waldleute sind dem Allen nach im Harze mit den Bergen und Bergleuten von jeher eng verbunden gewesen. Schon in den frühesten Edicten der alten Harzfürsten werden die „Montani" und „Syl-

vani“ als die beiden Hauptbewohner-Classen des Gebirges neben einander gestellt und so bezeichnet und angeredet, als wenn es außer diesen Beiden keine anderen Leute in den Bergen gäbe.

Und eben dieselbe Zusammenstellung findet man auch häufig in den alten populär gewordenen Harzsprüchen, von denen einer z. B. so lautet:

„Es grünen die Tannen,
Es wachse das Erz;
Gott schicke uns allen
Ein fröhliches Herz.“

Und noch heutzutage ist eine der ersten Entdeckungen, die ein Reisender macht, wenn er sich die Mühe giebt, die Elemente einer kleinen Harzstadt zu untersuchen, die, daß dieselbe zur Hälfte aus Montanis und zur Hälfte aus Sylvanis besteht.

„Berg- und Waldleute“ bilden den Kern des ganzen Orts, sind die Hauptmitglieder seiner Schützengilde, der Gesang-, Musik- und Turner-Vereine, und zwischen den kleinen Kindern des Dorfs hört man beständig die Frage, ob sie sich „dem Walde“ oder „dem Berge“ widmen werden, in ähnlicher Weise verhandelt, wie die Jugend anderer Orte über den Punkt discutirt, ob sie dem Handel oder dem Studium, der Armee oder der Flotte dienen wolle.

Wie in jenen Dorfvereinen, so sitzen auch in den obersten und leitenden Rathsversammlungen des Landes, in Clausthal und in den andern regierenden Central-

punkten des Harzes einige „Bergherren“ mit einigen „Waldherren“ (ich meine Bergräthe mit Forsträthen) bei einander.

Wie die Bergleute, so haben auch die Waldleute des Harzes, von jenen obersten Behörden bis zu den Köhlern und Holzhackern herab, ihre eigenthümliche Verfassung und Organisation, in der jeder seine Stellung einnimmt, besitzen wie jene, ihre Bergcasse, so ihre Central-Waldcasse und dazu auch, wie die Bergleute, ihre eigene Uniform, und wie diese ihre Lichter- und Fackel-Processionen, so haben jene ihre Holzhauertänze und Fuhrmannsfeste. Auch besteht unter ihnen, wie unter jenen, eine gewisse Erblichkeit des Geschäftes. Die Söhne der Waldleute, wenigstens die Erstgeborenen, haben ein gewisses Recht auf Arbeit und Anstellung im Walde, so wie auch die Erstgeborenen der Bergleute, wenn sonst nichts gegen sie zu erinnern ist, ebenfalls nicht leicht bei den Bergwerken abgewiesen werden.

Die Künste und Gewerbe des Waldes haben sich daher auch, wie die des Berges und wie andere Gewerbe, in gewissen Familien mehr oder weniger festgesetzt, und ein Eingeborener und Eingeweihter weiß daher auch, wenn man ihm eine Harzer-Familie nennt, schon gleich am Namen zu erkennen, welches Geschäft der Genannte betreibt. Die „Vollgraves“ im Oberharz z. B. sind fast durch die Bank seit alten Zeiten Waldleute gewesen. In den Gruben giebt es keine Vollgraves.

Wie in gewissen Familien, so haben sich die Wald-

leute auch in gewissen Ortschaften vorzugsweise eingenistet. Es giebt manche nicht schwach bewohnte Dörfer, die der Art zwischen den dichten Wäldern stecken, daß ihre Bewohner von vornherein auf den vor ihren Häusern stehenden Wald angewiesen scheinen, und daß demnach die ganze Bevölkerung derselben aus Sylvanis und ihren Brüdern Carbonariis (Köhlern) besteht. Solche ächte Wald- und Köhlerorte des Harzes sind z. B. das merkwürdige Dorf Lerbach in einem Nebenthale der Söse, das am Fuße des Rabenberges versteckte Dorf Wiede, weiter das wunderliche Dorf Wolfshagen in einem Seitenthale der Innerste bei Goslar, und viele andere ähnliche Ortschaften.

Hieraus geht denn hervor, daß alle diese Waldleute in ziemlich hohem Grade eine besondere, freilich wieder in viele Branchen gespaltene Classe von Menschen mit ihren eigenen Sitten und Gewohnheiten und auch mit ihrem eigenen Bewußtsein und Classenstolze bilden. Ich sage „auch mit ihrem eigenen Classenstolze." Denn allerdings besitzen sie auch diesen, obgleich man das nicht sogleich gewahr wird, in ziemlich hohem Grade, namentlich dem Ackerbauer gegenüber. Wenn in den dem Harz benachbarten „goldenen Auen" und andern Ackerbaudistricten Mangel an Arbeitern ist, so hält es schwer, in den Dörfern der Waldleute und Köhler, selbst um hohen Lohn, die Einwohner dazu zu vermögen, auf den Acker oder die Dreschtenne zu gehen. Sie, die selbst — wie ihre Großväter, im grünen Walde umher-

zogen, und daselbst ein einsiedlerisches und in mancher Hinsicht freies und unabhängiges Leben führten, hegen eine gewisse Verachtung gegen den Bauern, den sie, wie es scheint, als einen Glebae adscriptus betrachten. „He ist man en Buur." (Er ist nur ein Bauer), ist eine Phrase, die man nicht selten aus ihrem Munde vernimmt. Sie denken vermuthlich wie jenes Waldeskind unseres Dichters:

„In Waldesnacht bin ich geboren,
In Waldesdunkel stand mein Haus,
Da leb' ich einsam, wie verloren,
Und sehnte nimmer mich hinaus."

Doch mag ich dabei bemerken, daß mehr oder weniger fast alle Bewohner des Harzes diesen eigenthümlichen Stolz gegen die Ackersleute der Ebene theilen.

In einer jetzt freilich längst entschwundenen Vorzeit ist der gewöhnlichen Meinung nach das ganze Harzgebirge von einem zusammenhangenden und ununterbrochenen Walde von Laubbäumen bedeckt gewesen. Erst da Menschen, Feuer und Stürme in den Eichen und Buchengehölzen aufräumten und diese dann durch Kunst und Anpflanzung nicht so leicht wieder hergestellt waren, haben sich die Nadelhölzer und namentlich die Fichten, oder, wie sie im Harz gewöhnlich sagen, die „Tannen" eingeschlichen.

Die Fichten oder Tannen besamen sich leicht. Sie nehmen mit dem dürftigsten Boden fürlieb, ringen selbst dem nackten Felsen Nahrung ab, und kämpfen siegreich

mit dem rauhesten Klima. Da sie als gesellige und wuchernde Bäume überall in Masse und schnell erzeugt werden können, so haben die Hauptholzverzehrer und Waldverwüster des Harzes, die Berg- und Hüttenleute, wenn sie in Verlegenheit geriethen, immer von den Fichten vorzugsweise Hülfe erwartet, und so ist denn für sie im Laufe der Jahrhunderte ein großes Terrain erobert worden, und sie sind nun entschieden die vornehmsten Bäume des Gebirges.

Sie herrschen auf allen höheren Gebirgszügen, auf dem ganzen Oberharze fast ausschließlich, und auch auf dem Unterharze greifen sie von den Spitzen der Berge her überall tief in die Laubthäler hinein; hier und da steigen sie bis an den Fuß des Harzes hinab. Im Ganzen aber ist dieser, und die Ausgänge und die untern Partien seiner Thäler, namentlich die südlichen und östlichen, noch jetzt mit Laubholz und zwar vorzugsweise mit den schönsten Buchenhainen geschmückt.

Hier und da an den Grenzen der obern und niedern Striche mischen sich beide so verschiedene Waldarten mit einander, und bilden da dann recht gefällige Contraste. Sieht man die Bergabhänge von weitem an, so gewahrt man häufig, wie eine kleine frisch grüne Bucheninsel mitten in dem Alles überschwemmenden Meere des dunklen Fichtenwaldes stehen blieb. Zuweilen schlängeln sich die Laubpartien in allerlei capriciösen Formen, wie bunt gestaltete Gartenanlagen durch die Nadelgehölze hindurch. Mitunter sieht man einen Berg,

der auf der einen Seite ganz mit den ernsten und steifen Fichten besetzt ist, während er auf der andern Abdachung in den dort gebliebenen Laubbäumekuppeln gleichsam wie gelockt erscheint. Oben auf dem Kamme theilen sich beide Gattungen in einer scharf bezeichneten Linie.

Im Herbste erscheinen die Contraste dieser sogenannten „gemischten“ Waldbestände besonders auffallend und bunt. Denn, wenn das Blattwerk der Buchen geröthet oder gebräunt ist, zeichnen sich äußerst mannigfaltige Schattirungen und goldgelbe oder purpurrothe Verbrämungen in den Tannenwald, dessen Farbentöne stets dieselben bleiben, hinein.

Im Winter erblickt man zwischen dürren Gerippen der Laubbäume die immergrünen Inseln und Bergkuppen des Tannenwaldes mit Wohlgefallen. In ihnen erbleicht auch dann die Farbe des Lebens und der Hoffnung nicht.

„Wenn das Leben zieht von dannen
Seht! es grünen doch die Tannen,
Ein verheißnes Lebensbuch.“

Dem Thierleben bieten sie alsdann sogar bedeutende Vorzüge vor den Laubwäldern dar. Ihre dichten und stets blätterreichen Gezweige hauchen Wärme aus und bilden ein schützendes Dach gegen den Schnee, der in den kahlen Buchenwäldern massenhaft durchfällt, und sie oft ganz unwegsam macht, während er in den Tannenwäldern mehr auf dem Gezweige und auf den Gipfeln liegen

bleibt. In diese ziehen sich daher dann gern die Rehe und Hirsche zurück. Auch die Eichhörnchen suchen, von Zweig zu Zweig hüpfend, im Winter die Nadelwälder auf und viele Arten von Vögeln verlassen den kalten und zugigen Laubhain und verkriechen sich unter den schwer beladenen Tannenzweiglauben, die so willkommenen Schutz gewähren, daß einige Species von Vögeln in ihnen sogar mitten im Winter ihr Brüte-Geschäft fortsetzen. Die interessanten kleinen Kreuzschnäbel nämlich, die man wohl die Papageien des Nordens genannt hat, bauen ihre Nester auch im December und Januar im höchsten Gipfel der Tannen, und es gewährt den Harzwaldleuten keine geringe Freude, wenn sie ihrem Oberförster am heiligen Christabend ein Nest mit Eiern, das sie aus den hohen Bäumen unter dem Schnee und Eise wegholten, zum Weihnachtspräsent auf den Tisch stellen können.

Im hohen Sommer steht zwar der Tannenwald dem Laubgehölze in mancher Hinsicht nach. Er hat mit seinen gleichgestalteten und parallelen Baumperpendikeln die, wie Jemand bemerkt hat, den Mathematikern zu Ehren geschaffen scheinen, — etwas Einförmiges und theilt der Landschaft mit seiner dunkelgrünen Farbe einen ernsten, sanft-melancholischen Charakter mit. Die Gruppen und Scenen, zu denen er Veranlassung giebt, sind nicht so wechselvoll und malerisch wie im Laubwalde, wo jedes Individuum nach seiner Weise gewachsen ist.

Nichts destoweniger liegt aber dann doch eben in jener Einförmigkeit und Melancholie des Tannenwaldes auch wieder etwas sehr Poetisches. Der Boden mag beschaffen sein wie er will, eben oder gebogen, flach oder abschüssig, die Fichten stehen immer kerzengerade, wie Grenadiere zum Himmel emporschießend, gleich Männern, die trotz der Rauhigkeit ihres Lebensweges sich aufrecht halten. Auch ist die Luft und der Waldesduft unter ihnen, besonders im ersten Frühling, wo aus jeder Zweigspitze eine frische, zartgrüne, in viele weiche Pflanzennadeln ausstrahlende Blätterknospe hervorbricht, viel erquicklicher und balsamischer als bei irgend einer andern Baumgattung.

Im Mai steht der Tannenwald in seinem schönsten Putze. Dann entzückt die Farbenpracht seiner Blüthen jedes Auge. Das zarte Gelb, womit ihre geschwollenen dicht neben einander gedrängten Staubkolben gezeichnet sind, hebt sich von dem dunklen Hintergrund des Laubes freundlich ab und doch weiß man nicht zu sagen, ob diesen oder den mit ihnen gepaarten und in ein gefälliges Purpurroth getauchten Fruchtkätzchen der Preis der Schönheit gebührt. Sie verbreiten zuweilen, wenn die Blüthe reichlich war, einen röthlichen Anflug über den ganzen Wald hin. Der Hirt und der Waldarbeiter stecken sie sich, aus dem Walde heimkehrend, an den Hut und ihre Kinder spielen mit den röthlichen Staubkätzchen der Fichten wie mit Erdbeeren.

Das, was man die Freiheit des Waldes nennt, und

daß er ein Gemeingut sei, wie das Allen offenstehende Meer, das empfindet man unter den Fichten, wenigstens unter den ausgewachsenen, in vorzüglich hohem Grade. Da das Gezweige dieses Baumes an der untern Partie abstirbt und sich auslichtet, so giebt es im alten Fichtenwalde, wo eine schöne nackte Säule neben der andern steht, keine solche Hindernisse, wie im zweigereichen Laubwalde. Er ist überall nach oben frei und hoch, wie ein Gothischer Dom. Auch der Boden in ihm ist gangbarer. Denn wo die Tannen Besitz von ihm ergriffen, da haben sie durchweg alles Untergebüsch, auch fast alle Kräuter und Blumen und beerentragende Gewächse und Gesträuche unter sich erstickt und beseitigt. Nur die weichen zierlichen Moose mögen überall unter ihnen fortwuchern, und an der Bildung ihres willkommenen Sammetteppichs arbeiten.

Demzufolge giebt es, sage ich, keine andere Art Wald, in dem sich in so leichter Weise so weite Spaziergänge unternehmen ließen. Unbehindert wandelt man unter den natürlichen Hallen des Tannenwaldes in die Kreuz und Quere, was man in dem gesträuchereichen Laubwalde nicht vermag. Im Harz giebt es Striche, in denen man halbe Tage lang im grünen hohen Fichtenwalde fortstreichen kann, ohne auch nur durch einen Hahnenschrei oder durch den Schornstein einer Menschenwohnung in dem Genusse der Waldeinsamkeit gestört zu werden, und wo man weit und breit mit dem Dichter denken kann:

„Es geht ein leises Rauschen
Dahin im dunklen Wald;
Die Stille scheint zu lauschen
Wie weithin es verhallt.“

Man begreift es dem Allen nach, daß und warum unter allen Waldbäumen, namentlich auch die Fichte bei den Deutschen stets einen hohen Platz behauptet hat. Schon Tacitus erzählt von einem Feste der alten Germanen, „Tanfana“ genannt, bei welchem Tannenzweige in der Hand getragen wurden, und von welchem der Weihnachtsbaum seine Bedeutung in Deutschland herleitet. Noch jetzt giebt es in Deutschland viele einzelne sehr alte und große Tannen, die unter den Leuten berühmt sind, die „heilige“ oder „gefeite Tannen“ genannt werden und bei denen noch alte Gebräuche stattfinden. Im Harze ist ein Beispiel davon die sogenannte „Eiserne Tanne“, die in einem östlichen Thale am Fuße des Brockens steht. Der „Tannenhüpfer“ ist sogar ein eigner dem Nadelholze zugewiesener Geist. In vielen katholischen Gegenden Deutschlands ist es sehr gewöhnlich, Marienbilder an Tannen zu befestigen, auch werden wohl Tannenzweige am Christabend vor die Hausthüren und Viehställe gestellt, um Krankheiten abzuwenden. In manchen Dörfern des Harzes werden um Johanni junge Tannenbäume mit bemalten Eiern oder Blumen (jetzt Georginen) geschmückt. Die Kinder und Mädchen, indem sie diese Bäume hin und her schwenken, singen dazu:

„O Tannebaum,
Du bist ein edles Reis,
Du grünest wohl zur Sommerzeit
Und auch zur Winterzeit.“

Man kann sagen, daß auf dem ganzen Oberharze das Fest des heiligen Johannes auch eine Feier der Tanne sei.

Nicht nur der hohe fertige Baum und Wald, sondern auch der jugendliche und werdende, und überhaupt der Tannenwald auf allen Stufen seines Alters und seiner Entwickelung hat seine sehr anziehenden und poetischen Seiten. Die ganze Waldwirthschaft und die gesammte Baumerziehung im Gebirge bietet ein mannigfaltiges Interesse dar. Sie hat im Vergleich mit der Ackerwirthschaft etwas Großartiges und gewissermaßen Imponirendes.

Die Kornhalme des Landmanns sind in der That wie das Heu, das heute grünt und morgen in den Ofen geworfen wird. Der ganze Saat- und Ernteproceß ist jedes Mal nur auf den kurzen Verlauf eines Sommers berechnet. Die Cultur-Pflanzen der Wald- und Forstleute (die Bäume) dagegen bedürfen fast ein Jahrhundert zu Vollendung ihres Wachsthums und der Fortschritt von der Aussaat bis zur Ernte, der ganze Verjüngungsproceß zieht sich langsam durch mehre Menschenalter hin. Er hat eine Umtriebszeit von etwa 120 Jahren, weshalb denn auch nicht die Bauern, sondern nur die Könige und die Staaten, die so lange auf die Zinsen des Capitals zu warten vermögen, die

Waldwirthschaft nachdrücklich und ordentlich betreiben können.

Weil man den Fichten im Harz ein immer größeres Terrain eingeräumt hat, weil man überall, wo ein freier, noch unbesetzter Platz oder eine Lichtung war, Fichtengehölz angelegt hat, so ist daher jetzt fast überall in den Thälern und Bergen Gelegenheit, den Fichtenwald in allen Abstufungen und Phasen seines Alters zu erblicken, und auf Schritt und Tritt bieten sich diese verschiedenen Waldzustände und ein Anblick aller der für sie nöthigen Arbeiten und Manipulationen durch das ganze Gebirge hin dem Reisenden dar.

Fast auf jedem Bergrücken findet er, bald hie bald da eine freie von den Waldgärtnern bereitete Stelle, die umzäunt ist von Hürden wie eine Schafstallung. Sie birgt und schützt das nachwachsende Geschlecht, die kleinen noch ganz zarten Bäumchen, die man in diesen sogenannten „Saatkämpen" säete und einpferchte. Sie stehen darin dicht und in Reihe und Glied, wie im Frühlinge das frisch aufgeschossene Getreide auf dem Acker.

Sind sie im Laufe von zwei Jahren ein wenig gesteift und gekräftigt und zu der Höhe von einem Fuß gediehen, so öffnet man diesen strebsamen Kleinen die Thore ihres Waldgartens und sie werden aus ihren eingeschlossenen Saatkämpen ins Freie oder wie die Harzer sagen „in den Hai" hinausgeführt. So: „Hai" oder „Häu" nennen sie nämlich die waldfreien Bergpartieen,

die durch das Umhauen der alten Bäume für neu anzulegende „Culturen" geeignet wurden.

In den besagten „Haien" oder „Culturen" sieht man zwischen all den zahllosen Blumen, Gesträuchen und Kräutern, mit denen dieselben bedeckt zu sein pflegen, die kleinen Bäumchen stehen. Sie sind nicht höher, als die gemeinen Haidebüsche, welche sie umgeben, und mit denen sie freundschaftlich umzugehen und gleichsam zu spielen scheinen, wie Prinzenknaben mit den Bauerjungen. Doch sieht man schon an ihrem kecken, strammen Wuchse und an den kleinen frischgrünen Schößlingen, mit denen sie hier und da aus dem Unkraute hervorgucken, daß sie höheren Dingen entgegenstreben. Noch ist kaum für ein Vogelnest in ihrem zarten Gezweige Raum, aber man gedenkt beim Anblick eines solchen weitgedehnten Hais, mit vielen Tausenden hellgrüner Pünktchen oder Sternchen darin, der kommenden Zeiten und der späteren Geschlechter, die hier, wo jetzt noch die Sonne mit vollem Angesichte strahlt, in schattigen Wäldern wandeln werden.

So lange die Stämmchen noch nicht entschieden über das Gestrüpp umher gesiegt haben, heißt die Gegend noch immer „der Hai." Nach zehn oder zwölf Jahren aber geräth dieser Name in Vergessenheit. Denn dann stehen die Bäume schon als halb ausgewachsene Jünglinge da, mit dicht in einander verschränkten Zweigen, und bilden nun denjenigen Waldzustand, den die Waldleute mit dem Namen „J u g e n d" bezeichnen, und der

schon hier und da von Vögeln und kleinen Thieren belebt ist.

Rücken noch fünf oder zehn Jahre ins Land, und ist dabei „die Jugend“ noch einige Ellen höher aufgeschossen, so entsteht das, was sie eine „Dickung“ nennen. Da die unteren langen Gezweige der Bäume dann noch nicht abgestorben sind, da auch die noch nicht decimirten Fichten selbst noch dicht neben einander stehen, wie die Halme auf einem Acker, so sind solche jugendliche Tannendickungen der funfzehn- oder zwanzigjährigen Bäume für den Menschen fast undurchdringlich und ungangbar, und da sie sich zugleich oft weit über die Thäler und Berge ausdehnen, so finden in ihnen die Waldthiere die ungestörteste Ruhe. Sie sind die vornehmsten Aufenthaltsplätze und Verstecke des Wildes. Die Hirsche und Rehe liegen dort am Tage über, jene in ihren „Lägern“, die wilden Schweine in ihren „Kesseln“, und nur am Abend wagen sie sich aus ihren dunklen Gebüschen hervor in den freien alten hohen Wald und zu den Wiesen hinaus, wobei die neugierigen jungen Thiere und ihre täppischen Mütter gewöhnlich voran gehen, während der alte gewitzigte und egoistische Vater Hirsch oder Papa Eber selber erst später nachfolgt, wenn er gewahrt, daß dem Vortrabe nichts übles passirte.

Wiederum nach ein paar Jahrzehnden lichten sich allmählig die „Dickungen.“ Der Förster zieht Wege hindurch, nimmt hier und da taugliche Stämme heraus. Andere Stämme und alle die untern Gezweige sterben

ab, und so steht dann allmählig wieder eine jener hohen, freien, lichten Säulenwaldungen da, in welchen alsdann statt der Thiere der Wildniß, die Heerden der friedlichen Rinder ein- und ausziehen, und in dem der Wandersmann seine Schritte fördert, und der Holzhauer nun das Gebiet seiner Thätigkeit findet.

Da sich im Laufe der Jahre ein nie rastender Waldwechsel durch das ganze Gebirge hin vollendet, so findet eine fortlaufende Veränderung der landschaftlichen Scenerie statt. Die „Saatkämpe“, die „Haie“, die „Culturen“, die „Dickungen“ gränzen sich stets unter andern und neuen Figuren ab, und selbst wenn man nur nach zehn Jahren zu einer alten bekannten Gegend wiederkehrt, erkennt man sie nicht mehr. Wo ehemals ein hoher, lichter Wald stand, da haben die Axt und der Nordweststurm eine Blöße geschaffen, oder wo man sonst in einem Thale frei wandelte, ist dasselbe jetzt von einem Dickicht für wilde Schweine bedeckt. Man kann behaupten, daß das gesammte Harzgebirge alle zehn oder zwanzig Jahre eine neue Physiognomie oder doch ein anders façonirtes Laubgewand hat.

Die Arbeiten der Waldleute bei den verschiedenen Proceduren der Waldwirthschaft, beim Säen, beim Pflanzen, beim Lichten und Aushauen des Waldes sind außerordentlich mannigfaltig und auch sie bieten dem in den Bergen wandernden Beobachter nicht wenig interessante Schauspiele bei den mannigfachen Verrichtungen.

Schon das Herbeischaffen und Sammeln des Tan-

nensamens, von dem man immer großer Quantitäten bedarf, hat seine nicht geringen Schwierigkeiten und erfordert allerlei Veranstaltungen und Künste.

Die alten Tannen haben ihre Früchte oben in ihren Gipfeln, und um sie von da mit derjenigen Schnelligkeit, mit der auch dieß Geschäft geschehen muß, einzuheimsen, müssen die Waldleute die kühnsten Kletterkünste üben, und fast mit den Eichhörnchen wetteifern. Mit eisernen Haken und Stricken arbeiten sie sich zu den höchsten Spitzen der Bäume hinauf, und halten dort, oft über schaurigen Abgründen schwebend, ihre Ernte.

Weil es ihnen oft nicht wenige Mühe gekostet hat, ihren hohen Standpunkt zu gewinnen, so wiederholen sie nicht gern bei jedem Baum diese mühselige Procedur, vielmehr bleiben sie gleich oben und springen zum Nachbargipfel hinüber, indem sie die schwankenden Zweige, auf denen sie sitzen, in schwingende Bewegung setzen und dabei den nächsten Gipfel zu erhaschen suchen. So von Tanne zu Tanne, wie die Vögel hüpfend, bringen sie oft den ganzen Tag über in den Spitzen der Bäume zu und sie nennen das ihre „Arbeiten in der Luft", für welche Sorte von Arbeiten sie, weil sie nicht wenig gefährlich sind, einen etwas höhern Lohn beanspruchen.

Für die auf diese Weise gesammelten Tannenzapfen hat man, um der Körner habhaft zu werden, statt der Dreschmaschinen die sogenannten „Klänganstalten" oder die „Klängeleien", die man in verschiedenen Harzorten findet, eingerichtet. So nennt man eine Art von Darren, in

denen die Tannenzapfen durch Feuer getrocknet und zum Fallenlassen ihrer Körner gezwungen werden. Aus diesen Klängeleien schafft man alle verschiedenen Sorten des Waldgesämes in die großen Central-Samen-Magazine, die man in Clausthal und andern Hauptorten organisirt hat. Und von diesen Samen-Magazinen wird dann die ganze von mir geschilderte Erneuerung und Verjüngung des Waldes und die Versorgung jener „Saatkämpe“ im Gebirge geleitet.

Uebrigens aber verknüpft auch ein solcher merkwürdiger Waldsamenhandel unsere verschiedenen Deutschen Waldgebirge untereinander. Der Harz bezieht manche Arten von Baum-Gesämen, an denen er eben Mangel hat, aus dem Schwarzwald, oder aus dem Erzgebirge und anderen Waldstrichen. Und umgekehrt giebt der Harz von seinem Ueberfluß reichlich an die umliegenden Ebenen ab, und hilft ihren Wäldern auf. Ja, es geht sogar, wie man mir gesagt hat, ein kleiner Waldsamen-Handelszweig aus unserm Harze ins Innere von Frankreich, um auch da auf den zahlreichen Blößen und Hainen der Picardie, der Champagne oder Lothringens neue Saatkämpe, Wald-Culturen und Dickungen zu formiren.

Beim Besäen der Kämpe und bei der Verpflanzung der zweijährigen Saat-Bäume aus dem Kamp in den Hai, so wie auch sonst noch bei andern Gelegenheiten giebt es einige leichte kleine Waldgeschäfte, welche die Jugend und das weibliche Geschlecht besorgen kann, und

von denen ich noch bei einer späteren Gelegenheit etwas mittheilen werde. Doch fallen natürlich die meisten schweren Waldarbeiten, namentlich die Hauptsache: die Aberntung und Zerlegung der ausgewachsenen Stämme, den Männern zu. Dabei müssen die Aexte in raschem Dreschertakte krachen und die Sägen sausen, daß der Schweiß von der Stirne träuft, sonst lohnt es sich nicht. Die Mädchen und Frauen haben für so einen fleißigen Waldmann reichlich zu Hause zu schaffen, Leinwand zu weben, Strümpfe und Kleider zu stricken und zu flicken. Denn niemand, selbst der Bergmann nicht, verreißt so viel Gewand als die beständig durch die Gebüsche und Gezweige schlüpfenden Waldleute.

Manches haben sie freilich vor ihren Brüdern, den Bergleuten, voraus, das Tageslicht und die frische Luft. Nichts destoweniger aber haben sie auch wieder ihre ihnen eigenen Plagen, Gefahren und Nöthen. Die Arbeitsstunden des Bergmanns sind gemessen, sie verlaufen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks. Es liegt dies in ihrer Natur.

Der arme Waldmann, bei dem keine achtstündigen oder zwölfstündigen Arbeitszeiten oder sogenannte „Schichten“ nöthig oder hergebracht sind, plagt sich den ganzen lieben langen Tag und auch die halbe Nacht. Da sie Sommer und Winter allen Veränderungen des Wetters ausgesetzt sind, so sind Rheumatismus und Schwindsucht, von denen die Bergleute nicht viel wissen, diejenigen Krankheiten, welche die Waldbewohner decimiren.

Am schlimmsten geht es über sie — über ihre Kleider, über ihre Haut, ihre Gliedmaßen und über ihre Gesundheit her bei dem Transport der schwerfälligen Bäume, die sie oft an Orten gefällt haben, wohin außer den Menschen selbst sonst kein dienstthuendes Wesen, kein Pferd und kein Lastthier gelangen kann. Die colossalen Blöcke und Stämme müssen da aus den Schlünden und Klüften, in die sie fielen, hervorgeholt und zu den Wegen, an denen Wagen und Pferde sie erreichen können, herbeigezerrt und geschleppt oder wie sie sagen „gerückt" werden.

„Dies Blockrücken", sagte mir ein alter Waldmann, „wofür zwar ein höherer Lohn, der „Rückerlohn" gezahlt wird, das aber so unregelmäßig von Statten geht, das ist der Tod unserer Jugend. Dabei erhitzen sie sich leidenschaftlich und dabei packt sie unser Todfeind, die Schwindsucht." Alle anderen Arbeiten mit der Axt und der Säge sind nicht so gefürchtet, weil sie einen regelmäßigeren und ruhigeren Verlauf haben, und ohne Leidenschaft und Erhitzung abgemacht werden.

Die Wagen der Waldleute, auf denen sie ihre Bäume und Blöcke zu den Sägemühlen, oder zu den Bergwerken, für die sie bestimmt sind, weiter transportiren, müssen natürlich sehr fest und solide gebaut sein. Mit ihnen fahren sie von den hohen Bergen in die tiefen thalwärts führenden Rinnsale und Schluchten hinab, über Stock und Block, durch Sumpf und Morast.

Und die Zurüstung eines solchen Harzer Wald-

wagens, der, mit zwei stämmigen Ochsen bespannt, die schwerfällige Waldernte auf jenen Wegen hinabbringen soll — seine plumpen Hemmapparate, die Ketten an seinen Rädern, die zusammengepackten und ebenfalls mit Ketten verbundenen Blöcke oder Querhölzer, von denen man ihm in langem Schlepp zwei, drei Pack zum Hemmen hinten anhängt, oder die sogenannten „Hinterhängels“ — oder „Schleppels“; das zu sehen, ist wieder ein charakteristisches und merkwürdiges Schauspiel. Die Ketten rasseln, die dicken Räder ächzen und stöhnen, die Ochsen stauen und drängen rückwärts. Die schreienden Fuhrknechte und Waldknechte greifen auch selbst nach besten Kräften zu. Die beiden hinten angebundenen Klafter Holz, jene plumpen Hemmapparate, tanzen und springen spektakelnd hinterdrein und klammern sich zwischen den Wurzeln und Sträuchern, und so fährt die ganze Last in die Schlucht bergab.

Wehe! wenn die Ketten des Hinterhängels, welcher das Ganze balancirt, bricht, und seine Holzblöcke auseinander springen, dann schießt wohl die ganze Ladung unaufhaltsam in die Tiefe, und Waare, Thier und Mensch kommen nicht selten dabei zu Schaden.

In ihren Wäldern, wo sie bekannt sind, wissen sie sich jedoch meistens noch ganz leidlich zu helfen, und zuweilen geht ihre Noth erst in den winklichen Gassen der kleinen Städte am Harzrande an, wo die derben Holzhacker und Waldfuhrleute mit Fichtenstämmen von colossaler Länge aus ihren Thälern hervorkommen und

an den Straßenecken, die für solche Riesen nicht gebaut wurden, erst recht in die Klemme, und in neue Verlegenheiten gerathen.

Am muntersten geht der Holztransport im Winter auf der Schneebahn von Statten, und für diese Zeit sparen sie daher auch die schlimmsten Arbeiten auf. Sie haben sogenannte „Schleifen", ziemlich geradlinige Waldwege an den Bergesabhängen gebahnt, auf denen sie sich und ihre Hölzer in Schlitten hinabgleiten lassen. Ein kräftiger Waldmann hat sich vorn auf den Schlitten postirt und dirigirt die pfeilschnell bergabsausende Ladung mit einem Stabe. Scharf ist sein Auge auf jede Krümmung des Weges gerichtet, und rasch berechnet er den Ruck und den Stoß, den er dem Schlitten geben muß. Da aber selbst die größte Vorsicht nicht alle Gefahren vermeidet, so haben auch diese Operationen zu manchen Kreuzen auf den Dorfkirchhöfen Veranlassung gegeben.

Die vielen Schwierigkeiten und Gefahren beim Transportiren des schwerfälligen Holzes sind denn auch zum Theil die Ursache gewesen, daß sich im Harze sowie in allen unsern Waldgebirgen, die der wohltätigen Nachbarschaft eines großen Flusses entbehren, so viele Etablissements zur Verarbeitung und Gestaltung des Holzes im Walde selbst entstanden sind, wozu freilich noch der Umstand das Seinige beiträgt, daß diese Umgestaltung oft bedeutende Kraftaufwendung erfordert, und daß auch diese sich ebenso wie das rohe Material im Walde

und Gebirge, in ihren vielen kräftig sprudelnden und treibenden Quellen und Wasserstürzen am besten und reichlichsten an Ort und Stelle selber darbieten. Der ganze Harzwald ist demnach eine große industrielle Werkstatt zur Erzeugung von allerlei Holzproducten, gleichsam eine große Holzgeräthschaften-Fabrik geworden.

Sägemühlen zur Zerschneidung der dicken Baumstämme in dünne und leicht verfahrbare Bretter sind zunächst die häufigsten Etablissements dieser Art. Man findet sie in allen Thälern und fast an allen Gewässern, wo der Fluß einen natürlichen Katarakt bildet, neben den Pochwerken und mit den Hochöfen und den andern das Metall verarbeitenden Werkstätten der Bergleute vermischt.

Jenen verwandt sind die Schindelschneidereien, in denen für die Dachbedeckung der meisten Harzhäuser gesorgt wird, und desgleichen die hie und da am Ausgange der Berge begründeten Parketfabriken, in denen alle Arten der besten Hölzer des Waldes zu zierlichem Getäfel zerschnitten und polirt werden, für die Mosaikböden und Holztapeten der Paläste und Schlösser der Ebene.

Zu diesen haben sich in neuerer Zeit die merkwürdigen Zündholz-Fabriken, von denen manche, ganz großartige, auf waldigen Bergplateaus von zweitausend Fuß Höhe stehen, die daselbst täglich viele Millionen kleiner Zündstifte für Amerika und den fünften Welttheil erzielen. Sie mußten sich wohl so hoch versteigen, weil

gerade sie, obwohl sie ein so winziges Product bringen, dazu nur die schönsten und dicksten Baumstämme gebrauchen können, die sie mit Beihülfe äußerst erfinderisch konstruirter Maschinen in fadendünne Hölzchen zersplittern.

Noch schlimmer als in diesen Zündholzfabriken ergeht es den alten schönen Bäumen in denjenigen Anstalten, auf deren Erfindung man erst kürzlich in Folge des so gewaltig zunehmenden Verbrauchs von Papier gekommen ist, in den Holz-Papiermühlen nämlich, in welchen die Fichten, Kiefern und Tannen mit Hülfe von Sägen und Reiben mit großer Rapidität zu Muß und Brei zerfeilt, zerkleinert und nach vielen Reinigungs- und Waschungsprocessen mit Wasser zu dünnen Papierbogen verwandelt werden.

Aeltere und für das Volk wichtigere Etablissements, als die genannten, sind die schon seit lange in verschiedenen Harzwaldorten bestehenden Werkstätten zur Producirung von Eimern, Schaufeln, Mollen und zahlreichen andern Hausgeräthschaften. In einigen hochgelegenen armen Ortschaften, die auf ihrem unfruchtbaren Terrain keinen Ackerbau betreiben können, hat sich diese Industrie bei der Bevölkerung so eingebürgert, daß in ihnen fast so viele Bötticher als Bürger wohnen.

Berühmt in aller Welt sind unter diesen harzischen Holzschnitzern vorzüglich das Gebirgsdorf „Hohengeiß“, das armselige „Bennekenstein“ und das zwischen Felsen und Klippen versteckte „Stiege“. Alle diese und andere

Flecken und Dörfer haben sich in die verschiedenen Branchen ihres Gewerbes getheilt. Die Hände und Geräthschaften derer von Hohengeiß sind nur auf die netten blanken Wassereimer berechnet, welche sie unsern Köchinnen liefern. Die von Bennekenstein wissen die Spinnräder — aber auch nur diese — geschickt zu construiren. Die von Stiege sind bloß auf hölzerne Löffel, Schaufeln und die großen Mollen und Tröge eingerichtet, die sie selber weit hinaus ins Land zum Verkaufe auf den Märkten verschleppen.

Theils in Folge der Eigenthümlichkeit ihres Gewerbes, theils in Folge ihrer isolirten Lage hat sich bei diesen Dorfbewohnerschaften nicht nur in ihren Handthierungen und Künsten, sondern auch in Sitten, Charakter und Sprache viel Besonderes eingefunden oder conservirt. Einen Hohengeißer oder Bennekensteiner Eimer- oder Spinnrad-Drechsler weiß man gleich aus den übrigen heraus zu erkennen. Namentlich aber sind die Mollen- und Schaufelschnitzer von Stiege wegen ihrer Absonderlichkeiten und vorzugsweise wegen ihrer von allen Harz-Dialekten so verschiedenen Sprache fast berüchtigt.

Manche behaupten, dieses Walddorf sei ursprünglich eine Colonie von in den Harz verschlagenen Wenden oder Slaven. Sie reden weder wie ihre Nachbarn von Hasselfelde im Norden, Niedersächsisch, noch wie ihre Nachbarn von Stollberg im Süden, Thüringisch, sondern ihre eigene alte Dorfsprache, „das Stiegesche“. „Wenn diese Stieger den Mund aufthun“, sagte mir einer ihrer Nach-

barn, „so versteht man kein Wort, und wenn sie in Eifer gerathen und sich unter einander schelten, so geht es drunter und drüber.“

Da ich, von dieser Kunde angezogen, jenen absonderlichen Leuten einen Besuch machte und mich eine Zeitlang unter ihnen aufhielt, so mag ich hier einige Proben eines solchen Dialekts harzischer Waldbewohner und Holzfabrikanten mittheilen und an ein paar Beispielen zeigen, wie wunderlich manche Deutsche Worte in ihrem Munde verunstaltet werden. Ihre Kühe z. B. zu „Kewe“ — Häuser zu „Hisser“ — Mädchen zu „Meichen“ — Garten zu „Johrten“ — Mühle zu „Melle“ — Tante oder Base zu „Wase“, — Hühner zu „Hinder“ — Bier zu „Bär“ — Steh auf zu „Steck uf!“ — Die Stieger Mütter rufen ihren Töchtern zu: „Jekk her Meichen, kimm auf mien Schlippen“ statt: „Geh her mein Mädchen, komm auf meinen Schooß.“ „Wir wolle spella gah“ — sagen sie statt: „wir wollen in Gesellschaft oder auf Visiten gehn.“ In der Schale abgekochte Kartoffeln nennen sie „Revallersch.“

Für die Bedürfnisse ihres Handels und Wandels haben sie wie die Juden und Zigeuner Ausdrücke, die sonst nirgends wo zu Hause sind und die zusammen fast eine Art Gaunersprache bilden, deren sie sich namentlich im Auslande bedienen, damit die Geheimnisse ihrer Speculationen zu verhüllen. Ein Silbergroschen z. B. heißt in dieser Stieger Löffel- und Mollen-Handelssprache: „ein Knupp“, ein Fünfgroschenstück „ein Andres“,

ein Zehngroschenstück „ein Schersant", ein Thaler „ein Fike." Auch in andern Gebirgs-Dörfern des Harzes ließe sich noch vieles dem Aehnliches auffinden, was noch einstweilen wenig bekannt und gesammelt ist.

Außer den genannten größeren und mehr oder weniger wichtigen Wald- und Holz-Manufactur-Zweigen giebt es auch noch mehre kleine Waldarbeiten, die von armen Leuten betrieben werden. Zu ihnen gehört unter anderm das Besenbinden, was Manche nur dann und wann nebenher betreiben, aus dem aber Einige eine Lebensbeschäftigung machen, indem sie Besenbinder ex professo werden.

Da das Abschneiden der Birkenzweige nur zu gewissen Zeiten geschehen darf, um den Bäumen nicht zu schaden, so ist auch dieß Gewerbe wie mehre andere Holz- und Waldindustrieen unter strenge Controle gestellt. Im preußischen Harz ist den Leuten das Besenbinden ganz verboten. Im Hannoverschen und Braunschweigischen sollen sich die Besenbinder einen Erlaubnißschein lösen und dafür eine Abgabe zahlen. Sie treiben daher ihr Gewerbe vielfach insgeheim.

Unter den Haupt-Besenbinder-Orten wird das Städtchen Hüttenrode genannt. Von hieraus ziehen sie Familienweise mit Weibern und Kindern, namentlich im Frühlinge, ehe der Saft in die Bäume tritt, über das Gebirge hin, suchen sich die dort nicht sehr häufigen Birkenbäume heraus, und verführen nachher ihr fertiges Product zu den Städten am Fuße des Harzes.

Auf ihren oft weitgedehnten Streifzügen betteln sie nebenher, und wo mir ihre dürftig gekleideten und doch lebhaften und schwatzhaften Trupps begegneten, schienen mir diese Leute meist etwas Zigeunerhaftes zu haben.

Längs eines einsamen Waldweges wandernd, sieht man mitunter Scenen wie diese: Ein Dutzend Besenbinder in einem Haufen beisammen. Die Männer und Weiber, obwohl mit einer schweren Pyramide von Besen beladen, stapfen doch mit dem allen Harzern eigenen raschen und festen Bergschritt einher. Die kleinen Kinder aber, die auch auf der Reise ihr Spiel nicht lassen wollen, haben sich aus Reisern einen kleinen Schlitten gemacht, darauf haben sie, wie die großen Waldarbeiter es zu thun pflegen, einen Haufen kleiner Aeste künstlich zusammengepackt und befestigt, auch eine Nachahmung jenes von mir erwähnten „Hinterhängels“ oder Hemmapparats der Waldfuhrleute dabei nicht vergessen. Vier Knaben und Mädchen haben sich mit zusammengeknoteten Schnüren davor gespannt. Ein kleiner in Lumpen gehüllter Bursche spielt mit langer Peitsche den Kutscher und so schleppen sie lustig vor ihren bepackten Aeltern her ihre kleine spaßhafte Last, mit der sie die Plagen der Großen nachäffen, über die sumpfigen Wege durch den Wald dahin. Für einen Augenblick löst sich, durch den Reisenden, den sie anbetteln müssen, gestört, ihre Ordnung auf, stellt sich aber bald, nachdem sie die Pfennige unter ihren Lumpen beigesteckt haben, wieder her und man

hört ihr Jubeln und Jauchzen und den Lärm ihrer Peitsche noch lange im Walde.

Man könnte diese im Walde hausenden und herumziehenden Besenbinder halb und halb als ein nomadisches Element der Harzbevölkerung betrachten. Doch fehlt es dem Walde auch sonst eben so wenig wie unsern Städten an anderm plebejischen Gesindel, die allerlei verbotene Waldgewerbe betreiben und die so verfolgt werden, wie in unseren Städten ehemals die sogenannten Bönhasen.

Als fernere Beispiele von diesen mag ich hier noch die sogenannten „Harzstuffer", oder „Harzpulker", die das Harz oder Kolophonium aus den Bäumen holen, nennen.

Das Anzapfen der Tannen zur Gewinnnung des Harzes soll den Waldgesetzen nach nur unter Aufsicht der Förster geschehen. Man soll eigentlich dazu nur solche verkrüppelte Bäume nehmen, die weder zu Bauholz, noch zu Kohlen oder Brennholz gebraucht werden können, oder solche, die nächstens gefällt werden müssen, und denen ein wenig Saftabzapfung nicht mehr schaden kann. Nun geben aber die Bäume den werthvollen Saft gerade am reichlichsten, wenn sie im schönsten, jugendlichen Wachsthum stehen, und diese, die der Förster nicht anrührt, reizen daher die Gewinnlust der Privaten, namentlich der armen Leute zu Hasserode, eines Dorfes in der Umgebung von Wernigerode. Denn wie sonderbarer Weise fast jedes Waldgeschäft sich in einem oder in ein paar Orten vorzugsweise festgesetzt

hat, so haben sich die besagten Hasseröder von alten Zeiten her par excellence dem „Harzpulken" gewidmet. Mit ihnen concurirren indeß andere, namentlich die ärmlichen Bewohner des Eichsfeldes, die etwas abseits vom Harze wohnen, und die daher von den Harzförstern hinterdrein nicht so leicht ertappt werden können.

Trotz der harten Gefängnißstrafen, mit denen das Harzstuffen oder das Anzapfen der Bäume bedroht ist, durchziehen diese Leute häufig in kleinen Banden die versteckteren Waldpartieen, mit einer Art Messer oder Meißel bewaffnet, mit welchem sie die Rinden der kräftigsten Fichten aufreißen, und sogenannte „Gallen" oder Oeffnungen bilden, aus denen dann das im Baste circulirende Harz hervorquillt.

Gewöhnlich nehmen sie dazu die Morgen- oder Sonnenseite der Bäume, wo die Säfte am thätigsten sind, und der Stamm, wie sie sich ausdrücken, „am liebsten blutet." Anfänglich, kurz nach seiner Verwundung giebt er noch wenig Harz von sich. Allmählig aber ziehen sich die Säfte, indem sie an der Vernarbung der Wunde arbeiten, mehr dahin. Die Harzsammler kehren daher oft zu demselben Baume zurück, stuffen und pulken mit ihren Messern und Meißeln von Neuem in der alten „Galle" und halten die Wunde, indem sie die Vernarbung wieder aufreißen, beständig offen. Die „Bausten" (so nennen sie die Harzklumpen, die sich unter der klaffenden Oeffnung tropfenweise ansetzen) werden dabei immer dicker.

Aber auch der arme Baum blutet sich mehr und mehr aus. Mit der Zeit entsteht Fäulung in der Galle und am Ende verkrüppelt und verkümmert das schlanke Gewächs. Namentlich wenn die Harzstuffer mit ihrem Meißel sehr tief in das Holz eingehen, wie sie häufig wohl thun, um Das zu suchen, was sie „verborgen Harz" nennen.

Wenn nämlich, wie ich sagte, das Harz gewöhnlich im Baste oder zwischen Rinde und Stamm circulirt, so giebt es doch ausnahmsweise auch im Holze selbst zuweilen kleine Kammern oder Räume, die voll des schönsten und klarsten Kolophoniums sitzen, aus denen man es mitunter mit einem Löffel heraus schöpfen kann. Dieses „verborgene Harz" ist das kostbarste und wird von den Apothekern am liebsten zu ihren Pflastern genommen.

Die Zerstörungen, welche die Harzstuffer in den Wäldern anrichten, gleichen denen, die das Wild verursacht, wenn es im Winter vom Hunger angetrieben wird, die Baumrinde an- und abzunagen. Die Hirsche und Rehe versetzen dabei den Fichten ebenfalls große Wunden oder Gallen, zu denen das Harz heranquillt. Auch arbeiten diese beiden Klassen von Hungerleidern, die Thiere und die Menschen, sich gegenseitig in die Hände. Denn diese suchen vorzugsweise die, vom sogenannten „Wildfraße" angegriffenen Waldstellen auf, wo schon bei den Baumstämmen ein Anfang gemacht ist, und sie zur Ausblutung gewöhnt wurden. Sie haben dann nur die großen, unter dem scharfen Zahne des Wildes entstande-

nen Wunden wieder aufzureißen, und ihre Arbeit wird leichter.

Man findet Waldpartieen, wo hunderte von edlen Fichten neben einander, jede an derselben Seite aus einer klaffenden ellenlangen und von dick angeschwollenen Narben eingefaßten Wunde bluten, an der die vom Hunger geplagten Hirsche und die armen Harzstuffer von Hasserode und vom Eichsfelde arbeiteten, was einen wahrhaft bemitleidenswürdigen Anblick giebt, da jeder hübsche Baum einem sichtbaren Verderben entgegenkränkelt.

Weil die Harzstuffer mit fast eben so harten Strafen verfolgt werden, wie die Wilddiebe, so werden sie daher auch oft eben so verwegen wie diese, und es kommt zwischen ihnen und den Förstern zuweilen zu blutigen Actionen und tragischen Scenen. Sie halten sich auch meist bandenweise, „denn", sagte mir einer derselben, „wenn der Förster uns so drei oder vier bei einander sieht, so ist er so ziemlich verbaust."

Die Leute wollen übrigens nicht begreifen, warum man ihnen ihr Handwerk verbietet. „Harz", sagte mir einer, „hat jeder nöthig — Kaiser und König und sogar die Förster und Waldaufseher brauchen es zu ihren Stiefeln, und in jedem Pflaster, das der Apotheker bereitet, steckt Harz. Auch zahlt uns der Kaufmann mit Freuden hohe Preise dafür. Diese Waare ist eben so nützlich und wichtig wie das Brenn- und Bauholz. Da schadet es ja nicht, wenn dabei ein wenig von diesem

darauf geht. Aber o, mein Herr", seufzte er, indem er zum Himmel aufblickte, „es wird so viel Unrechtes in dieser Welt ge- und verboten. Der Druck kommt von oben her. Die großen Herren wollen den Wald ganz für sich allein und nach ihrem Gutdünken besitzen, und da verfolgen sie uns Kleinen."

Da sie das Harz nur in unreinem Zustande, mit Blättern und Holzsplittern vermischt, aus den Wäldern schaffen, so müssen die Harzstuffer es dann noch durch Abkochen und Pressen reinigen. Auch bei diesem Geschäft, das sie im Geheimen verrichten müssen, werden sie noch nachträglich zuweilen ertappt, und selbst beim Kaufmann ist hernach die gereinigte Waare noch nicht ganz vor Confiscation und Strafe sicher.

Hat nun nach dem Allen, was ich vorbrachte, der Harzstuffer aus der Tanne sein Kolophonium genascht — hat der Saamen-Sammler die Tannenzapfen hoch oben aus dem Gipfel geholt — hat dann der Waldarbeiter den Baum gefällt und ihn zu Bau-, Nutz- und Brennholz, zu Brettern und Dielen, zu Schindeln und Schachtholz zerstückt, haben auch die Böttricher für ihre Eimer oder Mollen und die Zündholz-Fabriken für ihre Stiftchen ihren Theil davon genommen, und zuletzt auch der Korbflechter die Zweige benutzt, so bleibt am schließlichen Ende nichts mehr von dem edlen Gewächse übrig, als das, was die Harzer den „Krautkram" oder „Hecke" nennen, nämlich die grünen Nadeln und jungen Zweig-Sprößlinge.

Und ich mag es hier nun am Schlusse meiner Betrachtung des Waldes bemerken, daß auch diese sogenannte „Hecke“ in der Wirthschaft der Harzer Waldbewohner nicht unwichtig ist.

Sie benutzen dieselbe insbesondere zur Streu und zum Lager für ihre Rinder. Hie und da werden auch wohl eben so wie in Schweden und Norwegen die Zimmer und Treppen mit frischer zerhackter Fichtenhecke, die einen angenehmen Geruch verbreitet, bestreut.

In früheren Zeiten, bevor man die „Cylindergebläse“ in den Bergwerken eingeführt hatte, ließ man auch wohl, um den armen Bergleuten einige frische Luft zu Theil werden zu lassen, einen großen Bündel Hecke oder auch einen ganzen, mit seinen Zweigen und Nadeln noch versehenen Fichtenbaum an einer Kette in den Schacht, und zog ihn dann vermittelst einer Winde hinauf und hinab.

Es war dieß ehemals fast das einzige plumpe Mittel, den im ewigen Lampendunst und Pulverdampf athmenden Bergleuten die Atmosphäre ein wenig zu verbessern. In manchen kleinen Bergwerken, in welchen man noch keine „Cylindergebläse“ herstellen konnte, soll diese Methode, durch junge Bäume etwas Waldduft von oben in die dumpfigen Eingeweide der Erde einzuführen, noch heutiges Tages angewandt werden.

Allgemein sind vor den Wohnungen im Harz die Fußkratzer aus Hecke. Am Sonnabend gehen einige Hausmitglieder in den Wald, verschlingen Fichtenzweige

fest zu kleinen Büscheln und so bekommt am Sonntage jedes Haus einen neuen Fußkratzer vor die Thür.

Auch die Mädchen wissen in einigen Orten aus hellgrüner Hecke niedliche Körbchen zu gestalten, in denen sie Erdbeeren oder Blumen auf eine ansprechende Weise feilbieten.

Interessanter aber, und im ganzen Harz allgemeiner ist die geschmackvolle Verwendung der Tannenhecke zur Ausschmückung der Ortschaften und Häuser bei Volksfesten, oder bei Feierlichkeiten, die sie zu Ehren ihrer Fürsten und Großen anstellen.

Wenn, wie das noch kürzlich geschah, ein Graf von Wernigerode an der Seite seiner jungen Gemahlin in seinen Bergthälern und kleinen Städten zur Huldigung einzieht, oder wenn ein König von Hannover oder sonst ein Harzfürst seinen Montanen und Sylvanen einen Besuch macht, so löst sich ein halber Wald in „Hecke" auf und schlingt sich zu Kränzen und Guirlanden verwandelt, die jeder nach seiner Weise ordnet, durch die Straßen des kleinen Orts. An den Thoren und Eingängen erheben sich duftende Ehrenpforten, und in ihren Thälern werden die schönstgelegenen Waldwiesen und Berghalden ausgesucht, und auf ihnen Gezelte, Gallerien, Ruhesitze, Tanzsäle aus Moos und grüner Tannenhecke mit bewundernswürdigem Geschmacke aufgebaut.

Die Harzer haben eine alte, seit lange geübte Kunst in der Construirung dieser Dinge. Zuerst werden die Wände, die Säulen, die Pfeiler, die Bögen und Bänke,

die Thürmchen und die Kuppeln aus einem Gerüste dünner Latten zusammengezimmert, und diese dann überall mit einer glatten Tapete von Hecke bedeckt und überzogen. Hie und da, wo es passend erscheint, werden dem einförmigen Grün frischfarbige Blumen eingefügt. Und die Spitzen, Kuppeln und Gesimse dieser Blättergebäude werden mit zierlichen Reh- und Hirschgeweihen, die man angemessen vertheilt, gekrönt.

Vor dem grünen Gezelte, in welchem der Harzfürst, oder wenn es ein Schützenfest ist, das Volk, banquetiren soll, ist ein Blumengarten extemporirt, und zwischen Blumen glitzern große ausgesuchte Erzstufen, die man herbeischleppte, und aus denen man kleine Pyramiden oder Einfassungen der Gartenbeete und Springbrunnen baute.

Die Harzer übertreffen in dieser in ihrem Walde ausgebildeten Blätter- und Blumen-Architektur die besten Kunstgärtner der alten Französischen Schule, in deren Gärten ich nie so viel Geschmackvolles dieser Art gewahrte.

Ein auf die besagte Weise zum Empfang einer hohen Person ausgeschmücktes Harzthal oder Walddorf gewährt den reizendsten und muntersten Anblick. In einigen Orten, z. B. in dem berühmten Bergstädtchen Wildemann, pflegen sie dabei nicht nur die Ehrenpforten, sondern auch die lebendigen Menschen äußerst waldmäßig mit Tannenhecke und Moos auszustaffiren. Das Wappen der genannten Stadt hat nämlich, wie ihr Name,

einen wilden Mann in sich. Man erzählt sich, es rühre dies von einem Paar wilder Waldmenschen her, die man bei der Gründung der Stadt im Gebirge gefunden habe, und deren Bildniß man darnach ins Wappen setzte.

Bei jeder großen Stadtfeierlichkeit nun machen sie dies Wappen auch wieder lebendig, indem sie einige Waldarbeiter oder Bergleute in einen grotesken, aber sehr geschickt angefertigten Pelz von Tannenhecke und Moos hüllen.

Dieselben bekommen eine mächtige grüne Perrücke aufs Haupt, eine komische Maske vor das Gesicht, und so, mit Tannenbäumen in der Hand, marschiren und präsentiren sie sich als Schildwachen oder Thurmwächter auf dem hohen Gesimse der Ehrenpforte am Eingange der Stadt. Auch unter dem Thore wird ein Chor von solchen „Moosmännern", um beim Empfange des hohen Gastes zu paradiren, aufgestellt. Meist sind auch einige kleine Moos-Buben dabei, die dann, wenn der rechte Moment kommt, einen burlesken Tanz aufführen.

Streng genommen sind diese Moosmänner nur etwas der genannten Stadt Wildemann Eigenthümliches. Da diese Figuranten und ihre Tänze aber in anderen Orten Anklang gefunden haben und nachgeahmt sind, so mag man doch auch sie in gewissem Grade zu den Dingen und Persönlichkeiten, die aus den Fichtenwaldungen des Harzes hervorgingen, zählen. Man könnte sie als personificirten und auf zwei Beinen herumlaufenden Wald ansehen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß die schönen Berge und Wälder des Harzes nicht nur für ihre eigenen Ortschaften, sondern auch für außerharzische Städte ihre Hecke und Moose zum Festschmuck bei Feierlichkeiten herzugeben pflegen. „Selbst die fernsten Berge des Harzes", so las ich noch kürzlich in einer Halberstädter Zeitung, die über das dortige Provinzial-Scheiben-Schießen berichtete, „haben uns zu unserm Volksfeste Tausende von Kränzen gesendet." Und auch zum großen deutschen Schützenfeste in Bremen lieferte der Harzwald einen Theil der Kränze. Der Harz umschlingt also mit seinen frischen Walddüften und seinen Tannenzweigen und Moosguirlanden auch einen weiten Strich der benachbarten Ebene.

Die Köhler und ihre Hütten.

Der Stand und die Kunst der Köhler, die Ars carbonaria, scheint schon so alt zu sein wie die Geschichte. Denn, bereits einige Schriftsteller der Hellenen und Römer, z. B. Theophrast und Plinius, sprechen von ihr in Italien und Griechenland, und schildern sie im Ganzen ungefähr ebenso, wie sie jetzt noch bei uns betrieben wird.

Auch in unseren deutschen Gebirgen, und namentlich im Harz, sind die Köhler vermuthlich uralte Eingesessene. Schon in den frühesten uns erhaltenen Edicten der Herzöge von Lüneburg und der anderen „Harzfürsten", in denen sie die Angelegenheiten ihrer „Berg- und Waldleute" ordnen, kommen auch die „carbonarii" oder Köhler vor. Da die Producte ihres Gewerbes dem Bergbau von vornherein so nothwendig waren, mögen sie bereits mit den ersten Anfängen des Bergbaues sich im Walde festgesetzt und verbreitet haben.

Obwohl in neuerer Zeit durch die wachsenden Erleichterungen des Verkehrs und insbesondere durch die

Eisenbahnen den Hochöfen und Hüttenwerken unserer Erzgebirge manche andere Brennmaterialien, namentlich Steinkohlen und Coaks reichlicher zugeführt und daselbst auch häufiger als sonst benutzt werden, und obgleich demnach die Köhlerei ein wenig darunter leiden mag, so will dies im Ganzen doch nicht viel sagen. Die Holzkohlen behalten noch immer manche Vorzüge vor den Steinkohlen, und namentlich ist die ganze Eisenproduction vorzugsweise an sie gewiesen, da das mit ihnen behandelte Eisen vor dem mit Steinkohlen geschmolzenen Vieles voraus hat.

Vorläufig sind daher noch die Wälder des Harzes mit Köhlern erfüllt. Und überschaut man bei der Besteigung eines Berges einen weiten District, so sieht man ihre Meiler aus allen Thälern und Waldverstecken munter aufdampfen. Auch giebt es noch in jeder im oder am Harze gebauten Stadt wenigstens einige, zuweilen ein halbes Dutzend oder mehr Köhlermeister, welche von da aus die der Stadt angehörigen Walddistricte ausbeuten.

Obwohl demnach das Köhlergewerbe in allen Städten und Dörfern des Harzes, selbst in den kleinen, hübschen Fürsten-Residenzen, heimisch geworden ist, so hat es sich doch, wie es auch mit den anderen Künsten und Gewerben geschehen ist, in einigen Ortschaften vorzugsweise eingenistet.

Die Waldleute gewisser Dörfer sind als Köhler durch den ganzen Harz hin berühmt. Da ihre eigenen Gehölze

ihnen nicht Beschäftigung genug gewähren, so lassen sie sich überall gebrauchen. Obwohl am Rande des Harzes wohnend, haben sie ihre Kohlenstätten bis tief ins Gebirge hinein, um den Brocken herum, und auch in den Wäldern des östlichen Harzes. Sie ziehen dahin zu ihrem Geschäfte im Frühlinge aus und kehren oft erst spät im Herbste zu ihren Dörfern zurück. Ja viele von ihnen, die nichts auf der Welt als das Kohlenbrennen verstehen und die sich an ein Wanderleben gewöhnten, haben sich dann auch wohl zu weiteren Reisen bestimmen lassen. Man trifft hie und da einige, welche Kohlen brennend ganz Norddeutschland, Polen und Rußland durchzogen, wohin irgend ein Edelmann sie berief, um dort seinen lettischen, esthnischen oder slavischen Leibeigenen als Lehrmeister in der Ars carbonaria zu dienen.

Die Köhlerei und das Köhlerleben muß Einer, wenn er es recht gewohnt werden will, von Jugend auf betreiben. Gewöhnlich nimmt daher der Vater Kohlenmeister schon seinen kleinen Sohn als „Hulpen" (Gehülfen) oder Knecht mit in den Wald, und dieser folgt ihm nachher in dem Amte. Ich traf wenige Köhler, die mir nicht wenigstens bis zu ihrem Großvater hinauf nachweisen konnten, daß eine „Kohlstelle" in ihrer Familie existirt habe.

Die Köhler haben stets viel Theilnahme und Interesse erweckt, und vor vielen anderen Gebirgs- und Waldleuten beim Publikum eine gewisse Berühmtheit

erlangt, was von verschiedenen Ursachen herrühren mag. Der Köhler ist neben dem Senn- und Rinderhirten der einzige Bergbewohner, den sein Geschäft nöthigt, wenigstens für die Hälfte des Jahres ganz in die freie Natur hinaus zu ziehen, ja dort gerade in den dicksten Wäldern, in den verborgensten Thalwinkeln zu hausen. Wenn Einer, so liegt er der Natur so recht am Busen, und hat Gelegenheit, ihre Schrecknisse und ihre Sprache, ihre Licht- und Nachtseiten kennen zu lernen. Er ist, so zu sagen, der Wald-Eremit unserer Berge, und schon dies umgiebt ihn in den Augen Vieler mit einem gewissen poetischen Schimmer. Da er nur den empfindungslosen Bäumen nachstellt, so ist er mit der ganzen übrigen lebendigen Natur — ganz anders, als der mörderische Jäger — im tiefsten Frieden. Die Waldvögel, die er ungefangen läßt, umzwitschern sorglos seine bescheidene Hütte. Auch Rehe und Hirsche scheuen ihn nicht. Die letzteren lieben im Gegentheil bekanntlich vorzugsweise die alten Kohlstätten, und halten bei ihnen gern ihre Zusammenkünfte. Sie blicken nicht selten des Abends neugierig in die Köhlerhütten hinein und holen sich wohl sogar da ein wenig Futter, mischen sich auch häufig unter die weidenden und im Walde mit ihren Glocken läutenden Pferde des Köhlers. Sie unterscheiden ihren ungefährlichen Freund, den Köhler, von anderen Menschen, ergreifen auch nicht die Flucht, wenn die Köhlerfuhrleute mit der Peitsche knallen, oder die Köhlerjungen sich zurufen und laut in den Bergen jodeln und jauchzen,

oder, wie sie selbst sagen, „ledauzen". (Das Wort kommt her von dem oft wiederholten Ledau! Ledau!) Ja, was noch mehr ist, sie erschrecken auch nicht, wenn ein Wind ihnen einmal zufällig den Geruch von einem Köhler zuführt, während sie doch gleich auffahren und zittern, wenn sie den nahen Jäger wittern. Ein solcher Hirsch weiß auch, daß, wenn er einmal in der Nähe einer Köhlerhütte sich arglos ausgestreckt hat und eingeschlafen ist, sein guter Nachbar Köhler, wenn er ihn ertappt, nicht gleich mit einem Mordinstrumente über ihn herfällt, vielmehr ihn wohl eine zeitlang wohlgefällig anblickt und ihm dann nur mit der Hand einen warnenden Schlag auf die Lenden giebt, daß er fortspringe und sich rette (wie dies anmuthige Abenteuer denn einmal einem alten Köhler, mit dem ich zusammentraf und der mir sehr gemüthlich darüber berichtete, wirklich zustieß). Die listigen Jäger benutzen daher auch wohl jene zwischen dem Wilde und den Köhlern bestehende Freundschaft zu einer verrätherischen Kriegslist, entlehnen, wenn sie einem scheuen Hirsche sonst in keiner Weise beikommen können, von den Köhlern ihr räucheriges Gewand und mischen sich unter ihre Pferde, indem sie so das gutmüthige Wild ins Verderben locken.

Weil die leichten Kohlen auf den schwierigen Waldwegen viel besser zu verfahren sind, als das schwere Brenn- und Bauholz, so fällt man dieses lieber in der Nähe der Ortschaften und Landstraßen, während man umgekehrt das Kohlenbrennen in den unzugäng-

lichsten Bergverstecken vornimmt. Wo man daher in einer ganz entlegenen Gegend auch sonst kein anderes menschliches Etablissement mehr findet, da stößt man doch noch auf eine Köhlerhütte. Der Jäger, der das wilde Schwein verfolgt oder dem Auerhahn auflauert, freut sich dieser Hütte, in der er beim traulichen Feuer übernachten kann. Auch sonst sind alle in der Wildniß Irrende oder Wandernde die natürlichen Gastfreunde des Köhlers.

Diese und andere Umstände, sage ich, mögen dazu beigetragen haben, die Köhler und ihr Handwerk unter den Menschen bekannt und beliebt zu machen. Manche ehrliche Kohlenbrenner sind ja in der Geschichte durch ihre Thaten berühmt geworden, so z. B. der loyale Köhler Schmidt, „der Trillar" zubenannt, der den bösen Prinzenräuber Kunz von Kaufungen gefangen nahm und vor Gericht stellte.

Auch unsere Dichter haben sich mit den Köhlern, die von der neuen Cultur noch wenig beleckt sind, und deren schwarze Gesichter noch manchen alten Glauben und hergebrachte Sitte üben, gern zu thun gemacht. Nur muß ich mich wundern, daß sie es nicht noch häufiger gethan haben, als es geschehen ist, und daß noch kein Dichter den Köhlern und ihren Verrichtungen ein ähnliches Gedicht gewidmet hat, wie unser Schiller dem Glockenmeister und dem Glockenguß, oder wie der amerikanische Dichter Longfellow dem Schiffer und Schiffsbau. Endlich haben auch unsere Maler ihre Lust an den Köhlern. Denn nicht selten liegen

ihre Ansiedelungen im Hintergrunde wilder Thäler an den Quellen der Flüsse, am Abhange der Berge oder am Rande kleiner Gebirgswiesen im Schutze hoher Bäume in sehr malerischen Positionen. Und in der Einsamkeit des dichten Waldes wird man oft durch die einladende und pittoreske Wirthschaft einer solchen Ansiedlung mit allen ihren kleinen Dächern, Schuppen und Anhängseln recht angenehm überrascht. Man findet daher auch zuweilen wohl in den Parks hoher Herren, ebenso wie von Sennhütten, Schweizereien und Eremitagen, so auch von den Köhlerhütten gefällige Nachbildungen im Kleinen, die dazu dienen sollen, in dem Gartenbesucher Waldeinsamkeitsgefühle und Erinnerung an das Gebirgsleben zu erwecken. Namentlich weiß ich, daß sich ein deutscher Prinz (ein Herzog von Würtemberg) einmal ein Schreib- und Lesecabinet mit Bibliothek in Form einer Köhlerhütte in seinem Schloßgarten bauen ließ.

Im Harz nennt man eine solche Köhlerbehausung eine „Köthe“ und dieselbe ist gemeiniglich folgendermaßen beschaffen: Es ist ein kegelförmiges, aus zusammengestellten Baumstämmen construirtes und mit großen Rindenlappen oder Rasenstücken dicht bedecktes Hüttchen.

Wie bei den Indianern Amerika's, brennt in der Mitte desselben ein nie erlöschendes Feuer, um das rund herum an den Wänden die mit Heusäcken gepolsterten Bänke oder Ruhebetten der Bewohner und nebenher am Eingange ihre kleinen Schränke und Vorrathskasten stehen. Dabei gilt die allgemeine Regel, daß jedesmal die Bank

zur Rechten des Eingangs für den Herrn oder Meister, die zur Linken für seinen ersten und zweiten Knecht oder seine sogenannten „Hulpen“ bestimmt ist. Auf der Bank, geradeaus im Hintergrunde der Höhle, da kauern die kleinen Köhlerbuben oder die sogenannten „Hai-Jungen“.

Ein paar Bretter sind vor der Hütte zusammengenagelt, zum Schutze eines zottigen, aber treuen Hundes, dem die guten Leute in ihrer Abwesenheit die Bewachung ihrer Habseligkeiten anvertrauen, und etwas weiter unten am Bergabhange haben sie ein paar breite Rindenlappen an Stangen befestigt und aufgespannt, die den Stall für die ihnen so nöthigen Pferde vorstellen.

Zuweilen, jedoch selten, meckert auch noch ein Zicklein, oder wie es in der Köhlersprache wohl heißt, ein „Zeihnding“ daneben im Grase umher. Sonst ist der gewöhnliche Name oder Beiname der Ziege im Harze „Hippel“ oder „Hippelchen“. Aber wie gesagt, die Köhler oder wenigstens die Köhler von Wieda und Lautenberg nennen ihre Ziege „Zeihnding“, welches Köhlerwort folgendermaßen zu Stande kommt: Das „g“ in Ziege wird in ihrem Munde zu „h.“ „Ziehe“ oder „Zeihe“ statt: Ziege. Das „ding“ hängen sie gerne an viele (selbst lebende Wesen bezeichnende) Namen an, denen dadurch gewöhnlich eine verächtliche Bedeutung gegeben werden soll. Auf diese Weise gelangen sie zu jenem wunderlichen deutschen Worte „Zeihnding“ (Ziegen-

ding), das gewiß noch in keinem Grimm'schen Lexikon steht. Sie haben auch — dies mag ich hier gelegentlich bemerken — wenngleich nicht in ihren Köhler-Köthen: „Kauhdinger" (Kuhdinger, d. h. Kühe). Man hört sie wohl so sprechen: „Use Zeihnding", oder „use Kauhding is krank" (unsere Kuh oder Ziege ist krank). In demselben Sinne haben sie auch von „Ding" für gewisse Menschen das Wort „Dingerich" gebildet. Sie bezeichnen damit einen verächtlichen Mann, der nicht viel leistet und dabei prahlt. Sie sagen auch wohl: „Hei is man noch en grönen Dingerich" (er ist noch ein grüner Dingerich, d. h. ein unerfahrener Mensch).

Ich kehre zur Schilderung meiner Köhleransiedlung zurück. In der Nähe der Köthe zeigt sich auch meistens ein stets schmauchender Meiler. Gewöhnlich aber besorgen, bauen und brennen sie fünf oder sechs Meiler zu gleicher Zeit, und diese liegen dann in mehr oder weniger großen Entfernungen von ihrer Behausung, bergauf- oder thalabwärts, je nachdem das Holz, welches zur Verkohlung bestimmt war, deponirt oder je nachdem zwischen den Klippen und Felsen hier oder dort eine passende Kohlstätte gefunden werden konnte.

Alle die Etablissements zusammen oder die von ihnen erfüllte Waldstrecke nennen sie ihren „Kohl-Hai" oder „Kohl-Gehäu" (von Hauen). — Zu allen jenen Meilern führen von der centralen „Köthe" aus durch den ganzen Kohl-Hai hin mehr oder weniger bequeme Wege, die sie zu ihrem Gebrauche improvisirten und die sie im

Verlaufe des Sommers manches hundert Mal bei Tag und bei Nacht zu bewandeln haben.

Vorzugsweise aber bei Nacht. Denn viele ihrer Arbeiten müssen gerade vor Tagesanbruch vollendet sein, z. B. wenn ein Meiler „gar geworden“ ist, das Herausziehen und Löschen der Kohlen und ihre Bereithaltung für die Kohlenfuhrleute, die schon mit dem frühen Morgen ankommen, um die Waldwaare zu empfangen, zu verladen und zu den entlegenen Hütten und Schmelzwerken zu fahren.

Andere Köhlerarbeiten können ihrer Natur nach in der Nacht gerade am besten ausgeführt werden, z. B. alle die, wobei das in der Finsterniß schimmernde Feuer des Meilers als Wahrzeichen dienen mag. Auch müssen die brennenden Meiler zu jeder Zeit, bei Tage wie bei Nacht, überwacht werden. Und gerade, wenn das Wetter, wie sie sich ausdrücken, recht „strambulstrig“ wird, wenn etwa ein starker Wind oder ein Gewitter sich aufmacht, dann müssen die Köhlerknechte und „Haijungen“ recht schnell in die Nacht hinaus und zu denjenigen Meilern eilen, zu denen der Meister sie beordert, weil dann die Gefahr, daß sich etwas Verkehrtes ereigne, am größten ist.

Das Feuer innerhalb eines großen, oft hundert Malter Holz enthaltenden Meilers so zu leiten, oder, wie die Köhler sagen, „zu regieren“, daß es alle Theile der Masse gleichmäßig und eine nach der anderen durchhitze, daß es stets bei einer glimmenden und schwehlenden Gluth bleibe, daß es nirgends zu einem flammenden

Brande komme, ist eine Kunst, über die man schon umständliche Tractate geschrieben hat und die den armen Köhlermeistern nicht wenig Kopfbrechens verursacht.

Trotz aller Vorsicht ist das Feuer, dies Naturkind, oft eigensinnig genug und will auf seiner eigenen Spur wandeln. Es arbeitet sich nicht selten versteckte Canäle und Luftlöcher durch den dicken, feuchten Erd- und Rasenmantel, mit dem man den Meiler bedeckt hatte, und namentlich, wenn ein Sturm ihnen die Hand reicht, da ist die Gefahr nicht gering, daß die Flammen herausbrechen und statt das Holz langsam, wie sie es sollten, in Kohlen zu verwandeln, es schnell zu Asche verzehren.

Ja mitunter, namentlich, wenn das Werk nicht ganz regelrecht und kunstgemäß gebaut war, und wenn man den in den hundert Maltern entwickelten Dämpfen und Gasen nicht rechtzeitig Luft gab, zeigt sich der Meiler, wie die Köhler sich ausdrücken, „aufrührerisch." Es entstehen in ihm bei überhandnehmender Gluth plötzliche Erschütterungen, sogenannte „Bebungen." Die colossale Klotzpyramide wird auf einmal lebendig. Der Meiler schüttelt sich wie ein Pferd, explodirt mit Lärm und Gekrach, wirft seinen ganzen Erdmantel ab und lodert plötzlich in hellen Flammen empor.

Zuweilen sind schon bei solchen Gelegenheiten nicht nur auf des armen Köhlermeisters Kosten seine Meiler niedergebrannt, sondern sogar auch auf des Königs von Hannover Kosten ganze Waldstrecken in Brand gerathen.

Die alten drakonischen Waldgesetze des Harzes bedrohten ehemals die armen Köhler für ihre Unachtsamkeit „mit schwerem Gefängniß", ja „mit Leib- und Lebensstrafen." Und auch jetzt ist noch immer der Geldschaden oder die Absetzung aus ihrem Amte und „die Ausweisung aus dem Walde" hart genug für sie.

Und solche Unglücksfälle zu vermeiden, müssen sie nun an dem Mantel der Meiler fleißig arbeiten und flicken. Wo sich ein Durchbruch oder ein sogenanntes „Rißloch" zeigt, muß es verstopft, wo der Regen etwas abwusch, muß wieder nachgeholfen werden. Auch klopfen sie beständig mit ihrem sogenannten „Wehrhammer" an ihre Meiler, um an dem Tone zu hören, ob inwendig Alles richtig, oder ob daselbst nicht etwa eine Lücke oder ein „Aschenbrand" entstanden sei, wie ein Weinküper an sein Weinfaß pocht, um zu hören, wie weit es voll ist.

Hat sich der Wind nach Osten gedreht, so muß man die Luftlöcher auf dieser Seite verschließen, aber auf der entgegengesetzten neue einstoßen. Ist in der mittleren Achse des Meilers bei dem sogenannten „Quendelstabe", wo man das Ganze angezündet hat und wo immer die meiste Gluth concentrirt ist, das Holz zu Asche verbrannt und ein leerer Raum entstanden, so muß man hier neue Klötze nachstopfen und den stets hungrigen und verdauungslustigen Magen des Meilers Tag und Nacht füttern, damit er immer gefüllt sei und nicht begierig den ganzen Rest verzehre. Wasser und feuchtes Erd-

reich muß man stets bei der Hand haben, um den Panzer, der die Gluth in sich zusammenhält, zu stärken.

„Kurz und gut, mein Herr“, bemerkte mir einer der guten Leute, ein alter, erfahrener, neunundsiebenzigjähriger Köhler, der mir alle seine Geschäfte, Leiden und Sorgen bei Tag und bei Nacht beschrieb, „was ein Köhlermeister bei dem Regimente seines Meiler-Feuers Alles zu denken und zu erwägen hat, das ließe sich in einem Monate nicht hererzählen. Man möchte ein ganzes Buch voll darüber im Kopfe mit sich herumtragen.“ — Weil das Kohlenbrennen ein Geschäft ist, bei dem so viele Sorgfalt und Accuratesse von Nöthen ist, so führt daher auch in der That jeder Meister ein „Bauk“ (ein Buch), in welchem er den ganzen Sommer über fleißig kritzelt oder hieroglyphische Buchstaben zirkelt, und so gut er kann, einträgt: — wieviel Malter Holz jeder seiner Meiler enthält — wieviel Wochen er demnach brennen muß — an welchem Tage er seinen Bau fertig gebracht — und an welchem Datum er ihn angezündet hat. Auch fehlt ihm nie eine Uhr und in jeder Köhlerhütte ist auf einem Brete mit Kreide der Kalender und das laufende Datum verzeichnet.

Schon über die Auswahl und die Zubereitung eines Platzes zur Köhlerstätte könnte man ein langes Kapitel schreiben. Denn dabei ist nicht nur die Stellung gegen den im Thale herrschenden Wind und die Möglichkeit einer bequemen Zufuhr des Holzes und Abfuhr der Kohlen, sondern auch die Beschaffenheit des Bodens, ob Sand,

oder Fels, oder Lehm, ob weich oder hart, ob kalt oder warm, von dem größten und mannigfaltigsten Einflusse. Schon mancher Köhler ist blos deshalb arm geworden, weil er nicht den richtigen strategischen Blick für die Auswahl und Bestimmung seiner Meilerstätten besaß.

Wie bei allen Operationen des Köhlers, der es mit einem so verrätherischen und eigensinnigen Elemente zu thun hat, unendlich viel Vorsicht zu beobachten ist, so ist dies denn namentlich auch beim Ausziehen und Abkühlen der „garen" Kohlen nöthig, die oft, wenn sie von dicken Wurzelstöcken herrühren, unglaublich lange die innere Gluth bewahren. Zuweilen bricht diese noch auf dem Wagen der Fuhrleute, wenn sie ein Wind auf dem Heimwege überfiel und derselbe einen versteckten Funken entdeckte und faßte, mit solcher Wuth los, daß sie kaum Zeit haben, ihre Pferde auszuspannen und sich mit ihnen zu retten.

Will man das Treiben und Leben der Köhler recht kennen lernen, so muß man sie dem Gesagten nach zur Nachtzeit besuchen. Da schimmern ihre Feuer durch den dunklen Wald. Da sieht man sie im Tannendickicht auf ihren finsteren „unruhigen" *) Wegen mit großen Fackeln von einem Meiler zum anderen eilen. Diese Köhlerfackeln, die ihnen in ihren stockfinsteren Nächten bei Sturm und Wind ganz unentbehrlich sind, bestehen aus

*) So nennen sie im Harz einen rauhen, auf- und abgehenden Wald- oder Bergpfad.

zwei Klafter langen Tannenbäumen, die sie am dicksten Ende in eine Menge langer Splitter zerspalten haben, und die, wie sie mir durch eine Probe bewiesen, je mehr der Wind hineinbläst, um desto heller brennen. Da hat man auch manchmal ein ganz prachtvolles Schauspiel, wenn man es gerade trifft, daß ein Meiler eben durch und durch gar geworden war, und nun, wie es die Köhler nennen, „durcheimerte." Hierbei wird der große Kegel dann, wenn Alles richtig verlief, auf einmal in seinem ganzen Umfange glühend, ohne zu flammen, und schimmert weit hinaus, als wenn der aufgehende Mond in den Wald gefallen wäre. Es ist dies ein Zeichen, daß die Arbeit vollendet sei und die Ausräumung und Abkühlung beginnen könne. Dabei „ledauzen" (jodeln) dann auch wieder die Köhlerbuben laut ins Thal hinaus. Und ich mag nebenher bemerken, daß sie dies Jodeln und Jauchzen im Harze ebenso gut verstehen, wie die Senner in den Alpen.

Trotz aller ihrer schlaflosen Nächte, Sorgen und Aengste, welche indeß bei dem im Ganzen ruhigen Temperamente der Köhler und dem meistens regelmäßig von Statten gehenden Verlaufe ihrer Arbeiten natürlich nur Ausnahmen sind, gilt doch das Köhlerhandwerk im Harze für eins der Gesundheit zuträglichsten Gewerbe. Die Köhler wissen nichts von solchen schrecklichen Krankheiten, wie es die sogenannte „Hüttenkatze" der Blei- und Silberschmelzer oder die fürchterliche „Bergsucht" der Bergwerksarbeiter ist. Sogar das Verschlucken des

Kohlenstaubes soll den Köhlern nicht so schädlich sein wie den Müllern und Steinarbeitern der Mehl- und Steinstaub.

„Freilich muß sich“, sagte mir ein Köhler, „wenn ein junger Mensch in den Kohl-Hai geht, seine ganze Natur erst umsetzen.“ Hat sie sich aber „umgesetzt“, hat der Junge sich erst an die höchst einfache Kost gewöhnt, hat er es gelernt, zu jeder Zeit in der Nacht zu erwachen und schnell auf den Füßen zu sein, und den Schlaf am Tage bei halben und Viertelstunden, mitunter auch im Stehen oder selbst im Gehen nachzuholen, so thut ihm die frische Luft des Waldes recht wohl und die Haibuben werden am Ende ganz rund und pausbackig dabei. Denn übermäßig angestrengt werden sie bei ihren Arbeiten sonst nicht. Das Klauben und Steinpochen des Bergmanns, die metallischen Dünste und die unleidliche Hitze, die der Hüttenmann auszustehen hat, sind viel aufreibender. Die Köhler werden oft alt genug bei ihrem Gewerbe. Aus ihren schwarzen Gesichtern strahlt ein fröhlicher Blick, Augen wie Brillanten, Zähne wie Elfenbein, was Alles nur ein gesundes Blut geben kann. Ihr Leben hat etwas Aehnliches mit dem unserer Seefahrer. Und wenn man den großen Wald wohl das Meer des Binnenlandes genannt hat, so könnte man die Köhler als Matrosen dieses „Meeres“ bezeichnen. Mir scheint auch, daß ihr ruhiges, geduldiges und etwas phlegmatisches Wesen ein wenig an den Charakter unserer Schiffer erinnert.

Wie bei den Matrosen Erbsen und Speck, so ist bei den Köhlern die berühmte Köhlersuppe oder der sogenannte „Köhlerpuff“ das ganze Jahr hindurch Morgens, Mittags und Abends ihr stets zur angekündigten Zeit wiederkehrendes Gericht. Mit dieser Suppe bewirthen sie ihre Gäste gern und sie haben sie zu jeder Zeit schnell in wenigen Augenblicken für sie bereitet. Es ist eine Art Spartaneressen von vermuthlich antediluvianischem Datum. Um es anzufertigen, schneiden sie ihr Schwarzbrot in dünne Scheiben und thun dieselben in einen Topf. Auf diese wird ein Haufen Salz nebst etwas Rinderschmalz gethan, dann kochend heißes Wasser darüber geschüttet, und der „Köhlerpuff“ oder wie sie auch wohl sagen „die Schiebensuppe*)“ ist fertig.

Sie hat einen kräftigen Geruch, einen etwas säuerlichen Geschmack, ist viel nahrhafter als unser Kaffee und Thee und mundet einem genügsamen Gemüthe — wenigstens für ein oder ein paar Mal — gar nicht übel. „Haben wir, was jedoch selten passirt, ein Ei, so thun wir auch dies hinzu“, bemerkten mir meine Leute, die mich in Allem recht genau unterrichten wollten, „und dann nennen wir's Schiebensuppe mit Ei.“

Ich möchte vermuthen, daß auch bereits die Köhler, Hirten und Waldleute der alten Griechen in ihren „Buchten“ und „Köthen“ der Wälder Thessaliens und Macedoniens ähnliche Suppen gehabt haben. Wenig-

---

*) Von Scheiben oder Brodscheiben.

stens wüßte ich nicht, aus welcher Küche sonst der berühmte Heraklit (bekanntlich ein sehr ernster und viel in der Waldeinsamkeit lebender Philosoph) das Recept zu derjenigen Suppe hergenommen haben sollte, die er einst auf öffentlichem Markte in Ephesus vor der Versammlung seiner Mitbürger auf der Rednerbühne bereitete, und welche Plutarch uns näher beschrieben hat. Dieser Autor erzählt nämlich, jener Philosoph sei einst von den Ephesern aufgefordert worden, eine Rede über bürgerliche Eintracht und Wohlfahrt zu halten. In Folge dessen bestieg nun Heraklit, wie sein Biograph sagt, die Rednerbühne, sprach freilich kein Wort, setzte aber einen alten Kochtopf vor sich hin und bereitete auf dem Markte von Ephesus eine Suppe. Er that Brotstücke und Mehl in den Topf, fügte etwas Salz und Polei als Würze hinzu, goß Wasser darauf, rührte den ganzen Brei durch einander, aß ihn hinterdrein vor allen Zuschauern wohlgemuth und anscheinend mit großem Appetite auf und trat darnach wieder ab. Dies, sagt Plutarch, war „die Rede“, die Heraklit seinen Landsleuten zum Besten gab und er wollte es ihnen damit recht augenscheinlich und handgreiflich machen, daß nichts so sehr geeignet sei, dem Staate Frieden und Wohlfahrt zu verschaffen, als wenn die Bürger, vergnügt und zufrieden mit ihrer Schiebensuppe, d. h. mit ihrem bescheidenen Loose, nicht kostbaren Gütern nachjagten. — Nun! aus dem, was ich über die Harzer Köhlerbuben und über ihren Köhlerpuff sagte, ersieht man, daß, wenn wir nur einen Heraklit

unter uns hätten, wir auch heutigen Tages noch ein ähnliches sehr beredtes Argument für Mäßigkeit und Wohlfahrt aus unserem Harze holen könnten.

Zuweilen bringen den Köhlern ihre Frauen, die dann und wann des Sonnabends aus dem jenseits der Berge oder am Fuße des Harzes gelegenen Dorfe auf langen Wanderungen zu ihnen kommen, auch wohl etwas Wurst, Speck oder, wie sie es nennen „Zubrod" für den Sonntag. Aber für den Rest der Woche giebt es nichts als jene treffliche Suppe, zu deren Genuß sie dreimal am Tage mit der „Hille Bille", (einem Bret, auf dem sie vermittelst eines Klippels weit in den Wald hinausschallende Töne hervorbringen) ihre Genossen und Knechte zusammenrufen.

Die Köhler bereiten ihr spartanisches Gericht auch bei festlichen Anläßen, wenn sie in einer der Harzstädte in ihren weißen Kitteln, Gamaschen und breitkrämpigen schwarzen Hüten bei der Huldigung eines Harzfürsten, oder beim Empfange eines hohen Beamten aufziehen, und geben das Gericht ihren hohen Herrn mit ihren natürlichen hölzernen Löffeln zu kosten. Sie sprechen auch hinterdrein, bei ihren Meilern sitzend, noch lange darüber, „wie der Imbiß dem Könige von Hannover oder dem Grafen von Wernigerode zu schmecken geschienen habe", und loben es sehr, wenn diese Herren die ihnen zugetheilte Portion ganz ausaßen. Sie haben indeß für ihre Gäste auch noch einen andern Köhler-Leckerbissen, den sogenannten „Knaust" oder die „Rostschieben." Dies

sind Stücke auf eisernem Grath über Kohlenfeuer gerösteter und mit Butter getränkter Schwarzbrotschnitte, die den englischen Toasts etwas ähnlich sind.

Verschweigen darf ich es jedoch nicht, daß sich die Köhler bei besonderen Gelegenheiten für alle die gewürzlosen Suppen und „Knauste", die sie im Laufe des Jahres genießen müssen, mitunter auf eine ziemlich extravagante Weise zu entschädigen pflegen. Wenn sie bei Kindtaufen oder Hochzeiten ihre Familien mit einem Stück Fleisch traktiren wollen, so gehen sie dann wohl zum Krämer und kaufen sich dort Proben, von allen bekannten Gewürzsorten West- und Hinter-Indiens zusammen: Canel, Gewürznäglein, Cinnamom, schwarzen und weißen Pfeffer, Muskatnüsse und Saffran, je mehr und je weiter her, desto besser, thun dies Alles pêle-mêle an den Braten und verzehren es löffelweise mit Lust. So hat man mir wenigstens erzählt, und ich könnte es mir, wenn es wahr ist, wohl recht gut psychologisch erklären. Es liegt nämlich in der menschlichen Natur, daß sie zuweilen gegen die hergebrachte Regel revoltirt. Sie will ausnahmsweise ihre Saturnalien haben.

Was die Begriffe von Reinlichkeit und ihrem Gegentheil betrifft, so vermischen sich dieselben in einer finstern Köhlerhütte, wo eben Alles räucherig und rußig ist, in hohem Grade. Und bei der dort überall herrschenden dunklen Farbe findet man am Ende nichts mehr unappetitlich, nimmt an nichts Anstoß, nicht einmal an ihrer geschwärzten Toilette, die sie selten, manche den ganzen Sommer nicht ver-

tauschen, und die nachher aller Bleiche eben so Trotz bietet, wie das berühmte linnene Gewand der Prinzessin Isabella, Tochter Philipp's II., von welcher die Isabellenfarbe den Namen bekommen haben soll. Manchen bringen freilich dann und wann des Sonnabends ihre Frauen oder Mütter frische Wäsche und damit geputzt, kommen sie auch dann wohl einmal am Sonntage aus ihrem Kohlhai ins Dorf herunter. Doch ist dies (namentlich bei den entlegenen Haien) selten, und da die Meiler Sonntags wie Alltags fortschwehlen, so können auch meistens die Knechte nie entbehrt werden. An ihren wollenen Socken gewahrt man es gleichfalls, daß Seife in einer Köhlerhütte ein rarer Artikel ist. Auch diese behalten sie meistens Tag und Nacht an; und wenn sie sie einmal ausziehen und bei Seite stellen, so bleiben solche wollene Köhlersocken, wie lederne Jagdstiefeln, meistens steif im Winkel stehen. Dergleichen kleine Züge darf der sorgfältige Maler, der eine Köhlerhütte richtig darstellen will, nicht übersehen.

Der Köhler lebt, gleich dem Schornsteinfeger, im Ruße wie in seinem Elemente und sein schwarzes Angesicht betrachtet er als ein ihn ehrendes Zeichen seines Geschäfts und seines Fleißes. Im Hai waschen sie sich dem Herkommen gemäß nie. Zuweilen thut es der Regen. Doch zeichnet er dann lange Tropfrinnen und Tättowirungen auf ihre Wangen. Mitunter auch bildet sich wohl, wenn sie aus dem großen gemeinsamen Trink-E i m e r (Trink-G l ä s e r haben sie

natürlich nicht, denn es heißt bei ihnen immer: à la guerre comme à la guerre) ihren Durst löschen, um Mund und Wangen, soweit sie damit ins Gefäß hineinkamen, ein etwas bleicher Ring, wo das Wasser den Ruß wegwusch. Auch wenn sie vor ihren Obern erscheinen, haben die Köhler es dem Herkommen nach nicht nöthig, sich viel zu putzen, wie dies von den Berg- und Hüttenleuten erwartet wird. Selbst vor den Vornehmsten treten sie mit ihrem natürlichen schwarzen Angesichte. Auch bei Festlichkeiten und Processionen, wo sie in corpore aufziehen und in ihrer übrigen Toilette, an ihren weißen Kitteln und Gamaschen Fleiß anwenden, ist es gebräuchlich, daß Hände und Gesicht der Köhler so bleiben, wie sie bei der Arbeit wurden. Ja, sie machen sich dann wohl noch ein bischen schwärzer, damit das Publikum gleich weiß, „daß das die Köhler sind." Wenn diese ihre feierlichen Aufzüge bei Abend statthaben, so marschiren sie dabei auch mit ihren colossalen Baumfackeln in der Hand und machen von denselben einen sehr effectvollen Gebrauch. Mitunter zünden sie dann auch sogenannte Lust- und Freudenmeiler in den Bergen an.

Im Herbste, um Martini oder acht Tage nach Martini, wenn die Schneegestöber durch den Harz zu ziehen anfangen, hört das Kohlenbrennen auf, aber nicht die Arbeit des Köhlermeisters. „Meister muß sich immer plagen." Bald nachher beginnen schon wieder die Geschäfte für den Feldzug des folgenden Frühlings.

Der Köhlermeister hat mit der Forstbehörde zu verhandeln über die Bestimmung der Waldgegend, wo er diesen nächsten Feldzug eröffnen könne. Der Kohlhai, die Meilerstätten müssen gewählt, in ihrer Nähe das Holz, ehe der Saft in die Bäume tritt, gefällt und zerkleinert und auf Schnee und Schlitten zu der Stätte herangeführt werden.

Die ihnen dazu so wie auch bei ihren Sommerarbeiten nöthigen Pferde, kaufen die Köhlermeister von den Juden und Pferdehändlern der am Rande des Harzes liegenden Marktplätze zu billigen Preisen, oder auch wohl halb auf Credit. Es sind meistens alte, schon etwas abgenutzte Gäule, die übrigens im Kohlhai, wo sie eben nicht besonders flink zu sein brauchen, und auch nicht gerade überangestrengt werden, noch dienen können. Viele von diesen armen Thieren zerbrechen in den Klippen des Gebirges ihre steifen Gliedmaßen und gehen zu Grunde. Kommen sie aber über die Gefahren glücklich hinweg, acclimatisiren sie sich, „setzt sich ihre Natur um", so wird in der Bergluft und auf den frischen Waldwiesen manches kranke Geschöpf wieder gesund und jung, wie die Haibuben selber dick und rund, und geht im Herbste, doppelt so viel werth als im Frühjahre, aus dem Kohlhai hervor. Mancher Köhlermeister aber, wenn er mit seinem Gespann Unglück hatte, wird durch seine Pferde banquerott, denn es ist viel Glücksspiel dabei.

Die Winterarbeiten, namentlich zu Anfange des

Winters, können mit wenigen Leuten besorgt werden. Daher man im Herbst die meisten Köhlerknechte, sowie auch die Pferde entläßt, oder ihnen, wie der Ausdruck lautet, „Schicht giebt". Diesen Ausdruck haben die Köhler von den Bergleuten entlehnt, wie sie denn auch bei ihren Arbeiten den bergmännischen Ausdruck „umschicht" gebrauchen. Eine Arbeit geht „umschicht", d. h. sie wird wechselsweise, bald von diesem, bald von jenem betrieben. Auch den Ausdruck „Ort" haben die Waldleute und Köhler den Bergwerken entnommen. Dort heißt bekanntlich „ein Ort" eine Stelle, wo das Erz ansteht und angebrochen wird. Dem ähnlich sprechen die Köhler von einem „hohen Ort", d. h. einem hohen zum Niederhauen bestimmten Walde. Endlich nennen sie auch ihre Geräthe und Werkzeuge mit dem bekannten bergmännischen Ausdrucke das „Gezäh". Ich mag dabei die allgemeine Bemerkung einfließen lassen, daß überhaupt alle die verschiedenen Bewohner-Klassen des Harzes gegenseitig unter sich Ausdrücke ausgetauscht und von anderen Künsten und Handwerken auf diejenige, welche sie selbst betreiben, übertragen haben.

Die im Herbste entlassenen Arbeiter treten alsdann vor den Förster ihres Districts und sprechen zu ihm: „Herr Förster, ich habe im Kohlhai Schicht bekommen", und lassen sich nun anderweitig verwenden und anstellen. Schmilzt aber im April der Schnee im Gebirge, so werden sie von Neuem von den Meistern engagirt und ziehen dann vom ersten Mai an von ihren Dörfern

Lerbach und Wieda und Wolfshagen aus, mit ihren rauhen sogenannten „Holstern" (d. h. Säcken oder Tornistern aus Kalbfell), in denen sie ihre wenigen Toiletten-Gegenstände und ihr „Zubrot" schleppen, und mit ihrem „Gezäh" bepackt ins Gebirge. Ist es ein Meister, der seinen Frühlingsauszug hält, so besteht seine kleine Karawane aus ein Paar mageren Pferden und einigen Wagen. Auf diesen sitzt der Hund oder das Kätzchen oder auch wohl ein besonders zutraulicher Hahn, oder was nun eben im Laufe der Jahre das Lieblingsthier in der Köthe geworden ist. Nebenan gehen die munteren zehnjährigen Buben mit Wiesenblumen geschmückt und dem Walde entgegenjubelnd und ledauzend, um sich für den Sommer über im Kohlhai, in seinem Rauche und Ruße zu verpuppen.

Daß die Köhler bei dieser Verpuppung im Walde zuweilen ihren eigenen Träumen und Ideen sich überlassen, und eine gewisse geistige Steifheit gewinnen, welche zu manchen auf ihre Kosten erzählten Geschichten und namentlich auch zu dem Sprichworte vom „Köhlerglauben" Veranlassung gegeben hat, will ich, obwohl ich selbst meist recht umgängliche, freundliche und in ihrer Weise intelligente Leute unter ihnen gefunden habe, wohl glauben. Sie sollen sogar noch viele aus der Heidenzeit stammende Ansichten und Gebräuche haben. Für die Theorie von der Kugelgestalt der Erde und dergleichen sollen manche Köhler noch ziemlich taube Ohren besitzen, und solche Dinge nur mit einem ungläu-

bigen, oder, wenn man will, streng altgläubigen Kopfschütteln anhören.

Auch ist es wohl natürlich, daß sie manches in ihre Köthen verlaufene lateinische und französische Wort ein wenig verkehrt aufgefaßt und in Gebrauch genommen haben, so, um auch hiervon nur ein Beispiel anzuführen, das Wort „Ambition", welches sie von dem Plattdeutschen „anbieten" (anbeißen) herleiten, oder damit identificiren. Sie sprechen demnach, wenn sie von ihrem Appetit oder Hunger reden wollen, statt dessen von ihrer „Ambition", d. h. von der Anbeißelust oder dem Appetite, den sie nach irgend einer Delikatesse empfinden. A la charbonnier spricht man: „Ick häve so 'ne Ambition up'n Knaust", d. h. auf Deutsch: „Ich haben einen großen Appetit auf ein Stück Brot." Ueberhaupt könnte man die ganze Sprache und Sprechweise der Köhler dazu benutzen, um einen Artikel zu componiren: „les charbonniers peints par eux-mêmes." Wie derb kennzeichnen sie sich nicht wieder, um noch eins zu erwähnen, durch die eigenthümliche Anwendung, die sie von dem Worte „fletschen" machen! Bei uns fletschen nur die wilden Thiere, wenn sie böse sind, die Zähne. Bei den Köhlern des Harzes heißt aber „fletschen" auch soviel als lächeln, oder trachten, ein freundliches Gesicht zu machen. „Sei fletschte so fründlich", spricht der Köhler von seiner Geliebten, und will damit andeuten, daß sie ihm holdig zulächelte. Bei großen Naturereignissen, z. B. bei einem Gewitter, haben die Köhler noch

manche alte fromme Gewohnheit bewahrt. Bei Donner und Blitzen, so oft sie auch kommen, lüftet in einer Köhlerhütte jeder Anwesende still und ganz mechanisch seine Mütze, als wollte er sich bedanken, daß die Entladung ihn verschont habe.

Von dem Ursprunge der Berühmtheit des Köhlerglaubens hat man eine Geschichte in Cours gebracht, und erzählt sich, daß in alten Zeiten einst ein frommer Bischof zu einem Köhler, der fern von allen Menschen in einem finstern Walde wohnte, gekommen sei, und ihn befragt habe: „Was er glaube?" „Alles was die christliche Kirche glaubt! Herr Bischof!" antwortete dieser. Der Bischof fragte weiter: „Was denn seiner Meinung nach die christliche Kirche glaube?" — „Alles was ich glaube", erwiederte der Köhler. — „Ja, aber was glaubst denn Du?" fragte der Bischof wieder. — „Alles was die christliche Kirche glaubt", sagte der Köhler, der gern bereit war, den gesammten Glauben der Kirche in Bausch und Bogen anzunehmen, aber die Details der Glaubensartikel sich nicht recht klar gemacht hatte, und der sich nun auch von dem Bischof zur Diskutirung frommer Spitzfindigkeiten nicht weiter treiben ließ.

Mag diese Anekdote wahr sein oder nicht, sie scheint mir jedenfalls etwas Köhlergeist zu athmen. Denn diese Phlegmatiker haben sicherlich ihre Idiosynkrasien. In neuerer Zeit gab es Einen unter ihnen, der es sich in den Kopf gesetzt und zum Princip gemacht hatte,

jeden neuen Tag überhaupt nur einmal „guten Morgen“ zu wünschen, und darnach nicht wieder. Hatte er einen Menschen in der Frühe einmal „guten Morgen“ gesagt, und begegnete er noch Anderen, die ihm ebenfalls „guten Morgen“ wünschten, so ergriff ihn ein Verdruß über diese nicht endende Gutenmorgen-Wünscherei, und er pflegte dann der Wiederholung desselben Wunsches mit der kurzen Bemerkung auszuweichen: „Bereitse sägt.“ (Ich hab es schon gesagt). „Aber Meister“, erwiederte ihm ein Förster, der ihn besuchte, „Ihr habt mir doch noch mein Recht nicht gethan, und ich wünsche Euch jetzt einen „guten Morgen.“ „Bereitse sägt, Herr Förster“, erwiederte der ruhige Köhler, den keine Macht der Erde im Stande war, aus dem Gleise seiner einmal angenommenen Gewohnheit herauszubringen. Wer nicht das Glück hatte, als der Erste am Morgen ihm zu begegnen, der bekam auf Begrüßungen bis zum Abend keinen andern Dank als eine Berufung auf den an einen Andern schon verschenkten Gruß mit dem „Bereitse sägt, Herr Förster.“

Namentlich erzählte man mir auch von den Köhlern und Waldleuten jenes schon oben von mir genannten einsam gelegenen Bergdörfchens Wolfshagen bei Goslar manches Eigenthümliche. Diese Leute sollen unter andern, wenn sie ihre Köthen an Bergabhängen bauen, die Gewohnheit haben, ihre Schlafbänke dabei so anzulegen, daß das untere oder herabhängende Ende zur Kopfstelle benutzt wird, und das andere etwas höher zu liegen kommt,

welches der sonst allgemein in der Welt herrschenden Sitte geradezu entgegen ist. Manche Jäger oder andere Wanderer, die bei ihnen einkehrten, haben dies sehr unbequem gefunden und sich darüber verwundert. Macht man den Wolfshagenern aber eine Bemerkung über diese abschüssigen Betten, und fragt man, warum sie denn nicht wenigstens lieber den Kopf nach oben bringen, so sprechen sie: „Ja, das sagen Sie wohl, mein Herr. Das haben auch schon Viele gefragt. Aber Sie verstehen das nicht, das geht einmal nicht anders. Für die, welche, ehe sie schlafen gehen, eine gute Mahlzeit genossen haben, mag es ganz gut sein, wenn sie mit dem Kopfe hoch liegen. Aber wir Köhler, wenn wir ganz nüchtern in die Nacht hinaus müssen und ohne etwas Warmes zu haben, uns wieder hinlegen, ist es so besser. Der Magen schließt sich dann mehr und man empfindet den Hunger nicht so sehr."

Werden diese armen Wolfshagener Köhler von einem Vornehmen zu Tische geladen, so pflegen sie sich aus lauter Bescheidenheit (so groß auch ihre „Ambition" sein mag) ganz weit vom Tische abzusetzen, und aus der Ferne schüchtern zuzulangen. Fordert man sie freundlich auf, „doch näher heranzurücken", so danken sie schönstens, rücken aber dann, um ihrer Höflichkeit die Krone aufzusetzen, noch eher etwas weiter weg, wie Krebse, die rückwärts gehen.

Auch beobachten sie bei Tische streng die ihnen eigenthümliche Anstandsregel, der zufolge Jeder das, was er

im Löffel hat, Alles auf einmal herunternehmen muß, damit der Löffel auf einen Schnapp rein werde. Die Lippen spitzen, an dem Bissen kostend zu naschen oder dergleichen Schönthuerei, das gilt bei ihnen für unschicklich. Man muß den ganzen Mund für den breiten Löffel entsprechend und gehörig aufthun. Wenn daher einer der Köhlerjungen eine große dicke und heiße Kartoffel geladen hat, und vielleicht mit den Vorderzähnen erst einbeißen will, so wird er am Ohr gezupft und der Meister belehrt ihn, daß er den Mund, der bei ihnen ohnedies nicht zu klein ist, ordentlich aufsperre. Wenn weiter ihre Söhne herangewachsen und zu dem Alter gekommen sind, wo die Römer die Toga virilis anlegten, so werden sie, was die Wolfshagener nennen „gebengelt", d. h. wenn sie 18 oder 19 Jahre alt sind, so müssen sie mit einem Anderen ringen, diesen werfen und darnach auch einen Thaler und zwanzig Groschen aufweisen und dafür auf dem Tanzboden den Uebrigen etwas zum Besten geben, sich dabei auch sonst mancherlei Neckereien, wie die sogenannten „Füchse" unter den Studenten, gefallen lassen. Haben sie diese Probe bestanden, so können sie ein hübsches Mädchen zum Tanz führen und zwischen den großen Haufen gehen, („mang de Bengels gahn") wie sie sagen. Tritt ein solcher ausgewachsener Jüngling oder Wolfshagener „Bengel" später irgendwo auf, wo er nicht Allen bekannt ist und wo dann Einer fragt, wer das sei, so erwidert wohl ein Anderer: „O ich kenne ihn, er ist ein ganzer Mann. Er wurde schon

im vorigen Herbste gebengelt.“ — Ich gestehe, dies Alles sind allerdings etwas derbe und groteske Sachen. Allein, ich glaube, daß es lauter Züge sind, die zur Vervollständigung des Portraits meiner schwarzen Waldleute gehören. Köhler kann man nur mit etwas grober Kohle zeichnen.

Zuweilen, wenn sie recht alt dabei werden, gewinnen die Köhler für ihr eigenthümliches Leben und Treiben, wie die Sennhirten der Alpen, eine stille und so tief wurzelnde Vorliebe, daß sie selbst, nachdem sie untauglich dazu wurden, kaum aus dem Kohlhai wegzubringen sind. Es ist vorgekommen, daß ein Köhlermeister, wenn er wegen seiner Gebrechlichkeit diesem schwierigen Amte nicht mehr vorstehen konnte und abdanken mußte, sich als Knecht oder „Hulpe“ bei einem anderen Meister für einen geringen Lohn, für den er ihm einige kleine Dienste leistete, verdingte, um nur wieder „im Hai“ und im Walde sein zu können.

Man erzählt sich im Harz eine rührende Geschichte von einem alten achtzigjährigen Köhlermeister, der schon von seiner „Gnade“ (d. h. seiner Pension) lebte, aber dennoch auch in seinen letzten Lebensjahren es nicht unterlassen konnte, im Frühling mit in den Hai hinauszuziehen. Er erbettelte sich von den Forstbehörden die Erlaubniß, auf einer alten, verlassenen, nicht mehr benutzten Kohlstätte hausen zu dürfen. Dort baute er sich selbst seine kleine Hütte, in der er einsam wohnte. Er las sich im Walde vom Winde abgerissenes Holz zu-

sammen und erhielt auch von den benachbarten Köhlermeistern dann und wann etliche „Kohlenbrände“ (so nennen sie das Holz, was in einem Meiler in Folge irgend eines Versehens nicht vollständig verkohlte) und anderen Abfall, und richtete sich daraus seinen kleinen Meiler zu, den er auf eigene Hand „gar“ machte. Eines Morgens aber fand man den alten Martin (so hieß er) starr und todt, sanft entschlafen in seiner Hütte neben seinem niedergebrannten Meiler.

Diese Geschichte wurde mir nur erzählt. Doch hatte ich auch selbst mehrfache Gelegenheit, mich zu meiner Verwunderung davon zu überzeugen, mit welcher außerordentlichen Vorliebe und Arbeitsleidenschaft der Wald und seine mühseligen Verrichtungen die arbeitslustigen Harzer Köhler erfüllen können. Und vielleicht die gefährlichsten und mühseligsten Arbeiten am allermeisten, z. B. das sogenannte „Stukenroden.“ Dieses Stukenroden ist eine Beschäftigung, welche die Sehnen, Muskeln und Geduld eines Menschen derart prüft, daß beim Anschauen der dabei vorkommenden Verrichtungen einem weichlichen Städter übel und wehe werden möchte. Nichtsdestoweniger giebt es im Harze passionirte Stukenroder, die auf nichts erpichter sind, als auf das Stukenroden.

Um die Tragweite und Bedeutsamkeit dieses Factums ganz zu verstehen, muß ich diese merkwürdige Arbeit, mit der Tausende von Köhlern und Waldleuten beschäftigt sind, etwas näher beschreiben.

„Stuken“ oder „Stubben“ heißen im Harz die großen, dicken Baumstumpfen, die mit ihren Wurzeln im Boden stecken bleiben, nachdem man den Stamm zu Bau- oder Brennholz abgehauen hat. Diese Stuken, in denen noch immer ein gut Theil Holz, wohl ein Fünftel, oder gar ein Viertel des ganzen Baumes steckt, müssen nun natürlich auch noch herausgebracht oder, wie sie sagen, gerodet, in kleine Klötze zerlegt werden, die hernach fast Alle in die Meiler wandern und zu Kohlen verschwehlen.

Die Stuken haben schon in ihrem oberen Stumpfen das festeste und zäheste Holz des ganzen Baumes. Aber noch unvergleichlich viel widerspenstiger sind ihre Wurzeln. Da, wo diese im ebenen Boden sich frei entwickeln können, bilden sie dicke, ziemlich gerade und regelmäßig, im Durchschnitt nämlich oval gestaltete Holzmassen. Sie sehen dann wohl Pferde-Beinen oder -Lenden ähnlich, und die Waldleute und Köhler haben daher auch für sie den technischen Ausdruck „Lenden.“ Wachsen dagegen die Bäume, wie es im Harz so häufig der Fall ist, zwischen Steinen und Klippen, so ergießt sich im Laufe der Jahre der Pflanzenstoff in der unregelmäßigsten Weise und macht keine „Lenden“, sondern ein höchst phantastisches und bizarres Wurzel-, Knorren- und Krallengebilde, das die Stukenroder „Poten“ oder „Pfotenwerk“ nennen, und welches nur auf eine unsäglich mühselige Weise aus den von ihnen umklammerten Felsen herausgeklaubt werden kann.

Die wagerecht fortarbeitenden Lenden oder Pfoten haben dabei noch andere Ausläufer, dünne Saugwurzeln oder „Pfähle", die sich senkrecht in den Boden hineinbohren. Kurzum, die Natur, die Alles so solide macht, hat ihre Fichten und Tannen an der Mutterbrust der Erde so fest vor Anker gelegt, als sollte kein Sturm und keine Gewalt sie wieder davon trennen.

Der arme Stukenroder aber muß diesen gordischen Knoten lösen. Zuerst muß er mit seinem Gezäh (dem Brecheisen und der Hacke) den Boden ringsumher etwas lockern, die Wurzeln untergraben, die Klippen und die Steine, wenn es angeht, herausrammeln, dann jene senkrechten Ausläufer oder Pfähle, die auch zäh wie Eisendraht sind, einen nach dem anderen weghacken, darauf die dünnen Enden der Lenden und Pfoten an ihren Spitzen, die im Boden stecken bleiben, abkappen und endlich, was das Schwierigste ist, dann den noch stehenden Hauptstuken mit seinen Nebenstumpfen in Angriff nehmen und ihn in drei oder vier Stücke, von denen jedes auch noch ein ganz mächtiger Klotz ist, zerkloben.

In der Nähe der sieben Harzer Bergstädte Clausthal, Andreasberg ꝛc., wo alle Leute mit dem Bohren und Pulversprengen umzugehen verstehen und meistens auch Schießpulver besitzen, sprengen sie die Stuken mit einem halben Pfunde Pulver, und helfen nur gelegentlich mit der Axt nach. In den anderen Theilen des Harzes aber treiben sie Keile von Buchenholz hinein.

Anfangs kleine, dann große, ein Dutzend über und nebeneinander, und bringen so die eigensinnige Masse, die noch fester zusammenhält als eine Auster, allmählig zum Reißen. Zu bestimmen, wo diese Keile einzusetzen sind, das erfordert viel Ueberlegung und Kunst, und da jeder Baum anders gewachsen ist, so ist bei jedem ein anderer Plan zu machen. Ein erfahrener Stukenroder mit geübtem Auge sieht nach einer Prüfung seines Blockes zwar bald, wo es Noth thut. Zuweilen, bei schwierigen Fällen, kommen auch die nachbarlich Arbeitenden zusammen und haben ihre Discussionen darüber, wo die Keile oder das Pulverloch am richtigsten anzulegen seien. Weil die Leute nicht in regelmäßigem Lohne stehen, sondern nach der Menge, die sie in einem Tage zu Stande bringen, bezahlt werden, so haben sie nie viel Zeit und vergebene Mühe zu verlieren, und müssen sobald als möglich das Richtige treffen.

Sieht man ihre Quälereien bei diesem haarsträubenden Stukenroden mit an, so möchte man, wie gesagt, denken, daß Jeder ein solches Geschäft im nächsten Augenblicke überdrüßig werden und so schnell als möglich fortlaufen würde. Nichtsdestoweniger gewöhnen sie sich daran, gewinnen selbst ihre Beschäftigung lieb, und es giebt sogar, wie ich sagte, passionirte Stukenroder.

Auf einen solchen merkwürdigen Menschen traf ich unter Anderem in einem großen Kohlhai am Rande des Brockenfeldes, in der Nähe des sogenannten Königskrugs, wo Kaiser Heinrich der Finkler einst eine seiner

vielen Burgen gehabt haben soll, zur Seite jener wild-romantischen Felsenpartie, welche unter dem Namen der „Hahnenkleeklippen" berühmt ist. Dieser Mann hieß Berthold Winkel. Er war jetzt 73 Jahre alt. Was er mir selber von seiner Lebensgeschichte erzählte, war etwa dieses: Im Harzwalde geboren, war er in seiner Jugend ein Köhlerbube gewesen und hatte sich auch sonst bis zu seinem Jünglingsalter auf alle Waldarbeiten und namentlich auch auf das Stukenroden einexercirt. Im Jahre 1812 mußte er „ins Land" hinaus. (Mit dem Ausdruck „ins Land" bezeichnen die Harzer so ziemlich den ganzen Rest der Welt außer ihrem Gebirge.) Man hatte ihn unter die Harzschützen enrollirt und er war als Vaterlandsvertheidiger mit in die Schlacht von Waterloo gezogen. In dem Feldzuge hatte er sich durch Tapferkeit so ausgezeichnet, daß sein Oberst ihm den Antrag machte, im Regimente zu bleiben. Dies schlug Winkel aber aus, weil er Heimweh nach dem Harze, seinem Walde und seinem Stukenroden verspürte. Das Casernenleben der Soldaten kam ihm zu träge und zu wenig reizend vor.

Er ging also zu seinen Hahnenkleeklippen zurück und ließ sich wieder als Stukenroder anstellen, welches Geschäft er nun seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert mit unglaublicher Geduld und Ausdauer betrieben hat. Da er sehr sparsam, fleißig und haushälterisch lebte, sich auch gut verheirathete, so wurde er in seiner Art ein wohlhabender Mann. Er kam in den

Besitz einer kleinen Wirthschaft und eines Hauses in der Nähe jener alten Burgstätte Kaiser Heinrich's, und seine Kameraden schätzten ihn auf ein Paar tausend Thaler. Seine Frau und Söhne, sagten sie mir, ließen es sich wohlgefallen, und lebten viel gemächlicher, als ihr Vater. Aber der alte Winkel läßt ihnen ihre Wege und geht schon bei Zeiten des Morgens in den Wald und in die Klippen hinaus, um seine Stuken zu roden. Des Sonntags, wo man keine Axt anrühren darf, wird ihm die Zeit so lang, und er kann den Montag nicht erwarten, wo das Roden wieder beginnt. „Leben muß der Mensch, als wenn er morgen sterben, aber arbeiten muß er, als wenn er ewig leben sollte", schrie mir der alte Winkel mit seiner Waldmannsstimme ins Ohr, als ich ihm wegen seines unermüdlichen Fleißes etwas Schmeichelhaftes gesagt hatte. Sein Mittagsessen und trockenes Grobbrod nimmt er mit in den Wald und legt es neben sich hin auf einen Klotz, den er eben besiegt, ich meine, zerkeilt hat. Während beim Essen die Anderen schwatzen, liebäugelt Winkel schon wieder mit dem nächsten Stuken, wie ein passionirter Bibliothekar mit dem nächsten alten verwirrten schweinsledernen Büchertitel, — und denkt darüber nach, wie er den angreifen will. Vor einiger Zeit flog ihm ein Splitter ins linke Auge und beraubte ihn auf demselben des Gesichts. Der Arzt wollte, er solle zu Hause bleiben und sich pflegen. Aber Winkel meinte, es wäre wohl Pflege genug, wenn er ein Tuch vor sein wundes Auge bände, und ließ nicht

nach, bis er Erlaubniß bekam, so „gepflegt“ am andern Morgen wieder in den Wald zu gehen.

Wenn das Forstamt, weil es eben keine Stuken braucht oder Ueberfluß an Arbeitern hat, auch den Preis der Arbeit um ein Drittel vermindert, so murren zwar die anderen Waldleute, aber der alte Winkel geht um jeden Preis auf den Contract ein, denn er thut es nicht des Geldes wegen, sondern, weil er auf die Stuken versessen ist. Außer seiner Augenwunde hat er auch sonst noch manche andere Verletzungen und Narben an seinem Körper davongetragen, wie dies bei einem 50 Jahre lang fortgesetzten Stukenroden nicht ausbleiben kann. Irgendwo ist mein alter Winkel immer verwundet und blutig.

Auch jetzt, als ich ihn besuchte, hatte er seine Hand wegen eines klaffenden Haut- und Fleischrisses in verschiedene Lappen und Tücher gewickelt. Er gebrauchte sie dennoch zum Spalten und Hacken, obwohl, wie er mir gestand, mit einiger Anstrengung. Bei der Arbeit, bemerkte er, seien aber die Gichtschmerzen in seinen alten Händen doch immer noch erträglicher, als im Bette. Die andere Hand ließ er mich sehen. Sie war hart wie Eisen, inwendig mit einer dicken und schwieligen Hornhaut bedeckt, die von verschiedenen Rissen und Spalten wie Baumrinde durchsetzt war. Es waren allerlei Linien und Zeichnungen, aus denen eine hübsche Zigeunerin nichts Anderes, als eine Pandorabüchse voll Mühsal und harter Arbeit hätte herauslesen können. Der ganze

Mensch hatte etwas von der Natur seiner knorrigen Stuken angenommen und kam mir am Ende wie ein lebendiger und beseelter Baumstumpf vor. Man nimmt ja immer so etwas von den Freunden und Dingen an, mit denen man umgeht.

Es war in der That ein psychologisches Harzwald-phänomen, mit dessen Portraitirung ich hier meine Skizze über die hercynischen Köhler abschließen mag. Das Original zu meiner Zeichnung ist wohl noch jetzt jeden Morgen nach Sonnenaufgang im Hai bei den Hahnenkleeklippen zu finden, wo sich Jeder davon überzeugen kann, daß ich keinen Zug hinzuthat, der nicht streng der Natur und Wirklichkeit entnommen ist. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß ich die Leser mit der Betrachtung des alten Winkels nicht blos seiner selbst wegen so lange aufhielt. Es leben noch viele ihm ähnliche Leute in den Haien des Harzes, deren Klassen-eigenheiten er repräsentirt und die alle, wie mein alter Berthold Winkel und wie jener achtzigjährige selig bei seinem Meiler entschlafene Köhler Martin, bis zu ihrem letzten Athemzuge im Walde auf dem Platze bleiben, und die — wie das Kaiser Vespasian von jedem tüchtigen Manne verlangte — mitten in der Ausübung ihres Lebensberufes mit ihren Waffen oder ihrem „Gezäh" in der Hand sterben.

Heerden- und Hirtenleben.

Wenn man uns den Harz nennt, flimmert es uns alsbald von Blei-, Kupfer- und Silber-Erzstufen vor den Augen. Es thun sich bei diesem Namen vor unserer Phantasie die tiefen Schachte und Stollen auf, und wir gedenken der schwarzen Berg- und Hüttenleute, allenfalls auch der grünen Wälder und ihrer Köhler, ihres Wldstandes und ihrer Jagden.

Wald und Bergwerke haben — wenigstens bei dem großen ausländischen Publikum — die schönen Triften und blumigen Wiesen des Harzes und die sie beweidenden Heerden in den Hintergrund gedrängt. Freilich nicht bei den Einheimischen. Denn diese wissen sehr gut, wie wichtig ihnen ihre Heuernten und ihre alten Weidegerechtsame sind, und wenn auch sie so wenig Bukolisches oder Idyllisches über ihre Gebirge in die Welt hinausgelassen und fast nichts dazu beigetragen haben, ihr Heerden- und Hirtenthum beim Publikum berühmt zu machen, so mag dies weniger am Mangel ansprechenden und pitoresken Hirtenlebens, als daran liegen, daß bei

ihnen bisher noch kein Theokrit oder Virgil geboren wurde, der diese Dinge so dichterisch aufgefaßt hätte, wie die Poeten der Alten den Viehstapel von Arkadien oder Campanien.

Da der Ackerbau überall im Harze so unbedeutend und strichweise fast null ist, da aber nicht nur die offenen Thäler und Plateaus von kräuterreichem Graswuchs bedeckt sind, sondern auch fast alle Wälder von Rinderheerden durchstreift werden, so könnte man fast die gesammte Oberfläche des Harzes als eine große zusammenhängende Trift betrachten.

Es giebt ziemlich breite Hochflächen, wie z. B. die von Clausthal und Andreasberg, die von Wald völlig entblößt sind und wo die Wiesen sich meilenweit ausdehnen. Auch auf den über tausend Fuß erhabenen Flächen von Hüttenrode und anderen wandert man wohl stundenlang über grüne Berganger und Auen, oder wie die Leute sagen, „ebber de Wesens*)“ dahin.

Die meisten der armen geplagten Berg-, Hütten- und Waldleute haben auf Erden kein anderes solides und unbewegliches Eigenthum als ihre kleinen Grasfluren an den Abhängen der ihren Heimathsorten benachbarten Berge, und setzen die Hälfte ihrer Lebenshoffnung auf die paar Thiere, die sie von dem Heu-Ertrage großziehen, und ohne die sie kaum würden existiren können, da dieselben die Ernährer der Familie, die Wohl-

*) Wasen? — Wiesen?

thäter der Alten und die Ammen der Kinder sind. Zu einem der wichtigsten der alten Privilegien der sieben Harzer Bergstädte gehörte deßhalb auch von jeher die freie Weide im königlichen Walde. Und ähnliche in alten Zeiten erworbene Freiheiten üben noch heutiges Tages auch die nahe am Harz gelegenen Städte im Innern des Gebirges aus. Ja, sogar von entfernten Ortschaften in den umliegenden Ackerbauprovinzen werden einige Partieen des Harzes als Weide benutzt.

Das Wiesen- und Weidewesen, das Heerden- und Hirtenleben spielt somit auch in unserm Harze eine fast nicht geringere Rolle als in den Alpen, obgleich es wie gesagt, weniger beachtet worden ist. Wenn ich es hier versuchen will, einige Bemerkungen über diesen Gegenstand mitzutheilen, so hoffe ich, daß es mir hie und da gelingen wird, dem Leser zu zeigen, wie vielfach das Leben und Treiben der Heerden und Hirten nicht nur in die Haushaltung und Wirthschaft der Landeskinder eingreift, sondern wie viele malerische oder ästhetische Seiten sich dabei auch dem Reisenden darbieten, und wie allgemein interessant die Beobachtungen, zu denen sie Veranlassung geben, auch für Poesie und Literatur werden können.

Im Allgemeinen ist im Harze nur von gehörnten Hausthieren die Rede. Wollträger giebt es selbst auf dem Unterharze nur wenige. Die in Westphalen so beliebten grunzenden Geschöpfe sind noch seltener. Sie haben in den Bergen weder Eichel- noch Getreide-Mast, obwohl allerdings der Harzbewohner, wenn er kann,

gerne „im Lande“ sich eins von ihnen aufkauft, das er im Herbst ins Gebirge bringt, und dort aus den beaux restes seiner Küche bis zur Weihnachtszeit fett zu machen trachtet.

Ebenso treiben die Harzer keine Pferdezucht, weil sie in ihren Bergen und Klippen nicht viel Beschäftigung für dies edle Thier haben. Nur selten besitzt einer ein Roß. Für das wenige Pflügen und einige andere Ackerbaugeschäfte gebrauchen sie Rinder. Auch muß mit vielen anderen Arbeiten, die man bei uns dem Pferde zumuthet, dort der Mensch sich selber plagen.

Einigermaßen erwähnenswerth wäre vielleicht noch die Erziehung der Esel und Saumthiere, die in den Gebirgen so manche zweckmäßige Verwendung finden. Doch ist auch sie nicht bedeutend, weil die im Schleppen geübten Harzweiber ihnen von jeher Concurrenz machten.

Sogar die gefiederten Hausthiere, die Enten, Gänse und Hühner sind nichts weniger als häufig. Für jene fehlt es an Teichen und Flußmarschen, für diese an Ueberfluß von Körner-Futter. Nur wenn man sich an dem Rande des Gebirges hinabläßt, begegnet man wieder den großen schnatternden Gänseschaaren und dem da allgemeinen Hühnergekakel, und die oberen Harzgegenden müssen sogar täglich mit Eiern und Geflügel aus dem Lande versorgt werden.

Das einzige Hausthier, welches man neben dem Rinde noch als einigermaßen häufig bezeichnen könnte, ist die Ziege. Ein oder ein paar „Hippelchen“ giebt es

in vielen der kleinen Harzer Haushaltungen. Auch erblickt man nicht selten in den Thälern zahlreiche Heerden dieser lebhaften und interessanten Geschöpfe, entweder zwischen den Klippen und Steinklötzen weidend, oder an irgend einem Bergabhange malerisch gelagert. Doch ist ihnen der Wald, wo sie — ganz anders als die Rinder — sogar die Fichten-Nadelspitzen nicht schonen, polizeilich verschlossen, und sie müssen sich daher mit der mühseligen Ätzung an den Felswänden begnügen.

Die Rinder des Harzes bilden ein eigenthümliches Geschlecht, das in Farbe und Qualität von den in den umliegenden Ebenen verbreiteten Racen sehr verschieden ist. Die eingebornen Harzer behaupten allgemein, daß ihre Thiere vom Schweizer Vieh abstammen. Und allerdings ist es erwiesen, daß man etliche Male aus der Schweiz und auch aus dem heerdenreichen Allgäu viele dieser friedlichen Thiere nach dem Harz kommen ließ.

Die für Hirtenleben, Milchkühe und idyllische Vergnügungen schwärmende Herzogin Louise Christine von Braunschweig und andere Fürsten und Fürstinnen des vorigen Jahrhunderts, erbauten hie und da in einigen Thälern des Harzes sogenannte „Schweizereien", in denen Alles nach Schweizer Weise eingerichtet war und in denen sich auch die Sennhirten mit ihren Familien etablirten, und die Fürsten und Fürstinnen von Anhalt ahmten dies in ihrem Antheile des Harzes nach.

Natürlich aber hat es auch eine seit alten Zeiten im Harze einheimische Rinderrace gegeben, und diese wird,

trotz aller Beimischung von außen her, in der Hauptsache auch noch wohl immer dieselbe sein. Sie hat von einem Ende des Gebirges zum andern dieselbe Farbe, dieselbe Figur und dieselbe Größe. Ihre Farbe ist durchweg, wie die Harzer sich ausdrücken, „einhaarig“ und zwar braunroth. Man sieht nie und nirgends ein schwarzes, weißes oder geflecktes Rind. Und manche finden diese Einfarbigkeit einer großen Harzer Heerde, wie ein russischer Kavallerie-Oberst die Einfarbigkeit der Pferde seines Regiments, sehr ansprechend. Ihr Körperbau ist gefällig und wohlproportionirt. Sie sind dabei stark und rasch in ihren Bewegungen, sehr gesund und sehr dauerhaft. Ihre Hörner stehen breit auseinander und ihre Hufe sind fest und hart, wie die Hufe der Hirsche, nicht so breit wie bei den niederelbischen Marschthieren. Das Vieh aus den Ebenen kann man im Gebirge nicht brauchen, es vermag die rauhen „unruhigen“ Wege der Bergkühe nicht zu wandern, und geräth einmal ein solches Landthier zwischen diese, so geht es zu Grunde oder es muß bald wieder heimgeschickt werden. Auch in allen den Harz umliegenden Städten findet man durchweg diese braunrothe Harzviehrace. Denn diese Städte haben ihre Hauptweideberechtigungen in den Wäldern des Gebirges, dagegen in den Ebenen ihren Ackerbau. Sie können daher kein Landvieh brauchen und kennen auch, wie das Innere des Harzes, keine Stallfütterung.

Nur im harten Winter natürlich müssen sie ihre Thiere zu Hause behalten. Und um sie da durchzu-

wintern, cultiviren sie die Wiesen in der Nähe ihrer Ortschaften. Diese reizenden, blumenreichen, für die Heuernten bestimmten Wiesen umschlingen jeden kleinen Harzort. Seit uralter Zeit ist überall in der Sohle des Thales und an den niedern Abhängen der Berge der Wald gelichtet, und ein breiter, frischgrünender, üppiger Grasteppich gebildet worden, der sich über die runden Köpfe der Vorhöhen und die niedrigen Abhänge der Gelände hinlegt. Erst weiter oben marschirt der dunkle Wald herab und behauptet in der Mitte der Abhänge seinen Saum, der mit dem hellen Wiesenstreifen die lieblichsten Contraste bildet. Mittendrin in den Kräutern liegt das Dorf wie ein Lerchennest im Grase, weit hübscher als unsere Ackerbaudörfer inmitten der regulären und ungraziösen Parallelogramme ihrer Getreidefelder.

Viele unbewohnte Seitenthäler verlieren sich ganz und gar in Wiese und Wald. Da stört kein Menschenwerk, kein Haus, keine Hütte, kein Zaun oder sonstige Feldmark den reinen Naturgenuß an den Kräutern und Bäumen. Auf dem Boden der Thalmulde, wo sich ein kleiner Bach hindurchwindet, und zweihundert Schritt am Berge hinauf ist Alles mit einem ununterbrochenen Gras- und Blumenteppich gepolstert und ausgekleidet. Kein nackter Felsen verdirbt dem Auge die Freude an dem lieblichen, wohlthuenden Grün, von dem die ganze Umgebung freundlich schimmert. Im Hintergrunde, wo sich das Bild vielleicht mit einem kleinen Wassersturze abschließt, ist ein Lieblingsplatz des Wildes, der Hirsche

und Rehe, die man hier wohl überrascht, wenn sie am Abend aus ihrem Dickicht hervorbrechen, um auch einmal ins Wiesenthal hinabzulugen, oder um an der Quelle ihren Durst zu löschen, zugleich verstohlener Weise ein wenig an der reich gedeckten Tafel zu naschen und sich unter die Heerden der Hausthiere freundlich zu mischen.

Von diesen herrlichen Wiesen bringt man reichliche Ernten des schönsten Heues für die schlechte Jahreszeit heim. Im Frühling, Herbst und Sommer aber müssen die Rinder ihrer Atzung selber nachgehen. Sie streifen alsdann in allen Bergen und Thälern des Harzes bis zum Gipfel des Brocken hinauf, führen ein halbnomadisches Leben, und tragen nicht wenig dazu bei, die Harzlandschaften angenehm zu beleben und mit hübschen Hirten- und Heerden-Scenen zu erfüllen.

Da die Weide im Walde noch fast überall ein gemeinsames Recht der Gemeinden ist und Niemand ein besonderes Stückchen davon für sich besitzt — außer in den kleinen Districten, in denen die sogenannte neumodische „Separation" jene alten Verhältnisse bereits aufgelöst hat, da auch das Vieh oft Stunden weit nach seiner Nahrung wandern muß, so wäre es eine große Verschwendung von Zeit und Arbeit, wenn jeder seine paar Thiere für sich hüten wollte. Zur Leitung aller damit verbundenen Geschäfte ist daher in jedem Orte ein eigener Dorfbeamte, der sogenannte „Hutmann" angestellt und ein solcher Harzer Hutmann ist keine unbedeutende Persönlichkeit. Da in den paar hundert Kühen das halbe

Vermögen des Dorfes steckt und da dieses lebendige Capital von einem Werthe von zehn oder mehr tausend Thalern in den Bergen gar mancherlei Gefahren ausgesetzt ist, so muß der Hutmann ein Bürger von einigem Credit sein und auch außerdem mancherlei Befähigungen besitzen. Es ist nicht leicht, „den Hirten zu spielen", und in der Regel muß Einer von Kindesbeinen das „Hirtenthum" erlernt haben.

Der Dorfhirt soll natürlich zunächst die Anger und Wälder seines Reviers, ihre Vortheile und Gefahren, die Grenze des oft weit ausgedehnten Weidegebiets und die seinem Dorfe zustehenden alten Gerechtsame, die Tages- und Jahreszeiten, in denen bald dieser, bald jener Strich besser zu benutzen ist, genau kennen.

Das Regiment der plumpen Thiere erfordert unter Umständen viel Kraft und Energie. Die Harzer „Hutmänner" sind daher gewöhnlich auch große und kräftige Figuren, ausgesuchte stattliche und tüchtige Leute, meistens in der Blüthe der Jahre. Da den Thieren auf ihren gefährlichen Wegen im Regen und Sonnenschein, viel Uebles zustoßen kann, „der Brand" und andere plötzliche Krankheiten, so müssen die Regenten der Heerde auch etwas von der Thierheilkunde verstehen, zur Ader lassen können und dergleichen. Ja sie sind eigentlich die regelmäßigen und einzigen Thierärzte der Harzgebirgsorte und haben in dieser Wissenschaft ihre alten Ueberlieferungen. Früh Morgens, noch ehe sie austreiben, besuchen sie von Haus zu Haus ihre Patienten, und

ebenso des Abends, welcher Pflicht sie sich nicht entziehen dürfen, auch wenn sie müde und matt von den Strapazen des Tages und vom Regen triefend nach Hause kommen.

Mitunter fallen die Rinder von den Felsen ab, und werden sie dabei verstümmelt, so kann es am gerathensten sein, sie auf der Stelle zu tödten. Die Harzer Hutmänner müssen sich daher auch aufs Schlachten verstehen. Ja für den Winter, wo sie kein Vieh auszutreiben haben, bildet das Schlachten ihr eigentliches Hauptgeschäft. Die Hirten sind dann ex professo auch die Schlächter und Fleischer ihres Orts.

Ein Kuhhirt, wenn er einmal gewählt ist, bleibt in seinem Posten für Lebenszeit, und er kann von der Gemeinde nicht nach Willkür entlassen werden, es müßte denn schon ein schweres Versehen auf ihm lasten, wofür man ihm den Proceß machen könnte. Wie alle wichtigen Aemter, so haben auch die Harzer Hutmänner eine Tendenz zum Erblichwerden, und es giebt in manchen Orten Hirtenfamilien, die schon seit Urgroßväter-Zeiten und länger im Besitz dieser Würde waren. Ja einige Hirtenfamilien sind in mehreren Ortschaften zugleich verzweigt. So liefert z. B. die Familie der „Kronjäger“ schon seit lange die Hutmänner sowohl für Clausthal, als auch für die benachbarte Bergstadt Grund, und mehr oder weniger glaube ich, sind alle Harzer Hirten etwas untereinander verschwägert und verwandt.

Da sie bei ihrer nicht unbedeutenden Verantwortlichkeit einen ganz erklecklichen Lohn bekommen, da sie das

Recht haben, einiges eigene Vieh mit auf die Weide zu treiben und allerlei Nebenvortheile genießen, so sind sie in manchen Fällen, wenn sie es nicht schon von Haus aus waren, wohlhabende Leute geworden und besitzen mitunter die besten Wiesen in ihrem Orte. In neuerer Zeit haben daher auch einige ihren Kindern eine höhere Erziehung geben lassen und ich kannte einen, dessen Sohn als geschulter Kaufmann in den Städten des Auslandes reiste, und dessen Töchter gebildete Mädchen waren, während er selbst, der Vater, noch immer als würdiger Nomarch des Morgens in seinem Bergstädtchen das mächtige Kuhhorn blies und mit seinen gehörnten Pfleglingen in den Wald hinaus marschirte.

Denn dieser Pflicht, der persönlichen Begleitung seiner Heerde, darf sich natürlich ein Hutmann, so wohlhabend er auch sonst sein mag, nicht entziehen. Er kann sein schwieriges Amt nicht durch einen Alter ego verwalten lassen. So verlangt es die Sitte und die Gemeinde.

Gewöhnlich ist der Viehbesitz jedes größeren Ortes in drei Heerden eingetheilt. Da giebt es erstlich die „Kuhheerde", welche alle milchgebenden Kühe umfaßt; dann die „Rinderheerde", welche alle ein- und zweijährigen Rinder begreift und endlich die „Kälberheerde" mit den Jüngstgebornen. Diese Eintheilung beruht darauf, daß für jede Klasse eine andere Weide passender ist, sowie darauf, daß die jungen Thiere noch nicht so weit hinaus wandern können wie die alten, die mit den Bergen

und Wäldern und ihren Gefahren schon besser vertraut sind.

Da jede dieser drei Heerden ihre eigenen Wege geht, und auch zu verschiedenen Stunden des Morgens aussetzt, so giebt es auch in den meisten Orten einen besonderen Kuh-, Rinder- und Kälber-Hirten, die einer nach dem andern ihre Hornsignale im Dorfe ertönen lassen. Zum Aufbruch bläst jeder von ihnen eine verschiedene Weise. Der eine hat ein mächtiges, mit glänzendem Metall beschlagenes Stierhorn, auf dem er an mehreren Kreuzwegen und Straßenecken mit großer Anstrengung einige schreckhafte, urgermanische Töne hervorbringt; der andere bedient sich einer Trompete oder eines Blechinstruments, auf dem er, den jungen Rindern und Kälbern zum Zeichen, irgend eine neumodige lustige Soldaten- oder Postillons-Melodie spielt.

Der Haupthirte, der Regent der Milchkühe, ist außerdem auch noch mit einem scharfen Beil geschmückt, das er an einem mit blanken messingenen Schildern behangenen Lederbande trägt und dessen scharfe Schneide in einem ausgehöhlten Hirschhorn als Futteral steckt. Die Kühe rennen sich im Walde manchmal mit den Hörnern zwischen den Bäumen fest oder gerathen mit den Füßen in Wurzelwerk, und da müssen sie dann mit dem Beile herausgehackt werden. Auch fehlt dem Hirten am Gürtel nie ein wohl aufgewickelter lederner Riemen zum gelegentlichen Einfangen seiner Thiere. Gewöhnlich tragen sie als Kleidung lange talarartige Ueberröcke,

breitkrämpige Hüte, an den Füßen Gamaschen, und in der Hand einen großen Stecken und eine Peitsche. Sie schreiten ernst, fest und gravitätisch einher, und machen fast den Eindruck von Priestern.

Ist seine Heerde groß, so hat der Hutmann noch einen stämmigen Knecht als Gehülfen. In allen Fällen aber nimmt er seinen treuen Hund mit und dann auch seinen kleinen „Enke“, d. h. seinen Hirtenknaben, meistens einen hübschen, frischen und gutmüthigen Burschen. Der Titel desselben: „Enke“, hängt wahrscheinlich mit unserm hochdeutschen „Enkel“ (Großkind) zusammen. Auch auf den Domänen und großen Ackerwirthschaften in der Nähe des Harzes, sowie auch bei den Fuhrleuten, werden die Stalljungen oder kleinen Gehülfen der Knechte wohl „Enke“ genannt. Als mir dieser Ausdruck zum ersten Male vorkam, und ich den guten Harzer Hutmann, mit dem ich mich unterredete, über die Bedeutung desselben befragte, ließ er sich, um mir eine Definition zu geben, also vernehmen: „Was Enke ist, wollen Sie wissen? Das will ich Ihnen erklären. Sehen Sie, mein Herr, wenn wir so platt für uns reden und der Kuhjunge daher vom Berge herabkommt, so spreche ich: Ei schau! da kommt der Enke ins Thal! Oder auch, wenn mein Junge sich verlaufen hat, so frage ich wohl einen andern: Hör' 'mal Du, hast Du meinen Enke nicht gesehen? Nun, schauen Sie, mein Herr, das meinen wir mit Enke. Auf Hochdeutsch heißt es ein Hirtenbube.“

Haben nun das besagte große Urihorn und darnach die Trompete sich einige Male früh am Tage im Dorfe vernehmen lassen, so regt es sich in allen Stallungen. Die Glocken werden den Kühen umgehängt und diese steigen, eine nach der andern, unbeholfen, vorsichtig und dem frischen Morgen entgegenbrüllend, die steinernen Treppen herab, welche zu ihren an den Berg geklebten Behausungen führen.

Sind sie alle beisammen und setzen sich die Heerden in Marsch, die eine thalwärts, die andere oben zum Orte hinaus, so entsteht ein gar anmuthiges Glockengeläute. Denn die Harzer Hirten halten sehr viel auf das, was sie ein „schönes Spiel“ nennen.

Sie haben für jedes Rind und auch für jedes Kälbchen eine Glocke oder ein Glöckchen, sowohl des Nutzens, als auch der Schönheit halber. Sie finden, dem Klange folgend, ihre verirrten Thiere wieder, und auch diese, die auf das Geläute horchen, halten sich damit besser beisammen.

Die der Heerde angehörigen Glocken sind das Eigenthum des Hutmanns, der ihre Instandhaltung besorgt, und dafür von jedem Ortsbewohner den sogenannten „Glockengroschen“ erhebt. Sie haben größere und kleinere Glocken, und jede Klasse hat ihren höheren oder tiefern Ton und auch ihre eigene Benennung. Die größten und am tiefsten tönenden heißen „Stump“ und „Ueberstump.“ Ihnen zunächst folgen „der Halbstump“ und der „Beischlag.“ Diese vier bilden zusammen die Grund-

töne des Concerts. An sie schließen sich andere Glocken, welche die Zwischen= oder halben Töne geben. Und diese heißen die „Langschelle“, die „Zinkel“, der „Biller“ und der „Innerbiller“. Die Langschelle stimmt mit dem Ueberstump, der Biller mit dem Stump, die Zinkel mit dem Halbstump und der Innerbiller mit dem Beischlag. Ein großer Stump kostet mit dem Lederwerke wohl seine 2 Thaler, die kleinen Innerbiller kosten etwa 20 Groschen. In dem „Spiel“ seiner Heerde hat der Hirt also allein oft mehrere hundert Thaler stecken. Die Andreasberger Hirten behaupten, daß sie das schönste und wohltönendste Glockenspiel bei ihrer Heerde hätten, doch thun sich auch andere Ortschaften wieder auf das ihrige etwas zu gute. Es giebt nur vier Menschen am Harz, die diese Heerdenglocken gut zu schmieden und auch richtig zu stimmen verstehen. Diese Künstler sind ein alter Schmiedemeister in dem Oertchen Suderode unweit Quedlinburg und seine drei Söhne, welche letzteren, wie er selber, die Kunst vom Vater überkommen haben. Diese vier Suderoder Schmiede reisen im Frühling und Herbst in allen Thälern und Ortschaften des Harzes umher. Im October holen sie die im Laufe des Sommers beschädigten Glocken ein und arbeiten sie im Winter um; im Frühlinge bringen sie neue und stimmen auch von Frischem das ganze alte Spiel.

Die Glocken, die nur einen Riß oder ein kleines Loch erhalten haben, bessern sie durch einen aufgesetzten Flicken aus. Völlig ruinirte ersetzen sie durch neue.

Andere, die durch Abreibung an den Felsen oder durch andere Umstände aus der Harmonie kamen, bringen sie durch sogenannte „Stimmbaulen“ (Stimmbeulen) zurecht. Diese Stimmbaulen klopft der Schmied manchmal in die Glocke hinein, manchmal auswärts heraus. Sie zeigten mir Glocken, an denen der Suderoder Glockenmeister im Laufe der Jahre vier bis fünf kleine und große Stimmbaulen als Correcturen, theils nach außen, theils nach innen angebracht hatte.

Im Frühling, wenn die ebenso wie in der Schweiz mit Blumenkränzen geschmückte Heerde zuerst ausgetrieben, und nachdem der Glockenschmied alle Spiele richtig abgestimmt hat, ist das Heerdenconcert eben wie auch der erwachende Vogelgesang am schönsten. Im Herbste nicht so. Dann ist das Ganze auf verschiedene Weise im Laufe des Sommers in Unordnung gerathen. Manche Glocken sind verstimmt und einige Töne des Zusammenklangs fehlen gänzlich, weil der Klöppel verloren ging und auch die Glocke ganz abgenommen werden mußte, da der Hirt selbst sie ohne seinen Abstimmer aus Suderode nicht wieder zurecht bringen konnte.

Wieviel sich die Harzer Hutmänner aus ihrer Musik machen, hatte ich nicht selten Gelegenheit zu bemerken. Sie luden mich, wenn ich sie im Herbst auf ihren Fahrten begleitete, zuweilen ein, im nächsten Frühling wieder zu ihnen zu kommen, weil dann ihre Spiele, wie sie sich ausdrückten, erst „den rechten Staat“ machten. Auch forderten sie mich wohl auf, nicht so nahe dabei zu gehen,

vielmehr ihre Heerde aus der Ferne anzuhören. Dann klänge es am besten. „In der Nähe", sagten sie mir, „hätte es nicht den rechten Zug, aber wenn die Kühe des Morgens in den Wald gingen und recht eifrig arbeiteten (d. h. fräßen), dann hörte es sich von der anderen Seite des Thales gar lieblich an."

In der That gewahrt man in einem gewissen Abstande erst die rechte Harmonie der Töne, und es macht einen äußerst anmuthigen Effect, wenn man im Grunde des Thales spaziert, und dann oben die waldigen Berge eine musicirende Heerde durchzieht. Aus großer Ferne vernimmt man blos ein leises, dumpfes Gemurmel, aus dem nur einzelne Glockentöne, die der tiefen und kräftigen „Ueberstumpe", oder die feinen und hohen „Zinkeln" deutlich hervorschallen.

Geben sie im Hannoverschen Harz in irgend einem Thale ihrem Musik liebenden Könige ein Fest, so sorgen sie auch jedesmal dafür, daß in der Umgegend des Festplatzes einige Heerden zusammengetrieben werden, um dem Banquet des hohen Herrn die rechte Harzer Tafelmusik zu verschaffen.

In neuerer Zeit sind die hübschen Heerdengeläute im Harze so allgemein geworden, daß sie da in der Berglandschaft nun fast so gewöhnliche Naturlaute sind, wie das Geplätscher der Bäche und das Gezwitscher der Vögel, mit denen die Heerden gleichsam wetteifern. Auch haben letzthin die Glockenschmiede von Suderode für die Herren im Lande viel zu thun bekommen. Denn

manche Domaine der Ebene hat sich schöne Glockenspiele für ihre Heerde aus dem Gebirge verschrieben.

Wie auch das dumme liebe Vieh selbst sich an seine Musik gewöhnt, wie es seine Glocken lieb gewinnt, durch sie sich leiten läßt, und sie, wenn sie nicht da sind, vermißt, davon wissen die Hirten gar hübsche Beobachtungen mitzutheilen, die ein Naturforscher zur Charakteristik der Thierseele oder des sogenannten Instinktes ganz gut benutzen könnte.

Ueberhaupt bilden die in einer Heerde versammelten Bergrinder einen ganz merkwürdig organisirten kleinen Staat, und ich muß mich wundern, daß die Eigenthümlichkeiten, die auch eine solche Association aufzuweisen hat, von den etwas vornehmen Philosophen noch so selten beachtet wird, da sie doch z. B. über den Staat der Bienen, seine Gesetzgebung und seine Regenten so Vieles geschrieben haben. Die Harzer Kuhhirten haben auch hierüber nicht wenig interessante Bemerkungen gemacht.

Jeden Frühling, im Anfange des Monats Mai, wenn man mit der Heerde austreibt, muß sich jener Staat oder jene Gemeinschaft von neuem bilden und gestalten. Denn im Laufe des Winters sind manche alten Mitglieder derselben von ihrem blumigen Schauplatze abgetreten und andere neu angekaufte oder herangewachsene sind hinzugekommen. Auch haben wohl die übrigen bei ihrem kurzen Thiergedächtnisse ihre früheren Gewohnheiten und Freundschaften vergessen. Dazu kommt im Lenz ihr jugendlicher Uebermuth, wenn sie zuerst

das Wintergefängniß wieder verlassen und „den Maitag schmecken“. Sie sind daher dann, so zu sagen, ganz undisciplinirte Staatsbürger. In wildem Tumult springen sie ins Freie hinaus, zanken und stoßen sich unter einander in unverträglicher Weise, und der Hutmann hat seine liebe Noth. Um sie allmählig zu gewöhnen und in diesem trunkenen Muthe nicht alsbald den Berggefahren auszusetzen, treibt er sie zunächst nur auf die benachbarten Weiden, mehr in der Nähe des Orts. Auch werden ihnen nicht sogleich die Glocken angelegt, denn ihr ungewohntes Geläute könnte sie noch unwirscher und scheuer machen. Allmählig beruhigen und befreunden sie sich unter einander, leiden auch die Glocken, werden dann weiter umhergeführt und endlich nach vierzehn Tagen, wenn alle ganz lenksam und regierungsfähig geworden sind, geht es hinaus ins Gebirge, wo indeß der Schnee auch völlig weggeschmolzen ist.

Während des unfertigen Zustandes der Heerde kann man noch immer neue Kühe einfügen, denn es giebt dann nur Streit unter den Einzelnen. Ist aber nach vierzehn Tagen die Gemeinschaft fertig geworden, haben sich alle als Gesellen und Zusammengehörige erkannt, so geht dies nicht mehr, denn dann würde sich die gesammte Genossenschaft mit vereinten Kräften gegen einen neuen Eindringling wenden. Wer sich also im Verlaufe des Sommers eine fremde Kuh anschafft, kann die Gemeindeweide nicht mehr benutzen und muß sich entschließen, sein Thier im Stalle zu füttern. Man hat Beispiele

gehabt, daß die unter sich befreundeten, oder wie sich die Hirten ausdrücken, „gepaarten“ Thiere mit Fremdlingen, die sich in ihre Gesellschaft eindrängen wollten, so schlimm und hart verfuhren, wie die Pfahlbürger mancher hellenischen Städte mit den „Ausländern“; sie haben sie zuweilen zu Tode und zu Stücken zerstoßen. Bekanntlich tödten auch die Bienen die Ausländer, die sich in ihren Korb verirren, auf grausame Weise. Auch verleitet der Esprit de corps die verschiedenen Heerden, wenn sie sich begegnen, zuweilen zu wüthenden Kämpfen. Die Hirten sind daher stets darauf bedacht, solche Begegnungen zu vermeiden, und schon deßwegen treiben sie immer mit den Heerden auf ihren eigenen Strichen und Wegen.

Wie die Bienen ihre Königinnen, so haben die Heerden ihre Stiere, von denen sie unter Obervormundschaft des Hirten geleitet werden. Solcher Stiere pflegt man in jedem Orte zwei oder drei groß zu ziehen, und diese kämpfen im Frühjahre unter einander um die Obergewalt für den Sommer, wie dies bekanntlich auch die Bienenköniginnen, wenn mehrere da sind, zu thun pflegen.

In fast allen Orten des Harzes wird dieser Kampf zwischen den Stieren oder das sogenannte „Ochsenstoßen“ im Frühjahre als ein interessantes und malerisches Schauspiel betrachtet, und man verlegt es gewöhnlich auf einen Sonntag, damit sich desto mehr Zuschauer dabei betheiligen können. Das „Ochsenstoßen“ solcher großen Orte,

wie Clausthal und Andreasberg, die eine zahlreiche Heerde haben, ist berühmt geworden, und um es mit anzuschauen, versammeln sich viele Leute aus den umliegenden Ortschaften.

Die kleineren oder weniger kräftigeren Stiere pflegen die Hirten vorher etwas herauszufüttern und sie durch Hafer kirre und kräftig zu machen, damit sie desto mehr Muth bekommen, mit dem Meister des vorigen Jahres einen Strauß zu bestehen. Man wählt zum Kampfplatze eine schöne, frei gelegene und breite Bergwiese, auf der man die Rivalen auftreten läßt und wo den Zuschauern im Falle der Noth einige Bäume etwas Schutz und Sicherheit gewähren. Damit die Kämpfer sich nicht lange besinnen, vielmehr auf der Stelle wissen mögen, um was es sich handelt, hat man einen von ihnen schon ein paar Tage mit der Heerde auf die Weide gehen und ihn die Annehmlichkeiten des Regiments schmecken lassen. Er betrachtet sich daher schon beinahe als anerkannten Herrn. Tritt nun auf einmal der bisher zurückgehaltene, aber wie gesagt, mit Hafer kirre gemachte junge Nebenbuhler auf, so begreift man, daß der Kampf auf der Stelle beginnt. Wie sie sich erblicken, sitzen sie auch mit den Hörnern an einander, indem sie sich mit Erbitterung anfallen. Bei den heftigen Anläufen, die sie gegen einander ausführen, stürzen zuweilen beide auf die Kniee und ringen oft lange. Sie reißen den Boden mit den Füßen auf und werfen Rasen und Steine weit umher. Fällt beim Stoße nur der Eine

und behandelt ihn darnach der Andere noch einige Mal etwas unglimpflich, so überkommt Jenen die Angst. Er fühlt und erklärt sich für besiegt, „spielt den Ausreißer", wie die Hirten sagen und flüchtet sich zwischen die Kühe und Kälber. Damit wird er gewissermaßen degradirt, ähnlich wie die Besiegten unter manchen Indianer-Stämmen, denen die Sieger Frauenkleider anziehen und die sie zu ihren Weibern gesellen. Der Meister stolzirt auf dem Kampfplatze umher und bleibt dann der Herr der Heerde für den ganzen Sommer. Wollte, wie es zuweilen geschieht, keiner der Kämpfer weichen, oder wurde der Unterliegende nicht vollständig besiegt, so hat hinterdrein der Hirt den ganzen Sommer über seine Noth mit beiden. Nur der ganz richtig und entschieden Besiegte ist für immer seiner Niederlage eingedenk und benimmt sich meistens geduldig und bescheiden. Sollte er aber später bei den Wanderungen im Walde noch einmal den Kampf erneuern wollen, so wird dies von dem Hirten selbst als Rebellion bestraft und sie schützen den durch das herkömmliche „Ochsenstoßen" Installirten in seiner als gesetzmäßig anerkannten Obergewalt.

Sogar auch von den Grenzen ihres Weidebezirks scheinen die Thiere einige Vorstellung zu erlangen. Die Hirten behaupten, daß ihre Kühe genau wüßten, wie weit sie selber grasen dürfen, und daß sie auch in große Aufregung gerathen, wenn sie einmal eine fremde Kuh auf dem ihnen zugeschriebenen Terrain erblicken.

Daß aber jedenfalls die Hirten selbst eine sehr bestimmte Vorstellung von ihren Harzgerechtsamen besitzen und oft rechthaberisch genug in der Ausübung ihrer Privilegien verfahren, das bewies mir eine Scene, von der ich einmal Zeuge war und die mich lebhaft an Göthe's gewaltthätigen Ochsentreiber in seinem „Jery und Bethely" erinnerte. In einem kleinen Harzorte feierte man eines Tages das jährlich wiederkehrende Schützenfest, und da die inneren Räume und Plätze des Ortes sehr eng und beschränkt waren, so hatte man die Schießstände, Marktzelte und sonstigen Schau-Boutiken vor dem Dorfe neben der ins Freie hinausführenden Heerstraße aufgestellt. Diese war von einem dichten und lustigen Getümmel von Menschen bedeckt, die den Polichinellkasten und den Canarienvogel-Abrichter gaffend umstanden. Da kam nun am Abend der „Hutmann" des Orts, aus dem Walde heimkehrend, mit seinem Harzvieh von den Bergen herab gefahren. Die ersten seiner dummen Thiere scheuten sich vor der ungewohnten Marktscene, stutzten und wichen zur Seite ab in die Gräben. Die ganze Heerde lief Gefahr in Unordnung zu gerathen und sich aufzulösen. Der besorgte Hirt ersuchte in ziemlich befehlshaberischer Weise die lustigen Zuschauer, Platz zu machen, denn „die öffentliche Straße zu benutzen, sei sein und seiner Heerde Recht." Aber Niemand achtete sogleich viel auf ihn, da der Polichinell seine Sachen zu gut machte. Die Kühe drängten und stießen aufeinander und wurden völlig verwirrt. Da gerieth der

Hirt in Harnisch: „Die Straße muß mir frei sein!" rief er wiederholt mit gehobener Stimme, schwenkte seine Peitsche und trieb mit Gewalt ein Dutzend der vorderen Rinder mitten auf den Weg zusammen. Da den Thieren die Angst vor der Peitsche Muth vor den Menschen und Zelten einflößte, so setzten sie mit gefälltem Horn und in scharfem Trabe in die dichtgedrängte Versammlung ein. Nun war es an den Marktleuten und Zuschauern, zu beiden Seiten davon zu springen. „De Strote mot fri sien!" schrie noch einmal der aufgeregte Nomarch, dem Niemand entgegentrat. Sie wurde es in einem Momente und die ganze Heerde drängte dem Vortrabe nach und erstürmte sich den Eingang zu ihrem Heimathsorte. Eine Scene dieser Art hatte, wie gesagt, vermuthlich auch Göthe einst auf seiner Harzreise erlebt und vielleicht im Gedächtniß, als er seinen groben „Thomas" in dem von mir bezeichneten Singspiele dichtete.

Die Weiden und Wiesen des Harzes sind zwar nicht so berühmt wie die vielgepriesenen Kräutertriften der Alpensennen, und die Heerden müssen da über manchen langen moosigen und oft sumpfigen und klippenreichen Waldgrund stelzen, bis sie einmal einen blumen- und grasreichen Flecken finden, auf dem die Nahrung etwas üppiger sproßt. Nichtsdestoweniger belehren den Reisenden die Producte und Resultate dieser Wanderung und Atzung, die nußsüße Harzbutter, die fette Milch, der schöne „Flott", den er zu jeder Tasse Kaffee in den Harzorten bekommt, daß es auch in den dortigen Thälern

doch viele schöne Weiden und kräftige und duftige Bergkräuter giebt.

Da die Harzer Hirten für ihr Vieh den Morgenthau auf den Kräutern nicht gern haben, und daher meiden, so führen sie dasselbe gewöhnlich nicht ganz früh aus, und um so später, je später im Herbste die Sonne aufgeht, und sie richten es so ein, daß sie gewöhnlich erst auf den Bergen ankommen, nachdem die Sonne schon die Thauperlen aufgetrunken hat.

Zur heißen Mittagszeit treiben sie ihre Heerde „ins Lager". Dazu haben sie gewisse schöne Plätze in irgend einem kühlen und waldigen Thalgrunde, in der Nähe eines Flüßchens oder vielleicht einer Quelle ausgesucht, wo die Thiere den Durst löschen und im Schatten der Bäume, neben einander hingestreckt, des gemüthlichen Wiederkäuens sich befleißigen können. Auch die Hirten rasten dabei von den Strapazen des Vormittags und halten da — der „Meister" und der „Enke" — ihre Mahlzeit und Siesta. Diese Lagerplätze sind meist seit alten Zeiten an denselben Lokalitäten gewesen und man erkennt solche Stellen sogleich an der Beschaffenheit des Bodens und dem Anblick der umstehenden Bäume.

Zuweilen sind solche „Läger" zwei oder drei benachbarten Heerden und Hirten gemeinsam, vermuthlich dann, wenn gerade in der Umgegend weit und breit keine passendere Lokalität gefunden werden konnte. Doch lagern auch auf diesen gemeinsamen Rastplätzen die Heerden immer separirt und die Hirten placiren sich in die Mitte

und haben Acht, daß kein Streit zwischen ihren Thieren ausbreche.

„Im Lager" wird auch manches kleine Geschäft beseitigt. Da flicken die Hirten das zerrissene Glockengeschirr zurecht — oder lassen ihre Thiere ein wenig mediciniren, — oder sie vollbringen eine Arbeit für das Haus oder den Garten daheim. Manche beschäftigen sich mit Holzschnitzerei, mit Anfertigung von Löffeln, Butter-Quirlen und anderen solchen Dingen. Ist das Lager nicht gar zu entlegen, so wird auch einmal der „Enke" mit irgend einer Commission nach Hause geschickt. Doch muß dieser sich dabei hüten, daß er sich im Dorfe den Leuten nicht zeige, wenigstens nicht in seinem Hirtencostüm. „Denn käme ich", sagte mir ein kleiner Enke, dem ich auf einer solchen Botenwanderung vom Lagerplatze ins Dorf einmal begegnete, „im Hirtenkleide so angerannt, so würde gleich ein Allarm werden und die Leute würden glauben, daß der Heerde etwas zugestoßen sei. Darum schleiche ich mich auch jetzt hinten ums Dorf herum."

Zur Regulirung der Heerden-Angelegenheiten ist es natürlich erforderlich, daß jedes Thier auf irgend eine Weise bezeichnet werde. Zuweilen haben die aus demselben Orte kommenden ihre Nummern an die Hörner gebrannt, und in den schriftlichen Berichten werden sie wie die armen sibirischen Strafgefangenen und Verbannten als „Nummer 1", „Nummer 2" &c. bezeichnet. Doch genügt dies den Hirten im täglichen Verkehre mit ihren Thieren nicht.

Zum alltäglichen Gebrauche geben sie jedem seinen eigenen hübschen Umgangs- oder Schmeichelnamen, mit dem sie sie anreden, ermahnen und leiten, und auf den zu hören die Rinder so gut wie auf den ihrigen die Hunde eingeübt sind. Diese Namen beziehen sich zuweilen auf ihre Farbe, z. B. „Bräunchen" oder „Füchschen" oder auf ihre Gestalt und Behändigkeit, z. B. „Hirschchen" oder „Pudel". Mitunter sind sie aus dem Pflanzenreiche genommen, z. B. „Blümchen". Am häufigsten sind die im Harz üblichen Taufnamen der Dorfbewohnerinnen, namentlich z. B. „Lieschen", „Lottchen", „Gretchen", „Dortchen", „Hannchen", wobei aber zu bemerken ist, daß gewisse Taufnamen nie auf Kühe übertragen werden, z. B. nicht „Sophie", oder „Caroline", oder gar „Mathilde". Für ihre Ochsen und Stiere haben sie Männernamen, doch nehmen sie auch dabei aus begreiflichen Gründen die so recht allgemein im Volke eingebürgerten und populären z. B. „Michel", „Hans", „Caspar", „Fritze." Ich veranlaßte meine guten Hirten zuweilen zu dem Experimente, einen Namen in die Heerde hinein zu rufen, und es war mir dann nicht wenig interessant, zu gewahren, wie das gerufene Individuum sich langsam nach seinem Meister umblickte, den Kopf hob, die Ohren spitzte und damit deutlich genug anzufragen schien, was willst du von mir. „Zuweilen", sagte mir einer meiner Waldfreunde, „brauche ich sie auch gar nicht bei Namen zu nennen. Ich sage nur im Allgemeinnen: Kommt

her! und dann sind sie gleich alle um mich herum und thun, was ich will."

Aber freilich wäre mit jener Namennennung und diesem „Kommt her" allein die Durchführung eines prompten Heerden-Regiments noch nicht möglich. Und in vielen Fällen muß Meister „Flink" dabei nachhelfen. Dieser Flink ist, wie die meisten Kuhhirtenhunde des Harzes, ein kleines, niedriges, zottiges, etwas längliches Thier, das aber jeden Wink seines Meisters versteht. Er ist stets rührig auf den Beinen, die Heerde umkreisend, und bringt sie auf Befehl in ein paar Augenblicken zusammen. Auch ihn, wie ihren Hirten, kennen die Rinder genau, und während es jedem fremden Hunde, selbst dem größten Neufoundländer, unter ihnen schlimm ergehen würde, stehen sie in Folge der Gewöhnung so sehr unter der Herrschaft ihres kleinen Flink, daß er sich auf der Stelle Gehorsam erzwingt und sich ungefährdet und kühn an die mächtigsten Ochsen wagen darf.

Auch diese zottigen Kuhhirtenhunde des Harzes wie das Vieh selbst, sollen eine bestimmte und eigenthümliche Race sein. Die meisten haben in ihrer Figur etwas Aehnlichkeit mit den schottischen sogenannten Pinchers. Die Hirten behaupten, daß sich die für die Hütung ihrer Rinderheerden nöthigen Instinkte und Eigenschaften in dieser Race fixirt haben, und daß man keinem andern Hunde, der nicht ein geborener Rinderhund ist, das Nöthige beibringen kann. Man kann keinen Schäfer- oder Schweinehirtenhund, auch wenn man ihn

ganz jung nehmen wollte, bei dem gehörnten Vieh gebrauchen. Der Kuhhirtenhund erzwingt sich den Gehorsam der Heerde durch einen Biß in die Knochen oberhalb der Fersen, der Schäferhund beißt seine Pfleglinge über dem Knie, der Schweinehund die seinigen in die Ohren. „Schon diese verschiedenen Bisse liegen den drei Hunderacen im Blute und wenn sie ihnen nicht angeboren sind, bringt man sie ihnen nicht bei.“

Eine eigenthümliche Art besonders interessanter Viehläger im Harz sind die sogenannten „Rinderställe“, „Ringe“ oder „Molkenhäuser“, in denen wieder ein anderes Hirten- und Heerdenthum, das mehr der Sennwirthschaft in den Alpen gleicht, betrieben wird.

Seit alten Zeiten nämlich haben einige am Rande des Gebirgs liegende Städte, auch mehrere ehemalige Grafen- und Fürstensitze, die jetzt zu bloßen königlichen Domänen herabgesunken sind, in den Wäldern des Harzes gewisse Weidegerechtigkeiten für sich und ihre Nachfolger erworben. Das Weideterrain liegt oft viele Meilen weit von dem berechtigten Orte entfernt im Innern der Berge. Und da haben sie denn Hirtenhäuser gebaut und Stallungen, oder einen Viehhof oder sogenannten „Ring“ eingerichtet, die sie, weil meistens nur die jungen Rinder und gewöhnlich nicht die Milchkühe soweit hinausgeführt werden, auch wohl „Rinderställe“ nennen, und in denen die Hirten und Heerden den ganzen Sommer über campiren. So haben die Bürger von Osterode ihren Rinderstall am Bruchberge

zwischen Clausthal und Andreasberg, die der einst berühmten alten Stadt, jetzt Eisenbahnstation Seesen, den ihrigen am Brockenfelde. Die alte Domäne Catlenburg, einst ein Harzfürstensitz, die weit in die Ebene hinausliegt, hat den ihrigen (als „Catlenburger Rinderstall" auf allen Landkarten verzeichnet) zwischen der Bergstadt Altenau und dem sogenannten „Torfhause".

Manche dieser Rinderställe und die sie umgebenden Weiden liegen so anmuthig, wie es ein Schweizer Senne sich nicht besser wünschen könnte. So z. B. der sogenannte „Plan", ein freies, schönes Wiesenplateau auf dem über zweitausend Fuß hohen Rücken des Ravensberges und am Fuße des Jagdkopfs am Südrande des Harzes. Mitten in den Wäldern ausgebreitet, stellt dieser liebliche „Plan" zwischen den Bergen sich dar, wie ein großer freier Platz zwischen den Häusern einer Stadt. Er bietet nach allen Seiten hin reizende Aussichten in walderfüllte Thäler. Auf seinem grünen, kahlen Rücken stehen ein Paar uralte Bäume, und da hat der Hirt von der Domäne „Tönniges Hof" seine Harz-Köthe errichtet. Jedes Jahr am dritten Mai treibt er die Rinder „aus der Zorge", „aus der Weida", „aus der Sachsa" da hinauf. Es sind dies am Fuße des Gebirges belegene Orte, die alte verbriefte Gerechtsame auf den „Plan" haben. „Bis zu Bartholomäi" bleibt der Hirt dort oben. Länger als Bartholomäi (den vierundzwanzigsten August) darf er nicht. Denn so steht es in seinen Gesetzen.

Dem „Plan" ähnliche Triften und Harzer Sennhütten-Etablissements findet man noch viele in den Bergen. Und sie haben alle verschiedene Zeitpunkte für das Auftreiben mit dem Vieh und für die Heimkehr. Manche kommen erst am zwanzigsten Mai ins Gebirge. Manche gehen statt um Bartholomäi erst um Michaelis wieder weg. Zuweilen, wenn sie blos Rinder haben, findet man nur Männer in diesen Ansiedelungen. Haben sie aber auch „Miethvieh" dabei, so sind die Hüter mit ihren Frauen und ihrer ganzen Familie im Walde etablirt. Denn dann muß gebuttert und Milchwirthschaft getrieben werden, auch werden dann mit dem Abfall der Milch einige Schweine fett gemacht.

„Miethvieh", oder wie es bei ihnen heißt „Mehvieh", nennen sie nämlich die Milchkühe, die sie wohl neben ihren Rindern weiden. Es sind Thiere, für die ihre Besitzer in Osterode oder Seesen, oder in einer andern der dem Harz anliegenden Städte, eine Sommer-Villeggiatur im Gebirge dienlich finden und die sie mit einem der Rinderhirten hinaufschicken auf die kräuterreichen Bergwiesen. Dieser zahlt einen kleinen Pachtschilling, hat dafür aber die Nutzung der Milch und der Butter, die er nun durch seine mit ihm nomadisirende Familie ausbeutet.

Auch bei den Förstern oder Predigern und anderen einsam im Gebirge Wohnenden findet man zuweilen solches „Mehvieh", das ihnen mitunter aus Quedlinburg, aus Halberstadt und anderen noch entfernteren Orten

in Pension gegeben wird, zuweilen von armen Leuten, die kein Futter für ihre Kuh haben, oder im Sommer keinen Gebrauch von der Milch zu machen wissen, und froh sind, wenn sie dieselbe im Harze durchsommern können.

Einen ordentlichen überdachten Stall oder doch einen Baum-Rinden-Schuppen haben jene Hirten in der Regel nur für die ganz jungen Kälber oder für die Kranken und Invaliden ihrer Heerde, die Uebrigen müssen auch in der Nacht im Freien campiren. Doch wird das Lager gewöhnlich so gewählt, daß ein jedes wenigstens den Schutz und Schatten eines Baumes genießt. Und auch da muß man dann wieder den Instinkt der Thiere und ihre Empfänglichkeit für Recht und Ordnung bewundern. Ein jedes kennt seinen ihm zukommenden Platz oder Baum, und Abends aus dem Walde heimkehrend, findet es ihn und vertheidigt ihn gegen Unberechtigte. Zuerst im Frühling sind zwar die Stellen noch nicht fest bestimmt und vertheilt, und sie lagern dann anfänglich bald hier bald da willkürlich untereinander. Kommt aber einmal ein Unwetter oder Sturm über sie, dann wählen sie. Jedes sucht sich eine Stelle zum Schutz und von diesem Augenblicke an ist es dann jeden Abend unter demselben Baume zu finden. „Ja", sagte mir einer der Hirten, „und da stehen sie dann und können Einen, wenn man hinzukommt, ganz klug und fast selbstbewußt anschauen, als wollten sie Trotz bieten und fragen: Du willst mich doch nicht von meinem mir gehörigen Waldplatze und Baume verdrängen?"

Ist es ein kalter und rauher Morgen, so stehen sie auf diesen ihren Posten wie Bildsäulen und sind kaum wegzubringen. Gab es aber eine warme Nacht und einen hellen Sonnenaufgang, so hat man im Gegentheil Mühe, sie zusammenzuhalten, so sehr streben sie dann ins Freie hinaus, besonders wenn in der heißen Zeit die Fliegen und Mücken sie im Lager plagen, die sie, wie sie wissen, in den Gebüschen leichter abstreifen.

Ueberhaupt sind diese groben und plumpen Thiere für das Wetter unglaublich empfindlich und was namentlich die Vorempfindung der bevorstehenden meteorologischen Veränderungen betrifft, weit feiner begabt, als der Mensch. Selbst ohne an Hühneraugen zu leiden, verkünden sie ein drohendes Gewitter durch eine gewisse Unruhe, durch hastiges Fressen und auf andere Weise schon lange vorher, selbst noch beim klarsten Sonnenschein, und ein Hirt, der die Sprache und Mimik seiner Heerde versteht, hat in ihr ein Barometer, das ihn selten trügt.

So offenbar ihre Unruhe vor dem Gewitter, so bewunderungswürdig ist hinterdrein meistens ihr Gleichmuth, nachdem das Unwetter losgebrochen ist und es dann unbarmherzig auf sie herabdonnert, blitzt und hagelt. Es geht ihnen dabei wie dem Menschen, dessen Gemüth auch meistens bei der noch drohenden und bevorstehenden Gefahr mehr an Beängstigung leidet, als in der Schlacht selbst, wenn alle bösen Geister los sind. Aber freilich hat jener Gleichmuth seine Grenzen. Wird es gar zu

arg, oder reißt einmal einem der Thiere die Geduld, so wird dann auch mitunter die ganze Heerde plötzlich von einem panischen Schrecken, oder wie die amerikanischen Viehhirten sich ausdrücken, von einem „Stampede“ ergriffen und da haben alsdann der Hirt und sein kleiner Flink ihre liebe Noth, um die nun ihre Dummheit völlig entfaltenden oder wie die Harzer sagen: „ganz biestern“ gewordenen Thiere zur Raison zu bringen und vor Unglück zu bewahren.

Auch im Herbste um Bartholomäi oder Michaelis, wenn man vom Gebirge, vom „Plane“ oder von den anderen „Ringen“ und Molkenhäusern wieder in die Ebene nach Osterode oder Quedlinburg hinabzieht, geben die Rinder ganz merkwürdige Beweise von Nachdenken und von einem sehr guten Gedächtnisse. Sie haben die Zeit im Kopfe, wo es heimgeht, und wissen es, wenn der Hirt sie an einem der genannten Kalendertage austreibt, daß es dies Mal nicht geschieht, um sie wiederum zwischen die Klippen und bemoosten Tannen der Berge zu führen, sondern daß es jetzt der Heimath gilt, sei es, daß sie die Vorbereitungen ihres Meisters zur Abreise beobachtet haben, sei es, daß sie es aus anderen Anzeichen abnehmen können. Daß sie es aber wissen, geben sie auf mancherlei Weise zu erkennen. Sie erweisen sich in der letzten Nacht äußerst unruhig und unterreden sich durch lautes Gebrüll. Am folgenden Morgen, wenn die Hirten und ihre Frauen die Geräthschaften den Mauleseln aufpacken und das

Zeichen zum Aufbruch geben, machen sie keinen Versuch, gemüthlich (wie an den Tagen zuvor) im Walde umherzuschlendern, vielmehr setzen sie sich sogleich und von selbst in der auf ihre Heimath zielenden Richtung in Marsch. Und dabei geht es bald im Geschwindschritt bergab. Oben auf den Bergen ist es jetzt kalt und rauh geworden. Das im Frühlinge so üppige, zarte Berggras ist nun nur noch sparsam da, oder anderen weniger erfreulichen Kräutern gewichen. Unten in der Ebene, wo jetzt das Getreide gemäht ist, giebt es dagegen frisch aufgesproßtes Herbstfutter. Die Thiere wissen das und haben es im Sinn. Sie sind unterwegs kaum zusammenzuhalten, so eifrig eilen, traben und jagen sie der Winterheimath brüllend entgegen.

„Aber dabei", setzte mir ein nachdenkender Hirt hinzu, „täuschen sie sich doch wieder oft. Es will ihnen dann auch unten nicht gleich gefallen. Das Futter auf den Stoppelfeldern kommt ihnen etwas hart vor, auch müssen sie, die bisher das Regiment im Walde für sich allein hatten, jetzt die Weide mit so vielen anderen theilen. Da kommen die Milchkühe der Stadt noch hinaus, und die Pferde und Schafe und sogar große Schaaren von schnatternden Gänsen." Dies behagt ihnen und den Hirten nicht recht, und es mag ihnen dabei manche Arrière-pensée und manches Bedauern der Wälder und Berge durch den Sinn ziehen.

Wie sehr diese letzteren bei ihnen in gutem Andenken bleiben, zeigen sie dann auch wieder im folgenden

Frühling, wo sie am dritten Mai, am Heiligenkreuz-Erfindungstage (denn das ganze Heerden- und Hirtenleben im Harze regulirt sich noch jetzt nach solchen alten Festen der katholischen Kirche), wieder zum Berglager ausmarschirend, noch weit mehr Eifer zeigen, als bei der herbstlichen Heimkehr, um dann abermals die Gebirgswanderungeu zu beginnen und ihren Sommerlebenslauf so zu vollenden, wie ich es zu schildern versuchte.

Die Vogelfänger am Harze.

Die allbekannte Tradition, der zufolge die Reichs-tags-Gesandten den in Fritzlar zum Kaiser erwählten Herzog Heinrich von Sachsen mit der Nachricht von seiner Wahl beim Vogelheerde am Harz getroffen haben sollen, und der Beiname des Finklers oder Voglers, den dieser treffliche deutsche Kaiser darnach in der Geschichte erhielt, beweisen zur Genüge, daß das Vogelstellen dort schon seit unvordenklichen Zeiten im Schwange war, und daß es in Deutschland stets eine der beliebtesten Vergnügungen von Vornehm und Gering gebildet hat.

Die meisten deutschen Historiker geben zwar zu verstehen, daß derjenige Finkenheerd, bei welchem unser Kaiser mit einer so wichtigen Botschaft, ähnlich wie der Römer Cincinnatus beim Ochsenpfluge, überrascht wurde, bei der Stadt Quedlinburg gelegen habe. Und natürlich nehmen es die patriotischen Quedlinburger selbst als ganz ausgemacht an, daß eben diejenige Lokalität in der Nähe ihrer Stadt, welche noch jetzt den Namen „Finken-

berg" trägt, jener in der deutschen Geschichte so oft erwähnte Schauplatz gewesen sei, von welchem das hübsche Lied singt:

„Herr Heinrich saß am Vogelheerd" ꝛc.

Aber unseren Geschichtschreibern und den Quedlinburgern widersprechen hierin die Bürger der alten Stadt Gittelde am anderen Ende des Harzes. Denn diese behaupten, daß „Herr Heinrich" bei dem in ihrer Nachbarschaft liegenden Schlosse Stauffenburg, welches er selbst erbaute und bewohnte, diejenigen Netze gestellt habe, die er blos für die Finken ausspannte und in denen er eine Krone und ein ganzes Kaiserreich fing. Und dieser Meinung scheint selbst der alte Beschreiber des Harzes, der Herr von Rohr, beigetreten zu sein, der bei Schilderung der Stauffenburg im zwoten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" bemerket, „daß nicht weit von dieser Burg der Heinrichswinkel liege, auf welchem Henricus von Sachsen, da ihm die kaiserliche Krone angetragen worden, seinen Vogelheerd soll angerichtet gehabt haben." „Der eigentliche Platz", sagt Herr von Rohr, „sei gleich hinter dem dortigen Vorwerksgebäude des braunschweigischen Amtmanns gewesen."

Indeß auch diese Behauptung wird wieder von Andern bezweifelt, und sogar gänzlich verworfen, namentlich z. B. von den Bürgern von Zellerfeld, welche ihrerseits glauben, daß der eigentliche und wahre Platz jener Begegnung eine Stunde von ihrer Stadt bei derjeni-

gen Quelle zu suchen sei, welche sie „das weiße Wasser" nennen.

Wiederum zeigte mir ein alter der Vogelstellerei ergebener Bergmann auch im schönen Okerthale, nicht weit oberhalb jenes hübschen allgemein bekannten Wasserfalls (bei der sogenannten Romker Brücke) abermals einen anderen „Heinrichswinkel", und versicherte, daß es eben dort gewesen sei, wo die deutschen Reichsdeputirten mit Krone, Scepter, Kaisermantel, Reichsschwert und güldenem Apfel zum Herzog Heinrich gekommen seien. „Heinrich" — sagte mir mein guter Freund, indem er den ganzen Hergang in seiner Weise erzählte — „Heinrich habe den Fürsten und Herren, da sie ihn in seinem Geschäfte gestört, von Weitem zugewinkt, daß sie noch einen Augenblick warten möchten, bis er die Finken erst „eingeruckt" hätte. Als er sie eingeruckt hatte, nun da haben ihm die Herren denn den ganzen Kram gegeben, und er ist mit ihnen nach Wetzlar (sic!) zur Krönung gezogen."

Auch noch ein anderer Harzer Vogelsteller, bei Königshof im Bodethale, führte mich späterhin zu einer alten Heinrichsburg und zeigte mir daselbst auf einem Hügel die Ueberreste, Erdwälle und Rasendämme eines weitläuftigen Vogelheerdes, von dem er mir beweisen wollte, das sei der Vogelheerd König Heinrichs gewesen, wie dies denn auch allgemein in seiner Gegend unter den Leuten bekannt genug sei.

Endlich finden sich auch noch beim sogenannten „Königs-

kruge“ am Rande des Brockenfeldes die Spuren eines alten von König Heinrich erbauten Schlosses und dabei abermals die Ueberlieferung seines Vogelheerdes.

Kurz und mit einem Worte, der ganze Harz ist gleichsam mit der Heinrichs-Tradition durchwebt und durchspickt und wenn man die Vogelsteller des Landes davon reden hört, so scheint es fast, als betrachteten sie den „Herrn Heinrich“ als den Patron ihrer Kunst.

Da diese Tradition ein historisch ziemlich gut beglaubigtes Factum enthält, das ins zehnte Jahrhundert hinaufweist, so läßt sie uns einen Blick in sehr entlegene Zeiten thun, und macht es uns gewiß, daß wir uns bei einer Schilderung des Vogelfangens im Harze nicht blos mit den Einfällen und Erfindungen der jetzigen obscuren Bewohner der kleinen Winkelorte des Gebirges beschäftigen, sondern vielmehr mit einer weit durch die National- und Sittengeschichte und durch Jahrhunderte sich hinziehenden deutschen Volksbelustigung, oder mit einer seit unvordenklichen Zeiten bei unseren Landsleuten einheimischen Lieblingskunst, und daß daher auch Alles, was mit dieser Kunst zusammenhängt (die verschiedenen Arten und Verrichtungen des Fangs, die vielen dabei angeführten Ausdrücke und Gewohnheiten), wahrscheinlich uralt und durch ein ehrwürdiges Herkommen festgestellt ist.

Leider fehlt es uns zwar nach jenem weit hinauf leuchtenden Berichte vom kaiserlichen Finkler ganz und gar an anderen Angaben und Anhaltepunkten, um etwas

wie eine Geschichte der Vogelstellerei zusammenzubringen. Die alten Annalisten haben sich mit dergleichen Dingen leider zu wenig befaßt, und alle solche nationale Beschäftigungen haben ganz in der Stille und im Verborgenen unter den Leuten sich fortgeerbt, ohne einen Darsteller oder Berichterstatter zu finden.

Es bleibt uns daher nichts übrig, als sogleich nach Erwähnung jenes mittelalterlichen hohen Patrons der Harzer Vogelsteller mit Ueberhüpfung eines Jahrtausends uns unmittelbar der Betrachtung des Vogelfanges, wie er noch heutigen Tages im Gebirge betrieben wird, hinzugeben.

Daß dieses in so mancher Hinsicht merkwürdige und so vielfach interessante Gewerbe am Harz schon seit der alten Sachsen Zeiten so eifrig betrieben wurde, mag sich, wie auch so vieles Andere, aus der isolirten Lage der Gebirgsinsel erklären, und aus dem Umstande, daß sie mit ihren Höhen und Wäldern so weit in die deutsche Ebene hinausgreift.

Die Vögel, wenn sie im Herbste aus Skandinavien und den andern Ländern des Nordens dem Süden sich zuwenden, finden auf ihrer Wanderung unseren Harz wie eine große Berg- und Wald-Oase in der Fläche, wie einen natürlichen Stationsplatz zum Ausruhen. Sie flüchten sich daher gern in seine Gehölze und lassen darin eine Zeitlang ihren Gesang erschallen.

Ebenso verlassen sie im Frühling, wenn sie aus den Südländern zurückkehren, diesen nördlichsten Ausläufer

unserer mitteldeutschen Hochlande später als in anderen Gegenden, und weilen noch eine Zeitlang in ihm, bevor sie sich zum Uebersetzen zu den weit entlegenen Gebirgen und Wäldern des Nordens entschließen.

Jedenfalls gilt dies von den kleinen Wald- und Singvögeln. Die schwerfälligen und größeren Wasservögel, die Enten, Gänse und andere, die in der Ebene weit mehr Seen, Sümpfe und Flüsse finden, vermeiden freilich das Gebirge eher und sammeln sich mehr in den Niederungen an. Daher auch bei der ganzen Angelegenheit des Harzer Vogelfangs nur von jenen die Rede ist. Viele von ihnen, welche in unserm Vaterlande nicht blos durchziehen, werden sich auch aus ähnlichen Gründen in solchen inselartigen Waldgebirgen, wie es der Harz ist, vorzugsweise gern heimisch machen und sich daselbst ansiedeln.

Das Nachbargebirge des Thüringer Waldes ist auch ein großer Streich- und Uebergangsplatz für die wandernden Vögel und ein schöner Wohnort für die bleibenden, und er rivalisirt daher auch mit dem Harze, mit seinem gleichfalls berühmten Vogelfange und Singvögelhandel. Und allerdings giebt es auch noch andere deutsche Waldgebirge, von denen man dasselbe sagen kann, wie z. B. etliche Lokalitäten der Alpen, namentlich verschiedene Thäler und Vogelwanderplätze in Tyrol. Es wäre interessant genug, wenn wir die verschiedenen Vogelfangsarten und die dabei herrschenden Sitten und Ausdrücke, die in allen jenen Gegenden unseres Vaterlandes

im Schwange sind, in Parallele bringen könnten. Aber dazu fehlt es uns wieder an der nöthigen Kenntniß. Man hat zwar viele interessante Bücher über den Vogelfang geschrieben, doch sind dabei keineswegs immer bestimmte Lokalitäten ins Auge gefaßt und detaillirt geschildert worden, und manche dieser Lokalitäten sind auch in dieser Beziehung noch gar nicht durchforscht. Vergleiche mit entfernten Gegenden sind demnach eben so schwierig, wie, dem oben Gesagten nach, mit entlegenen Zeiten und ich will mich daher hier auf den Harz allein beschränken, und auch dabei nur diejenigen Bemerkungen und Nachrichten vorbringen, die ich selber an Ort und Stelle über den Gegenstand zu machen oder zu sammeln Gelegenheit fand.

Von allen den zahllosen in der Welt üblichen Arten des Vogelfangs, die fast so mannigfaltig sind, wie die Vogelgattungen selbst und wie die Länder, Provinzen und ihre Gewohnheiten, sind bei den Berg- und Waldleuten des Harzes hauptsächlich nur drei einheimisch, nämlich die durch Dohnen, Sprenkel oder Schlingen, dann die durch Leimruthen und endlich die durch Netze.

Da man aus den Dohnen und Schlingen die Vögel nur leblos erhält und mit ihnen blos solche fängt, die in die Küche wandern sollen, da wir hier aber hauptsächlich nur von den Waldsängern, auf die es unsere Harzer Liebhaber am meisten abgesehen haben, handeln, so will ich den mehr auf das Materielle abzweckenden

Dohnenfang ganz übergehen. Der Harzer ist ein Freund und Bewunderer des Gesanges der Vögel. Er will daher fast immer nur etwas Lebendiges fangen, und dazu dienen ihm vor Allem die Netze und die Leimruthen am besten. Namentlich die letzteren, die ich nun auch zunächst schildern will.

Diese Leimruthen, von denen so viele Harzreisende gehört, und die so wenige genauer besehen haben, sind etwa einen Fuß lange Stäbchen, meist aus Birkenholz, deren Stärke auf die kleinen Füßchen der Vögel berechnet ist. Jeder Vogelfänger sammelt davon einen großen Vorrath und verwahrt sie bündelweise in einer Art Köcher, wie die Bogenschützen ihre Pfeile. Mit ihnen gedenkt er die natürlichen Büsche und Bäume, oder die künstlichen Holzconstructionen, die er den Vögeln zum Niedersitzen darbieten will, zu bespicken.

Die Leimruthen oder, wie die Harzer selbst sie nennen, „die Rittels" sind leicht angefertigt. Schwieriger aber ist die Bereitnng des dazu nöthigen Leimes. Im Harze wird derselbe aus Leinöl bereitet, das sie so lange und stark einkochen, bis es eine klebrige dickflüssige Masse bildet. In den verschiedenen Orten haben sie bei seiner Zurichtung verschiedene Methoden. Berühmt ist der Leim der Andreasberger Vogelfänger. Diese thun viel Harz oder Kolophonium dazu, und ihr Product wird daher außerordentlich dickflüssig. Es ist so consistent, daß sie es nicht auf die Leimruthen aufschmieren, sondern aufspinnen. Sie ziehen dünne Fäden aus der

dicken Masse, und lassen diese sich um die Ruthen herumwinden.

Auch schaben sie hinterdrein nach gemachtem Gebrauche den Leim mit einer Drathschnur wieder von den Ruthen ab, und gebrauchen ihn dann zu wiederholten Malen. Ein richtig gekochter Andreasberger Vogelleim behält seine dickflüssige und klebrige Qualität, ohne einzutrocknen, wohl Jahrelang. An andern Orten lieben sie dünnflüssigere Substanzen, tauchen die Stäbchen hinein oder beschmieren sie damit. Jeder Vogelsteller versteht es, sich seinen Leim selber zu kochen und fast jeder kennt dabei einige Vortheile oder Geheimnisse, und man hört sie wohl von einander sagen, dieser oder jener ihrer Nachbarn habe einen ganz wunderbaren Leim, dem kein Vogel entgehen könne. „Wie der's mache", sprechen sie bedeutungsvoll, „das wüßten sie nicht." In alten Zeiten ging es wohl nicht ganz mit rechten Dingen dabei zu, und im Mittelalter hat gewiß auch Zauberei ihre Rolle beim Leimkochen gespielt.

Nächst den Rittels und dem Leime ist eins der Haupterfordernisse oder Instrumente des Vogelfängers die sogenannte „Klette". Dies ist ein langer Stab, an dem oben zwei kleine Nebenstäbe der Art befestigt sind, daß sie auseinander gespreizt mit jenem eine dreizackige Gabel bilden. Durch die Zinken oder Arme dieser Gabel sind Löcher gebohrt, in welche die Leimruthen gesteckt werden. Die Klette oder Gabel dient vorzugsweise zum Fange derjenigen Vögel, die es wie, z. B.

die Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Zeisige rc., lieben, sich auf hohen Bäumen niederzulassen. Sie wird im Walde außer mit den Leimruthen, auch noch mit Tannenzweigen geschmückt, so daß sie einem Baumgipfel ähnlich sieht, und man befestigt sie dann der Art im Gebüsch, daß sie hoch über das übrige Laubwerk hervorragt, und von den Vögeln von weitem als Ruhepunkt erspäht werden kann.

Manche Vögel, namentlich die Finken, Hänflinge, Stieglitze, Goldammern rc. setzen sich statt in den Gipfeln der Bäume, lieber auf niedrige Gewächse. Für diese, die sie wohl „Buschvögel" nennen, wird dann statt der Klette in der freien Natur ein einzeln stehender oder auch sonst passend gelegener Busch zubereitet. Sie wählen dazu Büsche von etwa sechs bis acht Fuß Höhe, die recht dicht, und deren Gezweige nicht zu sehr auseinander gespreitzt sind, sondern mehr eine compacte Kugelform darbieten. Finden sie keine solche, so helfen sie mit der Scheere nach und geben einem zweckmäßig gelegenen Busch die gewünschte abgerundete Gestalt, indem sie ihn durch Abschneidung der hervorragenden Zweige rund machen. Solche Nebenzweige würden zu Dem, was die Vogelsteller „Fehlsitzen" nennen, Gelegenheit geben, d. h. die Vögel würden sich auf ihnen und nicht, wie sie sollen, auf den Leimruthen niederlassen. Mit diesen wird nämlich nun der ganze Busch rund umher bespickt, indem man sie den Enden seiner Zweige derart einfügt, daß überall an dem rundlich glatten Busche Leimruthen her-

vorragen und sich dem Vogel nur diese zum Niedersitzen darbieten.

Aeußerst nöthig und fast das Wichtigste von Allem, was zu der vollständigen Ausrüstung eines Vogelfängers gehört, sind nun ferner die Lockvögel, die ihm beistehen sollen, mit ihrem verführerischen Gesange die wilden Thierchen zu den Fangvorrichtungen herbeizuziehen. Da jeder Vogel nur dem Rufe eines Sängers seiner eigenen Gattung folgt, so muß ein Vogelfänger daher Lockvögel von allen Arten besitzen, Finken für die Finken, Dompfaffen für die Dompfaffen u. s. f. Manche Liebhaber erziehen und ernähren in ihren Wohnungen wohl zwölf und mehr Gattungen von Lockvögeln. Streichen nun gerade die Finken oder doch diese vorzugsweise, so nimmt er einen Lockvogel aus ihrer Familie mit in den Wald. Ist die Zeit der Dompfaffen, oder hat er es gerade auf solche abgesehen, so muß es ein Dompfaffen-Locker sein.

Die richtige Erziehung und Haltung dieser Lockvögel ist natürlich eine Hauptangelegenheit. Sie haben für dieselbe meistens feste eiserne Käfige, die bei dem unvermeidlichen Hin- und Herschleppen im Walde nicht leicht zerbrechen. Auch pflegen sie sie, so lange sie nicht gebraucht werden, oder doch einige Zeit vor dem angehenden Vogelfange, in völliger Dunkelheit, in Schränken oder unter Decken zu halten. Die Thiere schweigen dann in der erkünstelten Nacht, die sie umgiebt, schlagen und locken aber hinterdrein, wenn man sie in den lichten

Wald hinaus bringt, und den Tag für sie anbrechen läßt, um so eifriger.

Endlich auch muß ich noch die Vogelkiepe oder „Fugelkiep“ erwähnen, die ebenfalls dem Vogelsteller unentbehrlich ist, und die ja auch auf unsern Schaubühnen bei dem Vogelsteller in Mozarts Zauberflöte nie vergessen wird. Es werden darin die Lockvögel, der Leimtopf, die Leimruthen, der Proviant und einige andere Erfordernisse transportirt, und meistens befindet sich bei ihnen auch unten eine Abtheilung mit Gitterwerk zur Bergung der eingefangenen Vögel.

Mit allen den genannten Gegenständen versehen und bepackt, mit seiner „Fugelkiep“ auf dem Rücken, mit seiner „Klette“ als Stab in der Rechten, und dazu auch noch mit einer brennenden Laterne in der Linken zieht nun der Harzer Papageno ins Gebirge hinaus. Die brennende Laterne ist ihm nöthig, weil der beste Fang am frühen Morgen ist, und weil auch die Zeit des Hauptvogelfangs in den Spätherbst oder Frühlings-Anfang fällt, wo die Nächte lang sind. Die Landvögel, wie sie sie nennen, fangen zwar schon nach dem Bettage im Anfange September an zu streichen. Aber um Michaelis herum ist die lebhafteste Periode. Ja mitunter geht der Fang bis gegen Weihnachten hin. Dann freilich sind auch die letztern gegen Mittag oder wie die Harzer sagen, ins „Sommerland“ abgezogen.

Im Frühling erscheinen sie wieder, sobald der Schnee schmilzt, im April, auch wohl schon im März. Jedoch

geht ihre Wanderung mit zeitweiligen Unterbrechungen vor sich. Mitunter steht sie wohl ganz still, und kommt dann auf einmal wieder in Gang, worauf natürlich das Wetter von größtem Einfluß ist. Oft, während einer Schönwetterperiode, flattern sie Tage lang in großen Schaaren über die Berge. Dann aber, wenn die Witterung umschlägt, kommen sie auch wohl wieder und gehen abermals „ins Sommerland“ zurück.

Meistens wandern die Vogelfänger schon am Abend zuvor hinaus und kampiren dann im Walde. Namentlich thun sie dies, um sich rechtzeitig den Besitz einer guten „Stellung“, d. h. eines vortheilhaft gelegenen Fangplatzes zu sichern.

Denn die Vögel haben ihre Lieblingslokalitäten und ihre Hauptpassageplätze in den Gebirgen, Stellen, bei denen sie in Folge der Gestaltung des Terrains und der Waldcontouren am häufigsten vorübergeführt werden, oder wo dieselben, wie der Kunstausdruck lautet, „einen guten Anflug haben“. Im Herbst, wenn die Wandervögel aus Skandinavien eintreffen, sind die besten „Stellungen“ mehr an der Nordseite der Bergwände. Im Frühling, wo sie aus dem „Sommerlande“ zurückkehren, mehr an den südlichen Abhängen. Wären die guten Stellungen von alten Zeiten her dieselben geblieben, so würden sich wohl allmählig bestimmte feste Berechtigungen der in der Nachbarschaft wohnenden Vogelfänger und Dörfer an ihnen ausgebildet haben. Allein sie wechseln sehr häufig, theils weil die Vögel selbst zu-

weilen andere Gewohnheiten annehmen, und bald mehr diesen bald mehr jenen Strich verfolgen, theils weil auch die Contouren des Waldes sich beständig ändern, hier durch Niederhauen eine Blößung, ein sogenannter „Hai“ entsteht, dort durch Anpflanzung sich eine Blößung mit Wald bedeckt, so daß dann eine Stellung, die früher sehr gut war, nach einiger Zeit nichts mehr taugt. Die Vogelsteller, welche sowohl die Gewohnheiten der Vögel studiren, als auch die Veränderungen des Terrains beobachten, sind daher stets darauf aus, neue gute Stellungen, wie sie sagen, „herauszupunktiren“. Und da nun dabei der Satz gilt, daß wer zuerst kommt, beatus possessor sei, so ist das nächste, was sie im Walde vornehmen, die Aufpflanzung ihrer Klette auf dem von ihnen gewählten Flecke, bei dem sie auch alsbald ein Feuer auflodern lassen. Nichts destoweniger entspinnen sich dann und wann Streitigkeiten und Kämpfe unter den Vogelfängern, wenn es gilt, den occupirten Platz zu behaupten, oder wenn sich einer ihrer Concurrenten in zu großer Nähe bei ihnen ansiedelt, was sie natürlich nicht leiden wollen, da sie einen gewissen freien Rayon um den gewählten Fangplatz herum als von rechtswegen dazu gehörig betrachten.

Gewöhnlich nimmt aber die Sache ihren friedlichen Verlauf, und in einem Thale, wo eine große Vogelpassage ist, gewähren dann oft die zahlreichen aus den Wäldern aufleuchtenden Feuer der Vogelfänger, das eine auf diesem, das andere auf jenem Bergvorsprunge einen

recht muntern Anblick. Sie rufen sich auch untereinander von Feuer zu Feuer fröhlich zu, und jauchzen und jodeln über das Thal hinweg.

In der Nacht vor dem Fange giebt es nun nicht viel Ruhe. Vielmehr sind allerlei Geschäfte und Vorbereitungen für den frühen Morgen zu treffen. Und jeder Vogelsteller hat dabei als Gehülfen einen kleinen Burschen, seinen Sohn oder ein Nachbarskind. Ist es sehr kalt, so muß der Topf ans Feuer gesetzt werden, damit der Leim nicht hart werde. Im Leimtopf steckt ein „Störl" (oder Quirl), um die Masse zu verarbeiten und in gleichmäßiger Flüssigkeit zu erhalten. Derselbe dient auch dazu, um die Ruthen zu verleimen, oder wie der Kunstausdruck lautet, „aufzuziehen". — Hat der Leim die richtigen Qualitäten, so nimmt man nur wenig, denn trägt man ihn zu dick auf, so beschmieren sich die Vögel die Federn und Flügel gar zu sehr, und kommen dabei oft zu Tode. Bei großer Morgenkälte friert auch wohl der Leim auf der Ruthe, bekommt eine Kruste und wird trocken. Tritt am Tage dagegen große Hitze ein, so tröpfelt er wieder ab und die Ruthen müssen dazu in beiden Fällen „umgezogen", d. h. noch einmal verleimt werden.

Hat man es auf Buschvögel abgesehen, so werden die passend d. h. etwas isolirt liegenden Büsche in der oben beschriebenen Weise beschnitten und rund umher mit Leimruthen bespickt.

Für die in hohen Baumgipfeln anfliegenden Vögel

wird die „Klette“ oder „Gabel“ bereitet. Der helfende Bursche schneidet „Hecke“ und „Loden“, d. h. junge Tannenzweige, und schmückt damit die Klette zu einer Baumkrone heraus, und auch sie wird in der Weise, wie ich es oben angab, mit Leimruthen besetzt. Dann fällt man eine dreißig Fuß lange Fichte im Walde, um die künstliche Baumkrone daran zu befestigen und hoch aufzurichten. Kürzere Stangen werden für die Lockvögel geschnitten, und unter dem Leimruthen-Apparate schräg in den Boden gesteckt, so daß die eisernen Bauer der Lockvögel frei von ihnen herabhängen können. Diese Vorrichtung halten sie immer etwas zur Seite und versteckt im Busche, weil die Lockvögel so am eifrigsten locken und pfeifen. Doch haben sie auch wohl noch daneben unter dem Baume einen anderen Vogel, einen sogenannten „Läufer“, der sich an einem Faden gebunden auf dem freien Platze bewegt, und dazu dient, die wilden Vögel auch durch das Auge an den rechten Fleck zu ziehen. Zuweilen ist dieser andere Vogel fürs Auge auch bloß ein ausgestopftes Thier, das dann ebenfalls von Leimruthen umgeben wird.

Ist gegen die Zeit, wo die Sonne bald aufgehen will, Alles vorbereitet, so ziehen sich die Vogelsteller für den Rest der Nacht zum Lager und Feuer zurück, welches sich stets in einiger Entfernung von der eigentlichen Fangstelle befindet, weil es zugleich auch ihr Spähplatz ist, von dem aus sie die Nachbarn beobachten. Da verzehren sie nun ihr Morgenbrod, und die Nachbarn

besuchen sich dann, und tauschen ihre Rathschläge und ihre Ansichten über das Wetter, über die zu hoffende Auflösung des dicken Nebels, der noch im Thale liegt, und dergleichen aus. Indeß findet dabei nun kein Jauchzen, kein Jodeln und kein Zurufen mehr statt, wie am Abend zuvor. Denn es muß jetzt im Walde ganz ruhig werden, da die Vögel bald das Reich allein haben sollen. Wenn ein Besucher nicht recht weiß, wo seine Freunde stecken, so pfeift er nur ganz leise nach Art der Vögel hier und da in die Gebüsche hinein, damit der schon wache Lockvogel aufmerksam werde. Dieser vernimmt es aus der größten Ferne, antwortet sogleich und dient so als Wegweiser.

Wenn endlich der Tag anfängt zu grauen, so sind alle wieder an ihren „Stellungen“ und voll Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Noch ist der Wald ganz stille. Alle Vögelchen schlummern noch auf ihren Rastplätzchen, bis am Ende bei hervortretender Sonne einer nach dem andern sich den Schlaf aus den Federn schüttelt und seine ersten zirpenden Töne von sich giebt. Allmählig hört man sie in den entlegeneren Partieen des Waldes sich lauter und lauter begrüßen, eine Gattung nach der andern. Denn jede hat ihre gesetzte Stunde und am Ende gruppiren sie sich zu kleinen Trupps, die nun ihre Wanderung fortsetzen, oder in den Bäumen flatternd hin und wieder hüpfen und durch die Büsche schlüpfen. Die Vogelsteller belauschen diese Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie haben ein so feines

und geübtes Gehör, daß sie aus der größten Entfernung und hoch aus der Luft deutlich wahrnehmen, ob etwas zu ihrer Stellung hin im Anzuge sei, und auch was es sei, ob eine Schaar Kreuzschnäbel oder Finken oder Dompfaffen.

Sie kennen nicht nur alle Vogelstimmen, sondern wissen diese auch sehr gut nachzuahmen. Zuweilen, wenn ihr Lockvogel oder wie sie kurz sagen, ihre „Locke" sich etwas lau zeigt, pfeifen sie von ihrem Verstecke aus dazwischen, um ihn zu encouragiren. Meistens aber besitzt die „Locke" ein noch feineres Ohr als der Mensch und hat die nahenden Freunde längst gespürt, wenn dieser noch nichts gewahrte. Der Vogelsteller beobachtet daher auch vor allen Dingen aufmerksam seinen Lockvogel und die Art seines Benehmens, und nimmt aus seinem mehr oder weniger animirten und „forcirten" Gesange ab, daß irgend etwas nahe, was ihm selbst noch nicht offenbar wurde. Wer neben dem besten Leim eine energische „Locke" besitzt, der hat den besten Fang. Ein ausgezeichneter Lockvogel ist unermüdlich. Er schreit und hört nicht auf, bis er die wilden Vögel seiner Gattung richtig herbeigeführt hat. Diese sitzen oft eine englische Meile weit weg, auf den Felsen der entgegengesetzten Seite des breiten Thales. Aber schon aus so großer Entfernung vernehmen sie den Ruf ihres gefährlichen Freundes oder Verführers und antworten von jenseits mit kaum noch vernehmbaren Tönen. Beide, die Locke und die wilden Vögel, wetteifern mit einander in ihrem

wechselseitigen Zurufe. Die Gelockten kommen von Fels zu Fels, von Baum zu Baum näher und näher. Die Locke läßt nicht nach, antwortet lauter und in immer dringlicheren Tempos. Ihre Brüder müssen über das Thal hinüber, und werden unwiderstehlich, als wären sie bezaubert, ihrem Schicksale entgegengelockt.

Sie kommen in einem mehr oder weniger zahlreichen Häuflein heran. Sind es, was die Vogelsteller nennen „frische" Vögel, d. h. solche, die noch nie die Hinterlist der Menschen kennen lernten, so ist das Spiel nicht schwierig. Sie „fallen leicht auf", machen sich unbefangen und dreist über die mit Leimruthen bespickten Gebüsche her und sitzen alsbald fest. Sie werden abgepflückt und wandern schnell ins Gefängniß in die „Fuglkiep."

Haben die Vögel sich schon anderswo einmal von Leimruthen losgerissen, oder waren sie bei solchen Scenen auch nur gegenwärtig, wo einige ihrer Gesellen in die Falle geriethen, so sind sie trotz der anziehenden Locke und trotz ihrer Neugier etwas scheu. „Die kennen den Leim", sagt der Vogelsteller von ihnen, und dann kostet der Fang vermehrte Anstrengungen. Vielleicht nur einer oder zwei der Unvorsichtigeren sind angeflogen, während der übrige Haufe ängstlich auf die Seite wich. Dann setzen aber der Lockvogel und sein Herr Alles in Bewegung. Jener ruft von Neuem aus vollen Kräften. Dieser pfeift wieder dazwischen, und „hetzt die Locke" auf alle Weise an, wie ein Jäger seinen Hund. Der

Schwarm kehrt noch einmal zurück. Es fallen wieder einige Unvorsichtige oder Eifrige, als wären sie von Sirenen-Gesang angezogen, auf die Leimruthen. Glaubt endlich der Vogelsteller, daß es genug sei, oder bemerkt er, daß er den Schwarm zur abermaligen Rückkehr nicht bewegen könne, so tritt er hervor und macht sich an die Einheimsung seiner Ernte, „pflückt" die zappelnden armen Thierchen, die, wenn der Leim ausgezeichnet war, oft nur mit ihren Flügeln oder Schwanzfedern an den Ruthen kleben, vorsichtig ab, giebt ihnen Gesellschaft in seiner Kiepe, zieht die Stäbchen von Neuem auf und bringt Alles wieder in Ordnung. Auf diese Weise „arbeitet" er dann den ganzen schönen Herbstmorgen fort, bis die Sonne zu heiß wird und Thiere und Menschen Siesta halten und sich zurückziehen.

Der eben geschilderte Fang der Vögel auf den mit Leimruthen bespickten Kletten und Büschen oder, wie sie es auch wohl nennen, „das Buschstellen" wird seiner geringen Umständlichkeit wegen am meisten betrieben. Doch ist im Harze, wie ich sagte, auch der Fang mit Netzen auf dem sogenannten „Heerde" nicht ungewöhnlich. Es ist ebenfalls wahrscheinlich ein uralter Betrieb. Niemand weiß davon, daß er je eingeführt, umgeändert, verbessert oder reformirt worden wäre. Dieser Heerdfang hat wieder seine eigenthümlichen Reize. Es wird dazu in einem höchstens dreißigjährigen Fichtengehölze eine etwas erhabene Fläche oder Bergterrasse etwa zwanzig Fuß im Quadrat von allen Bäumen entblößt und

planirt. Auf beiden Seiten wird dieselbe mit Rasen und mit einer langen niedrigen Laube von in den Boden gesteckten und umgebogenen Fichtenzweigen eingefaßt. Unter dieser langen Laube werden die Lockvögel in ihren Bauern placirt. Auch wird sie rund umher mit Vogel-, Hollunder- und Wachholder-Beeren behangen und so auf alle Weise für verschiedene Sorten von Vögeln sehr verführerisch ausgestattet. Desgleichen wird der geputzte und seines Grases beraubte Raum in der Mitte mit Körnern, Rüb-, Mohn- und Hanfsamen bestreut. Auch spaziert dort an einer Schnur befestigt wieder ein sogenannter „Läufer" umher, wie gesagt, ein zahmer Vogel, der ebenfalls als Locke dient, indem er den wilden zeigt, wie gut das Futter schmeckt.

Damit die wilden Vögel diese ganze mitten im Walde für sie bereitete Tafel um so besser von weitem entdecken mögen, hat man auch die Umgegend des Heerdes für sie bequem gemacht. Man hat dort nämlich sogenannte „Gaffeln" an den Bäumen befestigt. Es sind dies trockene kleine Fichten, die ihrer Nadeln sowie auch ihrer kleineren Aeste beraubt wurden. Sie werden der Art an die lebendigen Bäume angenagelt, daß sie dieselben und das ganze Gebüsch überragen und den heranziehenden gefiederten Trupps als Anflugsstellen dienen. Ohne diese Gaffeln, deren mehrere rings umher vertheilt sind, würden sie beim Nachlassen ins Dickicht gehen und vielleicht nichts vom Heerde gewahren, den sie nun dagegen von jenen künstlichen Wachtthürmen aus deutlich erspähen.

Sie beschauen sich die Sache eine Zeitlang, können gewöhnlich den vereinten Einladungen der Lockvögel, der Läufer und der mit Beeren geschmückten Lauben nicht widerstehen, und lassen sich wohl schnell dutzendweise auf dem Heerde nieder.

Ebenso schnell aber ist auch ihr Verderber, der Vogelsteller bei der Hand, sie ihrer Freiheit zu berauben. Alle Vorgänge auf seinem „Heerde" belauschend, dem Benehmen seiner Lockvögel und Läufer, dem Anfliegen der wilden Vögel auf ihre Gaffeln, und ihren Besuchen auf dem Futterplatze mit der größten Aufmerksamkeit folgend, kauert er in dem nahen „Heerdhause", einer niedrigen, möglichst unscheinbaren Hütte, die er mit Tannenzweigen bedeckte. Dieselbe hat, obgleich sie von außen fast selbst nur wie Gebüsch aussieht, zwei Thüren, eine hinten und eine vorne nach dem Heerde zu, inwendig einen steinernen Feuerplatz, und rund herum Bänke, wie die Köhlerhütten, zur Nachtruhe. In den Wänden sind Löcher zum Ausspähen nach allen Weltgegenden und nach vorne das sogenannte „Zugloch", durch welches die Zugleine, die mit dem Netze in Verbindung steht, passirt. Diese Netze bestehen aus zwei Flügeln, die anfänglich aus einander geschlagen daliegen, vermittelst der Zugleine aber auf einen Ruck schnell über den Heerd zusammen geklappt, oder wie der Kunstausdruck lautet „eingeruckt" werden können.

Der Vogelsteller steht nun während des letzten Actes seiner Operationen, die Zugleinen in der Hand, in größter

Spannung vor dem sogenannten „Bolzloche". Dies „Bolzloch" — (der Name ist von einem alten Worte „bolzen" oder „polzen", gleich: „lugen" abgeleitet) — schaut nach dem Heerde hinaus und ist nicht größer als es für die zwei Luchsaugen des Vogelstellers nöthig ist. Dieser bewegt sich in seiner Hütte nur sehr langsam, vorsichtig und leise, wo möglich bloß auf Socken, hat auch dafür gesorgt, daß rings um ihn her Alles — die Bretter, die Bänke ꝛc. recht niet- und nagelfest sei, damit es kein Geräusch, kein Knarren und Klappern gäbe, was die Vögel verscheuchen könnte.

Ist sein fangbegieriger Geist befriedigt, d. h. sieht er, daß sich eine erkleckliche Anzahl von Vögeln aller Art, vielleicht ein paar Dutzend oder mehr auf dem Heerde ergötzen, die Beeren benaschen, die Körner aufsammeln, unter einander schwatzen und pfeifen, sich auch streiten und die Brosämlein wegschnappen — oder bemerkt er gar, daß einige, die sich gesättigt haben, schon wieder Miene zum Wegfliegen machen, so ist es Zeit, er zieht rasch zu, „ruckt" (wie es nach dem, was ich oben sagte, Kaiser Heinrich that, als die Reichstags-Deputirten zu ihm kamen) die ganze kleine zankende Gesellschaft „ein" und macht sich dann hinaus, die vergebens sich Sperrenden in seinen Käfigen zu sichern.

Unter allen den kleinen Vögeln, welche die Harzer Berg- und Waldleute auf die geschilderten Arten und

Weisen fangen, ist ihnen der wichtigste und interessanteste der Finke und namentlich der Buchfinke, wie dem Fischer unter den Wasserthieren die Forelle und den Forstleuten unter den Bäumen die Fichte als die Hauptsache erscheint.

Der Finke ist der erste Vogel, der im Frühling die Wiederkehr der guten Jahreszeit verkündet. Sein Gesang klingt so munter, belebend und frisch. Wenn man ihn vernimmt, ist es, als ob ein Sonnenstrahl durch den Wald führe. Auch ist der Vogel selbst so flink und behende, schließt sich dem Menschen gern an, und läßt sich leicht erziehen und unterhalten.

Dabei ist er vor allen andern Bewohnern des Waldes von einem eigenthümlichen Geiste beseelt, im Gesange voll Wetteifer und Eifersucht, wie die Englischen Vollblut-Rennpferde, muthig und sogar gegen den Menschen (wenn er ihm Unrecht thut) auffässig und rechthaberisch. Die Keckheit dieses winzigen Wesens ist oft bewundernswürdig. Ein Finke, der sich von einer unserer Leimruthen losgerissen und befreit hatte, setzte sich auf den Zweig eines benachbarten Baumes und ließ dort aus voller Kehle ein lebhaftes Geschrei erschallen, indem er mit den Flügeln sich spreitzte und um sich schlug. „Sehen Sie, wie das Thierchen jubelt", sagte ich zu meinem Gefährten, dem Vogelfänger", und wie es seiner wiedererlangten Freiheit sich freut." — „Da irren Sie sich", erwiederte dieser, der die Finken besser kannte als ich, „der kleine Mann freut sich nicht. Er ist

vielmehr außer sich vor Bosheit und Zorn. Er schilt auf uns und ist erbittert über unsere Hinterlist, und alle diese rachsüchtigen und klugen Finken benehmen sich eben so in einer ähnlichen Situation." In der Gefangenschaft, an die sie sich trotz ihres Sträubens leicht gewöhnen, stellen sie zuweilen freiwillige Wettgesänge unter einander an. Und es ereignet sich dabei nicht selten, daß der Besiegte hinterdrein für lange aus Unmuth verstummt.

Diese und andere merkwürdige Eigenschaften mögen es bewirkt haben, daß der Finke den Vogelstellern, sowohl im Harze als auch im Thüringer Walde und anderswo in Deutschland, gleichsam als der König der Waldsänger gilt. Sie beschäftigen sich am meisten mit ihm. Sie haben den Finken am fleißigsten studirt. Die Mehrzahl ihrer Vorrichtungen und Kunstausdrücke beziehen sich auf ihn, und wenn vom Vogelfang die Rede ist, so denken sie dabei zunächst ausschließlich an den Finkenfang. Daß auch dies von jeher so gewesen, daß bereits in uralten Zeiten der Buchfinke der Lieblingsvogel der deutschen Gebirgsbewohner war, scheint wiederum der Beiname unseres Kaisers Heinrich zu beweisen, den man schon vor fast einem Jahrtausend nicht nur im Allgemeinen den Vogelfänger, sondern in specie den Finkenfänger (den Finkler) nannte.

Die Harzer und auch die Thüringer bringen dem gelehrigen Finken, wenn sie ihn erziehen und schulen, eine Menge der verschiedensten Gesangweisen oder

„Schläge" bei. In manchen Gegenden sind gewisse für den Finken passende Weisen und Melodieen allgemein üblich geworden und haben sich eingebürgert. In einer Gegend diese, in einer andern jene. Viele derselben haben eine herkömmliche Benennung, und einige sind so zusammengesetzt und künstlich, daß, wenn ein Finke sie gut lernt, dann hohe Preise für ihn bezahlt werden.

Interessanter aber als diese Künsteleien sind die Variationen des *natürlichen* Waldgesanges der Finken, und die Beobachtungen, welche die Harzer darüber gemacht haben. Sie beweisen, daß es auch schon im Walde sehr bevorzugte und in hohem Grade entwickelte Talente und eben so ganz schlecht begabte und von der Natur vernachlässigte Geschöpfe giebt. Da nicht nur hier und da einzelne Individuen sich hervorthun, sondern zuweilen auch ganze Striche, Thäler, Provinzen, durch den vortrefflichen Gesang und den ausgezeichnet muntern Geist der in ihnen einheimischen Finken bei den Liebhabern berühmt geworden sind, so ersieht man daraus ferner, daß es, wie bei den Menschen so auch bei den Thieren, auf der einen Seite Böotier-Geschlechter und auf der andern von Haus aus mit Witz und Geist ausgestattete Athenienser giebt.

Die Harzer sowohl als die Thüringer haben die Finken nach der Güte ihres Waldgesanges klassifizirt und für die verschiedenen unter ihnen üblichen Gesangsweisen oder „Schläge" verschiedene Bezeichnungen erfunden, welche dem ungeübten Ohre zwar anfänglich

sehr sonderbar klingen, die aber doch seit alten Zeiten unter ihnen herkömmlich sind und die dem Kenner ganz etwas Bestimmtes und Charakteristisches bedeuten. Von solchen in Thüringen üblichen Ausdrücken liest man wohl Manches bei unsern Naturforschern Bechstein und Naumann. Die von den Harzern erfundenen habe ich noch nirgends verzeichnet gesehen und ich mag daher hier, was ich darüber bemerkte und sammelte, vortragen.

Zuerst theilen sie ganz im Allgemeinen die Finken in gute und schlechte, welche letzte sie „Latscher" nennen.

Von den guten giebt es etwa vier oder fünf Klassen. Den Schlag der besten nennen sie „Klein-Weida-Grob". Ihm folgt der „Klein-Weida", darauf der „Grobe Weida", und der „Reiterfaxier" auch „Roll-Weida" genannt. „Weida" ist nur ein in Menschenlaute gefaßter Vogelton, den sie in dem Gesange der Finken oft heraus hören. Mit dem Beisatze „Grob" bezeichnen sie eine tiefe oder baßartige, sowie mit dem Attribut „Klein" eine feine hohe oder sopranartige Stimme des Finkenschlags. Beide Adjective zusammen („Klein-Weida-Grob") deuten auf eine Art Baryton oder Tenor in der kleinen Kehle des Vogels hin. Von dem „Reiterfaxier" hört man sie am meisten sprechen, vermuthlich weil die damit bezeichnete Tonart am häufigsten vorkommt. Es scheint bei ihm hauptsächlich auf den Schluß der Melodie anzukommen, und diesen — den Schluß — verdirbt eben der Latscher gewöhnlich. Ein Vogelsteller, den ich einmal aufforderte, mir so genau wie er es

vermöge, einige der genannten Weisen in artikulirte Menschenlaute zu fassen, sagte mir, der richtige Reiterfaxier laute wie: „Zitzizitzizitzi weida reida faxier.“ Die Latscher fingen auch wohl mit „Zitzizitzizitzi weida“ an, endigten dann aber nicht mit „reida faxier“, sondern schwächlich mit: „bing! bing!“

Den Tenor oder „Kleinen Weida-Grob“ nennen sie auch wohl kurzweg den „Kleinengroben“ und den Baß oder „Grobenweida“ auch blos „den Groben“. Ihr geübtes Ohr hört und erkennt im Walde auf der Stelle den Reiterfaxier heraus und unterscheidet von ihm die übrigen Arten. Die bezeichneten Schläger bilden gleichsam die Aristokratie der Finken.

Weit zahlreicher als sie sind die Varietäten des gemeinen Volks oder der sogenannten „Latscher“, welches Wort, däucht mir, Etwas in sich hat, wodurch jeder von selbst versteht, was damit gemeint ist. Die Bezeichnungen für die Lieder dieser Latscher sind unzählbar und sie wechseln auch sehr in den verschiedenen Thälern und Gegenden, während jene vornehmeren Benennungen im ganzen Harz bekannt und dieselben sind.

Da indeß auch die Latscher gewisse bestimmte, obgleich von den Liebhabern nicht geschätzte Phrasen haben, die sie ihr ganzes Leben hindurch wiederholen und die sie auch auf ihre Kindeskinder vererben, so hat man ebenfalls für sie feste Namen ausgeprägt. Eine Gattung nennen sie „den Reiterspazier“, eine andere „den Buschzewier“, eine dritte den „Zierweida“, eine vierte „den

Haioffizier", eine fünfte „den Drizibizzier" u. s. w. Es sind lauter etwas barbarisch klingende Versuche, die Haupttöne des Vogels nachzuahmen und in einem kurzen Worte auszuprägen.

Ein Vogelsteller, der mir eine lange Liste solcher Bezeichnungen der Finkenschläge anfertigte, setzte ans äußerste Ende derselben die folgenden: den „Zwintscher-Weida" und „den Wirrwarr" und sagte mir, hiermit würden die allerschlechtesten Weisen des Finkenschlags bezeichnet.

Für manche Arten haben sie Namen adoptirt, die schon sonst im gemeinen Leben eine Bedeutung hatten. So z. B. giebt es einen „Zwetschenkern", und auch einen Bergsecretair", welches letztere der Titel einer gewissen Bergwerks-Beamtenstelle ist.

Dies Alles, sage ich, mag einen Begriff geben, sowohl von der Mannigfaltigkeit der Anlagen und Werke der Natur, als auch von der Feinheit des Gehörs unserer Vogelsteller, die indeß die Sache noch viel weiter poussirt und cultivirt haben, als ich es hier in der Kürze habe anzeigen können.

Die Harzer Bergleute sind auf den Besitz eines tüchtigen Waldsängers mit starker heller Stimme ungemein erpicht, und die Besprechung des Schlages ihrer Finken bildet ein Hauptthema ihrer unterirdischen Conversationen in den Gruben und Bergwerken.

Sie gehen auf die Belauschung, Entdeckung und Prüfung guter Schläger im Walde eben so aus, wie

in ihren Bergwerken auf Ausspürung der edlen Metalle. Und wenn ein Wanderer irgendwo auf einem Baume einen schönen Finkenschlag vernahm, so benachrichtigt er alsbald einen seiner vogelfangenden Freunde davon und weiß demselben, dessen erste Frage darauf hinzielt, was der Vogel gesungen habe, ob den „Groben" oder den „Kleingroben" oder den „Reiterfaxier" meist genügende Auskunft darüber zu geben, ihm auch, so weit er dies erspäht hat, den Wohnsitz und die Waldecke, wo der Vogel haust, genau zu bezeichnen. Wobei ich für Den, der es nicht weiß, in Parenthese bemerken muß, daß eben so gut wie jeder große Adler, auch jeder kleine Finke sein eigenes Revier im Walde in Besitz nimmt, seine besonderen Standpunkte und Bäume, die er als ihm gehörig betrachtet, und die er gegen Eindringlinge, wie der Adler seinen Horst, vertheidigt. Hat sich der Vogelfänger aus jenen Berichten überzeugt, daß es sich der Mühe lohnen möchte, so rastet er nicht lange, geht am anderen Morgen in der Frühe mit seinen Geräthschaften zu der bezeichneten Stelle, wenn sie auch stundenweit entfernt wäre, und richtet seine Sache gewöhnlich so ein, daß er den bestimmt bezeichneten Vogel, für den ihn sein Freund mit Begierde erfüllte, bald in seinem Käfige hat.

Die Scenen, welche sich beim Fange solcher vereinzelter und ausgesuchter Finken, auf die man eine specielle Jagd macht, darbieten, sind dann besonders interessant und merkwürdig. Denn wenn der Jäger mit seinem

Lockvogel unter dem Baume Posto faßt, den der wilde Finke, wie gesagt, als ihm gehörig betrachtet, so entsteht ein äußerst unterhaltender Wettgesang zwischen beiden. Der zahme Vogel schlägt von unten her aus seinem Käfige und Busche. Der wilde antwortet von oben aus seinem Baume. Anfänglich folgen sich ihre Phrasen und Lieder in langsamen Tempos und mit Intervallen. Es ist als ob sie sich noch gegenseitig Zeit ließen und Einer den Andern belausche. Allmählig werden sie eifersüchtiger und sie antworten sich in rascherem Tempo. Sie wollen sich einander zum Schweigen bringen. Keiner läßt nach und sie überschreien sich wie zwei streitende Hähne. Endlich stürzt sich der wilde Vogel ganz erbittert und leidenschaftlich vom Gipfel auf den vermeintlichen Nebenbuhler und Eindringling mit einer so auffallenden Heftigkeit ins Gras herunter, daß er aufschlägt, wie ein Apfel vom Baume. Sogleich aber ist auch der Arme gefangen. Er ist zwischen die dort aufgestellten Leimruthen gerathen, von denen er sich vergebens zu befreien strebt.

Von den Waldmelodieen oder Gesangsarten der übrigen Singvögel-Gattungen hört man die Leute im Harze seltener sprechen. Doch haben sie auch bei einigen derselben ähnliche Unterschiede bemerkt und ähnliche Klassen gemacht wie bei den Finken. So z. B. bei den sogenannten Kreuzschnäbeln, einem vielgefangenen und sehr beliebten Vogel, der wie die tropischen Papageien, einen gekrümmten Schnabel hat, und den man auch wegen

seiner possierlichen Manieren, sowie wegen seiner grellen Farben wohl den Papagei unserer nördlichen Länder genannt hat. Man schätzt dieses Thierchen, das nicht blos zuweilen in großer Menge auf seinen Wanderungen im Harze erscheint, sondern daselbst auch im Winter bleibt, wohnt und nistet, nicht nur wegen seines gewandten Wesens, seines launigen lebhaften Temperaments, und anschließenden, freundlichen Benehmens, sondern auch wegen seines netten Gesanges.

Auch der Schlag dieser Kreuzschnäbel hat nun ziemlich viele Nuancen, und man hat darnach auch von ihnen mehrere Klassen gemacht. Einige z. B., die häufig etwas wie „Kopp, Kopp!“ wiederholen sollen, nennen sie „Kopper“, andere, deren Hauptton „Quit, Quit!“ lauten soll: „Quitscher“. Wieder andere werden wegen ihres besonders lauten und hellen Gezwitschers „Heller“ genannt. Will man sie fangen, so muß man vor allen Dingen diese ihre Gesangsarten belauschen und sich auch dazu wiederum die rechte „Locke“ verschaffen. „Quitscher-Kreuzschnäbel“ kann man nur mit Lockvögeln fangen, die selbst „Quitscher“ sind, „Kopper“ nur mit „Koppern“. — Besteht die heranziehende Schaar aus lauter „Hellern“, so vermag man bei ihnen mit einem Kopper nichts auszurichten. Sie fliegen ohne ihn zu beachten vorüber. Einem Heller aber laufen sie zu.

Aus einem Vogel, der im Walde schlecht und schwach, ein gewöhnlicher „Latscher“ war, kann auch nachher die beste Kunst und Erziehung nichts Besonderes machen,

wohingegen ein Finke oder ein Kreuzschnabel mit guten Waldmelodieen in der Hand eines sorgsamen Lehrers ausgezeichnet wird. Dabei muß dieser ihn aber vor allen Dingen vor schlechtem Beispiele hüten, wodurch Vögel eben so leicht verderbt werden, wie andere Geschöpfe. Da sie von ihrer eigenen Gattung noch leichter etwas Schlechtes annehmen, als vom Menschen, so sucht jeder Vogelsteller, der auf die Reinheit des Gesanges seiner Musiker etwas giebt, es auf alle Weise zu verhindern, daß sie die wilden Vögel wieder zu hören bekommen. Denn sie verfallen sonst nur zu leicht wieder in die ungeregelten Waldmelodieen zurück, denen sie so gerne lauschen. Selbst ein guter und talentvoller Sänger, wenn seine Erziehung noch nicht ganz vollendet ist, nimmt leicht von den wilden Thieren oder von einem schlechten Nachbarn, den er sich zum Muster wählt, Mängel und Fehler an, und ist dann nicht zu corrigiren. Zuweilen verwildern sie dabei völlig. Mitunter behalten sie ein Stück von ihrer guten Melodie, etwa die Hälfte, gehen aber hintennach in die schlechte Weise über, die sie dem Nachbarn ablauschten. Oft geschieht dies ganz plötzlich, und die Harzer Vogelsteller sagen dann, ihr Vogel habe sich „verhauen“. — Sie haben oft in den engen Winkeln der Häuser und Straßen ihrer Bergstädtchen die größte Mühe, ihre vorzüglichen Sänger so zu isoliren, wie es eine gute Erziehung erfordert. Man erzählt sich Beispiele, daß arme Bergleute ihren ganzen Monatslohn darauf verwandten, blos um ihren

Nachbarn die schlechten Vögel abzukaufen und sie fliegen zu lassen, damit nur ihr eigener guter Vogel vor bösem Beispiele bewahrt bleiben möchte.

Viele betreiben den Fang und die Zucht ihrer Vögel mit derselben Leidenschaft, wie unsere Junker die ihrer Hunde und Pferde, stecken all das Bischen, was sie an Zeit, Muße und Vermögen besitzen, in die „Vögelei" wie sie sich ausdrücken. Die, welche so weit damit gehen, nennt man im Harze „Vogelnarren" oder auch „Vogel-Heinriche", welcher letztere Name aus Kaiser Heinrich's Zeiten herrühren und von ihm entnommen sein soll.

Einige Harzer Städte sind ganz voll von solchen Vogelheinrichen, namentlich z. B. Andreasberg der Hauptsitz des Vogelfangs und die hohe Schule der Vogelerziehung. In dieser Stadt ist fast jeder Bewohner, Berg- oder Waldmann, mehr oder weniger ein Papageno oder ein passionirter Liebhaber der Vögel. Da vernimmt man den Wettgesang der Finken in allen Straßenecken.

Sie widmen sich daselbst nicht blos den einheimischen Vögeln ihres Waldes, sondern sie haben auch außerdem die schönen gelben Finken von den Kanarischen Inseln in ihren Wohnungen einheimisch gemacht und betreiben ihre Erziehung auf ganz großartige Weise. Die kleine Stadt soll zuweilen im Jahr an 40,000 Thaler für Singvögel umsetzen. Manche Bewohner betrachten dies Geschäft nicht blos als Nebensache und Liebhaberei, sondern als ihren Haupterwerb und ihre Lebensaufgabe,

und einige von ihnen haben dabei sogar ein Vermögen gesammelt.

Das Leben und Wohnen eines solchen Andreasberger Vogelzüchters und ein Besuch bei ihm ist wieder merkwürdig genug. Sein ganzes Häuschen ist eine kleine Vogel-Menagerie. Schon die Mauern nach der Straße zu sind mit Vogelbauern von Finken, Stieglitzen und Dompfaffen behangen. In seinen Zimmern bis in die Schlafstuben hinein, sind alle Wände und Bänke, auch die Oefen und Schränke mit singenden, pfeifenden, zwitschernden und brütenden Vögeln besetzt. Die Kanarienvögel mit ihren Nestern und langen Heckbauern nehmen dabei den größten Raum ein. Da sieht man die Thierchen auf allen Stufen ihres kurzen Lebens. Aengstliche Mütterchen, die noch auf den Eiern brüten. Ein Häuflein kleiner Jungen, die erst in der letzten Nacht die Schaalen abstießen, und in deren zitternden Köpfchen das schwache Leben noch kaum zuckt und pulsirt. Andere, die schon auf ihren Füßen stehen, aber den Federpelz noch nicht vollständig haben, und vor Frost zittern. Dann wieder eine kleine Reihe erwachsener Jünglinge, die bereits ein wenig in die Schule gingen und den Anfang machten, in ihrem Gezwitscher den alten Meistern nachzuahmen. Die ausgewachsenen Alten sieht man von allen Nuancen der Farbe, dunkle, fast grasgrüne, gesprenkelte, oder zweifarbige, orangen- oder isabellenfarbige, quittengelbe, mattstrohfarbene und sogar fast ganz weiße mit röthlichen Albino-Augen, welche,

wie beim Menschen, eine Kuriosität und zugleich ein Zeichen von Schwäche der Körper- und Geistes-Verfassung sind. Ihr Pflegevater, der alte gute Bergmann, der mit Hülfe seiner Söhne und zum Verdrusse seiner Frau mit Argusaugen die ganze Wirthschaft überwacht, kennt genau die Lebensgeschichte und den Charakter jedes Individuums, und weiß darüber seine oft nicht wenig interessanten Beobachtungen mitzutheilen. Seine Finken hat er alle nach der „Reinheit" ihres Schlages klassifizirt und taxirt. Einige sind ihm besonders „gelungen." Andere sind leider vollkommen „mißglückt". Einem hatte er einmal mit vieler Mühe eine wunderschöne Melodie beigebracht. Er glaubte, sie säße ihm schon ganz fest und er hing ihn ins Freie hinaus. Da aber hörte das Thier die freien Waldvögel und „erwischte" plötzlich etwas von ihren wilden Schlägen, die sich sehr disharmonisch der erlernten Weise beimischten. Es „verhaute sich". Der Erzieher konnte es mit aller Mühe nicht wieder wegbringen. Etwas ist freilich in solchen Fällen noch auf die Mauser zu hoffen. Denn während dieser verlieren und vergessen sie oft ihre alten Tücken, und man kann mitunter, wenn sie nach dem Mausern den Schnabel wieder aufthun, einen neuen Lehrcursus mit ihnen beginnen, und sie wieder in die rechte Bahn bringen. Besonders leicht werden die Vögel zur Zeit des Nesterbaues, wo sie sehr aufgeregt und leidenschaftlich sind, in ihrem Gesange irre. Dann nehmen sie sehr schnell falsche Weisen an. Allerdings ist es

dann auch die beste Zeit, um ihnen etwas Gutes beizubringen. Sehr gefährlich ist es, die Thierchen in der Zeit des Nesterbaues zu stören oder ihnen etwas gegen ihren Sinn zu thun, und wenn da etwas dazwischen kommt, kann man oft den besten Schläger verderben.

Auch die „Sies", haben ihre großen Capricen und ihre sehr verschiedenen Talente und Qualitäten, und eine gute „Sie" wird fast so hoch geschätzt, wie ein ausgezeichnetes Männchen. Es giebt „Sies", die im sorgsamen Aufziehen ihrer Jungen ganz unermüdlich sind. Bei einigen geht kein Junges verloren, während andere sich sehr nachlässig erweisen, und im Füttern der Kleinen so lau sind, daß dann der Züchter selbst die Mutter spielen und mit Holzstäbchen bei den Nestern herumgehen muß, um den von ihren Müttern vernachlässigten Thierchen aufzuhelfen, und ihnen das Bischen weichen mit Ei gemischten Semmelwerks, nach dem sie schreien, in den Schnabel zu stecken. Viel Einfluß hat das Wetter auf die Verrichtungen und Arbeiten der Mütter. Je nach den Zuständen der Atmosphäre sind alle bald thätiger, bald nachlässiger.

Ja sogar der Verlauf und Charakter des Jahres hat nach der Behauptung meiner Andreasberger eine entschiedene Einwirkung auf den Fleiß der Sies. Man kann es sich nicht recht erklären, aber es ist ein Factum, daß in dem einen Jahre in allen Hecken fast Alles gut abläuft, die Vögel emsig brüten und füttern, während dagegen in dem andern Jahre Alles conträr geht, eine

allgemeine Nachlässigkeit in den Nestern herrscht und man kaum einige Vögel aufbringt. Zuweilen brechen epidemische Krankheiten in den Vogelhecken von Andreasberg aus. Dann giebt es große Noth und es sterben dann die Thierchen bei Dutzenden.

Der Vogelvater kennt alle Krankheiten seiner Pfleglinge und weiß Mittel für sie. Auch bereitet er für seine Patienten, deren immer einige da sind, ein besonderes Futter. Dies Alles giebt ihm hinreichend zu schaffen. Und hat er sonst nichts zu thun, so macht er „Zuppelsch“ d. h. Moos und Charpie, das ihm seine Vögel zum Nesterbau vom Schooße holen.

Diese Vogelzüchter sind gewöhnlich auch die Anfertiger jener kleinen, freundlichen, in aller Welt bekannten Vogelbauer aus hellem Tannenholz, in welchen ihre Zöglinge „ins Land“ hinaus versandt und verhandelt werden. Es ist eine althergebrachte, auf das Nöthigste berechnete Gefängnißform, welche merkwürdiger Weise auf dem ganzen Harze und auch in ganz Thüringen dieselbe ist. Die Bauer sind gerade so groß, daß der kleine Gefangene darin zwei Sprünge hin und zwei her machen kann nnd dabei auch noch Platz für seinen Fingerhut mit Wasser und sein Kästchen mit Futter bleibt. Sie bekommen eine viereckige Gestalt, damit sie sich leicht verpacken und zu solchen Trachten zusammenstellen lassen, wie sie nachher die Harzfrauen auf dem Rücken davon schleppen. — Nur die für Amerika und andere entfernte Länder bestimmten bekommen wohl ein gewölbtes Dach,

wodurch sie dauerhafter werden. Diese sind etwas theuerer, die gewöhnlichen unglaublich billig; denn das Schock wird in Andreasberg an die Vogelhändler zu anderthalb Thaler verkauft, so daß der Preis eines Käfigs mit allem Zubehör noch nicht einmal einen Silbergroschen beträgt.

Die Tracht, welche eine Harzfrau von solchen Bauern mit ihren Thierchen auf sich nimmt, besteht gewöhnlich aus drei Schock, die mit Wachstüchern und Schnüren zu einem festen Ganzen verbunden werden. Und solche kuriose, ungemein belebte, gesangvoll lustig zwitschernde Waarenballen, die für eine Reise nach Bremen und weiter über den Ocean hinaus zubereitet sind, sieht man denn jetzt auf unsern Eisenbahnstationen nicht selten dutzendweise neben einander stehen.

Seitdem die an Singvögeln so armen Neuen Welten so zugänglich geworden sind, hat der Vogelhandel ganz großartige Proportionen angenommen. Es giebt Vogelhändler, die fast alle Jahre mit 3 oder 4000 Vögeln „ins Amerika hinein machen". — In Andreasberg traf ich einen, der bereits funfzehn Mal übers Meer gewesen war, und der die spanischen Colonien jenes Continents so gut kannte, wie die englischen. In Californien hatte er schon einmal ein ganzes Vermögen verloren, aber in New-York hatte er ein anderes wieder gewonnen.

Wenn man die Erzählungen dieser Leute anhört, so gewahrt man, daß auch bei dem Verhandeln der Vögel

wieder so viel Umsicht, Klugheit und Kunst zu üben ist, wie bei ihrem Fange und wie bei ihrer Erziehung. Die bloße Unkenntniß oder unrichtige Beurtheilung des an einem fernen Orte herrschenden Geschmacks der Bewohner bringt die Händler oft in große Verluste. Und auf der andern Seite hilft ihnen zuweilen wieder ein einziger guter Gedanke. Einer von ihnen erzählte mir, daß er einmal, ich weiß nicht in welcher amerikanischen Colonie mit einer Ladung von 3000 schön singenden Vögeln angelangt, keinen habe absetzen können, weil der Gesang nicht nach dem Geschmack der Kreolen gewesen sei. Sein halbes Vermögen stand in den Vögeln auf dem Spiele. Sie starben ungekauft dahin. In seiner Verlegenheit kam da mein Harzer auf die Idee, dem ganzen Reste seiner Schüler schnell das Futterholen und das Wasserziehen zu lehren und brachte dazu die leicht hergestellten Vorrichtungen an jedem Bauer an. Das gefiel den Colonisten und sie kauften ihm nun dieses Kunststückchens wegen zu hohen Preisen alle seine Vögel ab, die sie ihres schönen Gesanges wegen nicht gewollt hatten.

Die besten und talentvollsten Vögel der Andreasberger Züchter sollen jedoch gar nicht in den Handel kommen. Sie haben ihre Lieblingsthierchen, die sie um keinen Preis hergeben, und die sie zu ihrer eigenen Lust oder als Lehrmeister der andern, oder als unbezahlbare Lockvögel für sich behalten. Fast jeder Vogelsteller hat sein Herz an irgend einen solchen Liebling verschenkt, „der ihm nicht feil ist".

Bei ihm z. B. (so sagte mir Einer derselben) sei es ein Dompfaffe, den seine Frau und er schon seit ihrem Hochzeitstage besessen und gefüttert hatten. Bei seinem Vater, von dem er die Liebhaberei für die Vögel ererbte, sei es ein unvergleichlicher Finke und bei seinem Großvater, auch einem großen Vogelfreunde, sei es ein kleiner Hänfling gewesen, dessen, sowie seines traurigen Schicksals er sich noch aus seiner Kindheit recht wohl erinnere. „Sein alter Großvater", so erzählte mir mein Freund dann weiter, „hatte eine große Vogelkammer, ein eigens dazu eingerichtetes Zimmer des Hauses. Darin hatte er einen Tannenbaum aufgepflanzt, und ließ seine Vögel darin frei und ohne Käfige hausen und wirthschaften. Am Tage flatterten sie umher, kämpften mit einander, oder suchten das ihnen reichlich ausgestreute Futter. Abends aber setzten sie sich auf den Tannenbaum, und zwar ganz in derjenigen Ordnung, nach welcher sie es im Walde zu thun pflegten, die Dompfaffen und Kreuzschnäbel oben in der Spitze, wo sie auch im Walde zu sitzen pflegen, und die andern weiter unten, jeder nach seiner Gewohnheit und nach seinem ihm in der freien Natur angewiesenen Platze. Zuweilen stritten sie sich auch vor der Nachtruhe um ihre Plätze, denn es gab einige Unverträgliche unter ihnen, die sich immer diejenigen Zweig-Ecken zu erstreiten suchten, welche ihnen am besten gefielen, und die auch die andern Vögel oft nicht zum Futter gelangen ließen, vielmehr Alles für sich allein haben wollten. Namentlich waren sie auch oft hinter

jenem kleinen Hänflling her, welcher, wie gesagt, der Liebling des Großvaters war, und sich ihm auf eine ganz rührende Weise attachirt hatte. Doch hielt sich dieser bei solchen Streitigkeiten meistens still auf der Seite, da er wohl wußte, daß er schließlich doch Recht behalten würde, wenn sein Herr hereinkäme, und daß dieser auch immer noch etwas für ihn mitbrächte. So wie er ihn eintreten sah, flog er ihm zutraulich auf die Schultern und empfing aus seiner Hand die besonders für ihn aufgesparten Leckerbissen. Er ging auch mit dem Großvater aus der Vogelkammer hinaus und verließ ihn, wenn derselbe nicht zu sehr beschäftigt war, den Tag über nicht. Der alte Herr trug im Hause gewöhnlich eine weiße Nachtmütze, und daran erkannten ihn seine Vögel sogleich. Wenn er zuweilen auf ein paar Tage verreist gewesen war, dann heimgekehrt seine weiße Mütze aufsetzte, und mit dieser geschmückt in die Vogelkammer eintrat, so gab es einen gewaltigen Aufruhr und ein allgemeines Freudengeschrei, und alles kleine Gefieder umflatterte ihn mit lauten Grüßen, wie ein Bienenschwarm. Vor allen zeichnete sich dabei aber jener kleine Hänfling durch seinen Eifer aus. So lange sein Herr abwesend war, geberdete er sich auffallend melancholisch, saß traurig da, und vernachlässigte sein Futter. So wie er dann nach drei Tagen die weiße Mütze wieder erblickte, lief er schnell herbei, breitete die Flügel und den Schnabel aus, und paradirte, vor Erregung am ganzen Körper zitternd, wie ein Pfau im Kreise auf dem Fußboden

rings um seinen Herrn herum, wobei er oft die andern Vögelchen niederrannte. Es schien, als könne er anfänglich vor Freuden nicht recht zur Besinnung kommen. Endlich raffte er sich auf, flog zur weißen Mütze empor und zupfte an ihr herum, erhielt dann auch zur Belohnung für seine Liebkosungen wieder einen Leckerbissen".

Leider und zu allgemeiner Betrübniß seines Patrons und der Hausgenossen verunglückte endlich dieses gute Thierchen und kam auf eine grausame Weise ums Leben, da, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, ein schwerer Gegenstand auf sein Köpfchen herabfiel und ihn zerschmetterte.

Melancholischer und rührender noch als dieses, ist, was sich ein ander Mal bei der Stadt Wildemann, in dem sogenannten „Kessel", einer tiefen Thalschlucht, zutrug, und wobei zwar das Vögelchen lebendig blieb, aber umgekehrt sein guter Herr ums Leben kam.

Ein alter Vogelfreund, ein seiner Zeit bekannter Finkenfänger, der das ganze Jahr über mit seinen Vögeln handthierte und sie hin und her schleppte, trug dort einmal um Weihnachten einen seiner besten Finken im Bauer durchs beschneite Gebirge. In dem besagten „Kessel" war dem Alten der Schnee zu tief. Er ermattete und setzte sich zum Rasten im Walde auf einen Stein. Dort verfiel er bei der heftigen Kälte in Schlaf und am andern Tage fand man ihn zur Statue erfroren. Aber sein Lieblingsvögelchen war munter und zwitscherte

lustig im Bauer, welches der Alte in der entseelten steifen Hand hielt. Noch jetzt bezeichnet die Waldstätte, bei der sich dies in der angedeuteten Gegend ereignete, ein rohes Denkmal, mit dessen Erwähnung ich zugleich diese meine Mittheilung über die Arten, den Fang, die Erziehung, die Schläge, die Melodieen der Harz-Waldvögel abschließen will, obgleich sich noch wohl Manches, was der Beachtung eines nachdenkenden Natur-, Thier- und Menschenfreundes werth wäre, darüber vorbringen ließe.

Die Gewässer, Fische und Fischer des Harzes.

Der berühmte Deutsche Naturforscher Dr. Marcus Elieser Bloch, der die Fische Deutschlands und die Gewässer, in denen sie leben, so gründlich geschildert hat, bekam einmal von unserm noch viel berühmteren Könige, dem alten Fritz, ein den Fisch- und Wasserstudien äußerst ungünstiges Rescript.

Bloch hatte nämlich, indem er sich zur Abfassung seines vortrefflichen Werkes anschickte und dazu Vorstudien und Beobachtungen in der Mark Brandenburg sammeln wollte, sich an den großen König mit der Bitte gewandt, daß die Landräthe dieser Provinz und die königlichen Fischermeister an allen dort fließenden Flüssen angewiesen werden möchten, ihm bei seinen Excursionen und Wanderungen zur Untersuchung der Gewässer und Fische Beistand zu leisten und Auskunft zu geben. Der geistreiche Monarch, der zwar für so Vieles ein lebhaftes Interesse besaß, aber doch auch bekanntlich so Manches nicht recht zu schätzen und zu würdigen verstand, gab darauf dem fleißigen Naturforscher eine äußerst lakonische und ungnädige Abfertigung in einem Briefe, welcher so lautete: „Herrn Dr. Bloch“. „Daß Er

sich mit den Flüssen, Bächen, Seen und Fischen meiner Mark Brandenburg beschäftigt, ist mir lieb zu hören. Was Er aber von meinen Landräthen und Fischermeistern verlangt, das ist dummes Zeug. Was vor Wasser in den Flüssen fließt und was vor Fische in der Mark sind, das weiß Ich. Es sind Karpfen, Barschen, Aale und Zander. Das reicht hin. Will Er nun etwa noch die Tropfen und die Gräten zählen?"

Das war vor hundert Jahren. Zu dieser jetzigen Zeit, wo man Alles, was mit der Natur und ihrer Geschichte zusammenhängt, so gut zu würdigen weiß, und so lieb gewonnen hat, und wo man die Sitten und Gewohnheiten der Thiere und die landschaftlichen Scenen so gern bis ins kleinste Detail verfolgt und ausmalt, hat Jemand, der zur Betrachtung der Fische einer Gegend und ihrer natürlichen und künstlichen Wasserbehälter auffordert, kaum zu fürchten. daß ihm eine ähnliche ungünstige Abweisung zu Theil werden könne. Ich will allerdings auch, indem ich den Leser zu einigen Fisch- und Wasserstudien einlade, keine Gräten zählen. Ich will nicht einmal, was noch viel wichtiger als dies wäre, den Körperbau und die Gattungs-Verschiedenheiten und Racen-Merkmale der Fische untersuchen. Vielmehr muß ich dies den Naturforschern überlassen, und dann als reisender Landschafts- und Menschenmaler nur einige solche Beobachtungen mittheilen, welche den Zusammenhang der Fische und der Gewässer mit der Gegend und mit den Eingebornen des Landes betreffen. Auch die Fische haben

wie die Vögel, wie die Jagdthiere und wie die Viehheerden zu besonderen Sitten unter den Leuten Veranlassung gegeben und eben so spielen sie auch, obwohl sie weder zwitschern wie die Finken, noch mit Gebrüll und musikalischen Glocken sich laut machen wie die Rinder, ihre eigene, wenn auch etwas versteckte Rolle in der Gegend und theilen der Landschaft und dem Genusse derselben in mannigfaltiger Weise einen charakteristischen und poetischen Ton mit, was von den Gewässern selbst natürlich noch in höherem Grade gilt.

Keiner der mir bekannten Schriftsteller hat sich auf diesen poetischen Fisch- und Wasserton in der Landschaft und überhaupt auf den ganzen Geist und das Wesen der Fische, des Fischfangs, der Fischer und der plätschernden, murmelnden, oder auch ganz still und leise spiegelnden Gewässer besser verstanden, als der alte englische Autor Isac Walton, der vor anderthalbhundert Jahren ein höchst anziehendes Buch über diesen Gegenstand schrieb, das in England zu den sogenannten Standard-Works gehört, dort bis auf die neueste Zeit herab in unzähligen mit hübschen Bildern versehenen Ausgaben vervielfältigt ist, und welches man in der Bibliothek jedes Englischen Landsitzes neben vielen anderen gleich beliebten nationalen Schriften findet, obgleich es zu meiner Verwunderung in Deutschland sehr wenig bekannt ist.

Der alte sinnige und höchst gemüthliche Isac Walton schildert — ich möchte sagen besingt — in seinem

übrigens in ganz schlichter Prosa geschriebenen „Perfect Angler“ das Leben und Treiben der Fischer und Fische an und auf den Gewässern in eben so poetischer als naturgetreuer Weise, wie Virgil in seinen Eklogen und Georgica das Hirten= und Landleben oder den Ackerbau. Er verwebt seine Auslassungen und Belehrungen über die besten und zweckmäßigsten Vorrichtungen zum Fisch=fang, mit den hübschesten Landschaftsbildern aus der Wasserwelt und aus der Naturgeschichte der Fische. Er malt in ganz ausgezeichneter Weise die verschiedenen Zustände des Wassers und des Wetters und das daran hangende Glück des Fanges. Läßt er seine Fischer, in deren Mitte er sich selbst befindet, des Morgens in der Frühe erwartungsvoll ausgehen oder des Abends in der Dämmerung befriedigt und mit reicher Beute beladen zu ihren Hütten wieder heimkehren, so wirft er daneben auch einen zärtlichen und bewundernden Blick auf die Morgenröthe oder den Untergang der Sonne und auf die anderen Scenen und Vorfälle, die es längs des Wassers giebt, läßt seine Freunde — und mit ihnen seine Leser — unterwegs den gefälligen Gesang der Hirten und Milchfrauen, die ihnen begegnen, belauschen, und citirt den Inhalt ihrer Lieder, sowie er auch die Gespräche lebhaft wieder giebt, die er und seine Gefährten unter sich, oder mit den Jägern und Landleuten halten, mit denen sie zusammentreffen.

In dem ganzen reizenden, etwas gemächlich breiten Buche dieses liebenswürdigen Autors herrscht ein so wohl=

thuender, idyllischer und friedfertiger, dem stillen Fischerhandwerk entsprechender Geist, daß ich wünschen möchte, ich könnte auch dieser meiner Darstellung, die einen ähnlichen Gegenstand betrifft, ein wenig von diesem Geiste zufließen lassen. In der That begreife ich nicht, daß wir Deutschen, da wir doch so viele sinnige Fischfänger unter uns besitzen, da wir auch in den schönen Bergen unseres Landes so manche fischreiche sowohl als auch pitoreske Gewässer haben und zudem für alles Idyllische und Sanfte in der Natur so sehr empfänglich sind, nicht schon längst auch unseren eignen Deutschen Isac Walton und ein classisches allgemein populäres Buch über die Reize, Freuden und Künste des Fischfangs und der Bach-, Fluß- und Wasser-Aesthetik erzeugt haben. Ein dichterisches Gemüth, das vielleicht mit dem Plane umginge, unsere Literatur mit einem solchen Buche zu bereichern, könnte dazu auch namentlich in unserm Harze einige recht hübsche Studien, Anschauungen und Erfahrungen sammeln.

Zwar ist der Harz keine auffallend wichtige Fisch- und Wasser-Provinz, und dem Fischer bei weitem nicht so günstig wie z. B. dem Vogeljäger. Die Ichthyologen beklagen sich sogar wohl über den Mangel an Arten unter ihren Schuppenträgern im Harze, so wie auch über den Mangel an Wasser. Ja einige beständig mit dem giftigen Erdschlamm der Silbergruben und Pochwerke getrübte Flüsse dieses Erz-Gebirges sind wohl gar als todte, unheilbringende, verderbliche Gewässer berüch-

tigt. Die von Clausthal und Zellerfeld herabkommende Innerste z. B., an der auch die Bergstädte Wildemann und Lautenthal liegen und welche durch die zahlreichen von ihr in Bewegung gesetzten Maschinen, Räder und Silberhütten so berühmt ist, hat zugleich eine beständig mit so vielen Grubenproducten geschwängerte Flüssigkeit, daß sie weit in die Ebene hinab, bis nach Hildesheim hinaus, wo sie in die Leine fällt, allem Thier- und Pflanzenleben und selbst dem Wiesen- und Ackerbau ungünstig ist.

Längs dieses merkwürdigen Flusses, der beständig eine große Menge von Metallschlamm, Hüttenrauch, Bleitheilen und Mineralsalzen mit sich führt, leidet alles Lebendige. Die Menschen dürfen sich in seinem Wasser nicht baden. Bei denen, die es thun, erzeugen sich gefährliche Hautübel. Die Rinder, die in seinem Thale weiden, leiden an einer eigenthümlichen und sehr bösartigen Krankheit, welche die Hirten „den Jammer" nennen. Auch bildet das Gebot, die Thiere vor dem Innerste-Wasser zu hüten, einen der wichtigsten Punkte der Abmachungen in den Contracten der Dorfbewohner mit ihren Hirten und Hutmännern, auf den sie um so mehr halten müssen, da die Thiere, bei denen das nitimur in vetitum eben so wie bei den Menschen zu gelten scheint, vorzugsweise gern gerade von dem giftigen Wasser dieses Flusses naschen, theils seines Salzgehaltes wegen, theils weil es auffallend kühl ist. Gänse, Enten und andere Wasservögel kann man fast gar nicht an

der Innerste groß ziehen. Sie verlieren in diesem Thale ihre Munterkeit, bekommen heisere Stimmen, magern ab, und sterben aus, so oft man es auch versucht, durch neu verpflanzte Einwanderer ihre Zucht zu mehren. Auch wird die Innerste selten oder nie von wildem Wassergeflügel besucht und belebt. Selbst die Hühner verkümmern an den Ufern dieses Flusses. Schnecken und Conchilien fehlen ganz und gar in ihm. Und desgleichen kommen keine Wassergewächse in ihm auf, nicht einmal kryptogamische, die doch sonst nicht sehr empfindlich und wählerisch zu sein pflegen. Mit den Wassergewächsen mangeln dem Flusse zugleich eine Menge von Insekten-Arten, die mit ihrer Existenz auf dieselben angewiesen sind. Und mit diesem Insektenmangel entgeht auch wieder anderen Thieren, den Vögeln und namentlich den Fischen ein großer Theil ihrer Nahrung. Diese, die Fische, leiden dies Wasser natürlich am allerwenigsten. Bei manchen fischreichen klaren Nebenflüssen sieht man sie bis zur Innerste herabschwimmen, so wie sie aber das trübe blau-graue Element derselben, (mit dem man, nebenher gesagt, auch die Leinewand und die Wäsche nicht zu bleichen vermag) erreichen, wieder umkehren und in ihren klaren Bach zurück und eilig hinauffliehen. — Die wenigen Fische, welche in der Innerste selbst ausdauern, haben eine bleiche Farbe. Der Bleistaub setzt sich in ihre Kiemen und unter ihre Schuppen und bei den Forellen erblassen die schönen röthlichen Punkte, mit denen sonst ihr eleganter Leib so hübsch

gefleckt erscheint. Die Hechte bleiben klein und bekommen krummgewachsene Schwänze. Bloß die so zähen Aale dauern selbst in der bösen Innerste aus, und mit ihnen allerdings die Frösche und überhaupt alle die garstigen und langlebigen unzerstörbaren Amphibien.

Ich mag bemerken, daß die Einwirkungen des Innerste-Wassers auf das Leben der Menschen, Thiere, Gewächse, Wiesen, Waldungen und in Folge dessen auch auf die landschaftliche Scenerie so merkwürdig und mannigfaltig sind, daß ein fleißiger hannoverscher Gelehrter über diesen Gegenstand allein ein zweibändiges, sehr interessantes und von der Königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen gekröntes Werk geschrieben hat.

Solche todte und trübe Gewässer, welche der Fisch nicht mag, liebt auch der Mensch und namentlich der Maler nicht. Sie murmeln vergebens. Sie bemühen sich umsonst, Wellen zu schlagen, oder Kaskaden zu bilden. Sie sprechen unsere Phantasie nicht an. Um dies zu thun, muß ein Fluß vor allen Dingen klar und krystallrein sein, muß der Landschaft als ein heller Spiegel dienen können und auch den munteren Forellen und den anderen silbernen Schwimmern das Bad nicht versalzen.

Glücklicherweise sind dergleichen ungewaschene Flußnymphen, wie es die Innerste ist, doch auch im erz- und grubenreichen Harze eine Ausnahme, und es giebt dort sogar in den freundlichen kleinen Nebenthälern des genannten Flusses selbst noch genug hübsche, muntere, propre Bächlein oder, wie die Harzer sagen, „Fluthen“,

die so klar und freundlich blinken, daß bei ihrem Anblicke Einem die Worte des Psalmisten wohl einfallen können: „Gott lässet die Brunnen quillen in den Gründen, daß die Wasser zwischen den Bergen dahin fließen.“

Manche dieser Harzer „Fluthen“ sind durch die Wasserkünste, die graziösen Fälle und Sprünge, die sie ausführen, weit und breit in Deutschland berühmt geworden. Die Ilse, die Radau, die Holzemme, die Spiegelthaler Fluth und andere bilden eine Reihenfolge höchst malerischer und reizender Katarakten in ihren engen Thälern oder „steinernen Rinnen.“ Die Bode, die Selke, die Oder und andere führen in den Wäldern äußerst lustige Spaziergänge und Tänze auf. Sie murmeln und plätschern bald über Wiesen dahin, bald wirbeln und drehen sie sich in tiefen Felsenkesseln oder, wie die Harzer solche Steinlöcher ganz im Widerspruche mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nennen, „in Sümpfen.“

Fast alle haben sie mächtige Brocken vom Gebirge losgerissen, und mit ihnen ihre Betten gefüllt. Zwischen diesen Brocken, die man von allen Größen und Gestalten gewahrt, suchen die Fluthen ihre Wege und finden ihren Fortgang in gar mancherlei überraschender Weise. Bei dem einen gewaltigen Blocke schlägt der flüssige Krystall kreisende Wirbel und dreht sich langsam um sich selbst herum, als besänne er sich über die Fortsetzung der Reise. Vor anderen bildet er, zurückgehalten und aufgestaut, tiefe Tümpel oder Kolke (Harzer „Sümpfe“). Ueber die Köpfe vieler ergießt er sich in einem dünnen

Schleier und bedeckt sie wie mit einer Glasglocke. Einige wiederum, die dafür zu hoch emporragen, stehen mitten in dem sie von allen Seiten umwogenden Schaum und flüssigen Krystall wie Inseltrümmer.

Eine Reise in einem solchen buntgestalteten Flußbette oder hart am Rande des Gewässers hinauf gewährt, besonders wenn man sie in der Begleitung eines Harzfischers macht, eine viel größere Mannigfaltigkeit von stillen Naturgenüssen, kleinen Ueberraschungen und ansprechenden Scenen, als selbst jene berühmten, großartigen, von allen bewunderten Katarakten, die uns oft mehr betäuben und nur mit Staunen erfüllen, zu denen man uns hinschleppt zum Angaffen, die uns aber nicht, wie diese kleinen weniger beachteten Scenen zu Entdeckungen und zur Selbstthätigkeit aufmuntern. Ein wasserkundiger Harzfischer ist dem Reisenden dabei ein unschätzbarer Dolmetscher der Natur. Er hat bei den Nachstellungen und Jagden auf seine Beute viele Seiten an ihr aufgefaßt, die einem gewöhnlichen Beobachter entgehen, und ist mit den Eigenthümlichkeiten und Zuständen des Wassers der Gebirgsflüsse und ihrer verschiedenen Abtheilungen und Phänomene weit vertrauter, als es Jemand sein kann, der nicht wie er, den Forellen und den „Schmerlen“, den „Bitterfischen“ oder „Ellritzen“, den „Stichlingen“ und wie die anderen Harzfische alle heißen, von Jugend auf nachstellte.

Unter diesen verschiedenen genannten hübschen, glatten, gewandten, geschwänzten und schuppigen Thieren, welche

die Gewässer des Gebirges beleben, ist zunächst die Schmerle eines der gesuchtesten. Sie hat ein zartes und wohlschmeckendes Fleisch, das sogar schwächlichen und kranken Personen sehr wohl bekommt. Sie ist so sehr an ein beständig bewegtes und sprudelndes Wasser gewöhnt, daß sie in der stillstehenden Flüssigkeit eines Kübels sogleich verendet. Will man sie recht delikat auf die Tafel schaffen, so läßt man sie in schnell darauf gegossenem Wein oder Milch ersticken. Eine auf diese Weise getödtete oder auch eine marinirte Schmerle ist ein überall im Harze beliebtes Gericht.

Von nicht minderer Bedeutung als sie erscheint aber den Eingebornen ihr „Bitterling", oder der von den Naturforschern sogenannte Cyprinus amarus, der im ganzen Gebirge sowohl dem Fischer als ein Handels-Artikel wichtig, als auch bei den Landeskindern sehr beliebt und durchweg populär ist, obwohl er diese Popularität seines anfänglich bitteren Geschmackes wegen, dem er seinen Namen verdankt, nicht auch bei anderen Leuten genießt. Wenn die Harzer — wie der technische Ausdruck lautet — „in die Fische" gehen (oder fahren), so ist es dabei in der Regel vorzugsweise auf den Bitterling abgesehen, an dessen bitterlichen Geschmack sie sich so gewöhnt haben, und in den sie eben so verliebt sind, wie die Feinschmecker in den Haut gout des Wildes, oder wie die Baiern in den Pech-Beigeschmack ihres Bieres.

„In zahlreicher Gesellschaft befreundeter Männer mit

ihren Frauen und Kindern, mit den jungen Burschen und ihren Bräuten, sieht man sie", so erzählte mir ein Freund, „des Sonntags in heiterster Stimmung hinauspilgern und einem bekannten Fischerhause im Thale oder der Posada eines von Fischern bewohnten kleinen Dorfes zueilen. Ein „Ja" auf die Frage: „sind Fische da?" wird von ihnen mit Jubel vernommen. Daß damit nur „Bitterlinge" gemeint sind, gilt als eine im Harz allgemein bekannte Sache, ebenso wie es in Helgoland ausgemacht ist, daß dort unter Fisch nur der Schellfisch verstanden wird."

„In der mit Sägespänen bestreuten Stube nimmt die frohe Gruppe an der langen Tafel Platz, während bald darauf in der Küche das Wasser auf der lodernden Tannen-Hecke brodelt, welche die Todesgluth bildet, in die Harzer Menschenwitz und Menschenlist den armen Bitterling gelockt hat. Die bewirthende Fischerfrau, die weithin in der Umgegend dafür berühmt ist, daß sie gerade den rechten Augenblick kennt, wo man die Fische vom Feuer abheben muß, bringt bald das ersehnte dampfende Gericht herein, dessen Gewürz dann der Ueberguß von einer braunen Essigsauce bildet."

„Kräftiges Brod und frische Butter, welche die kräuterreichen Triften des Harzes lieferten, machen dabei den Nachtisch aus, und das ganze Fischfest beendigt wohl, wie die in den Dörfern des Königreichs Sachsen üblichen Karpfenschmäuse, Gesang und ein fröhlicher Tanz."

Zu solchen volksthümlichen Festen giebt die viel kostbarere Forelle, die nicht so demokratischer Natur ist,

wie die beiden genannten, zwar keine Veranlassung. Dennoch aber ist sie jedenfalls dem Naturfreunde das bei weitem interessanteste, poetischste und daher auch berühmteste unter allen Wassergeschöpfen der Berge. Die Forelle ist nicht nur durch die Feinheit und den zarten Geschmack ihres Fleisches, sondern auch durch die Eleganz und Zierlichkeit ihres Körperbaues und vor allen Dingen durch ihren stets regen und kühnen, man möchte sagen, tapferen Geist ausgezeichnet. Da sie ein so köstliches und preiswürdiges Jagdobject bildet, und ihr kecker Sinn und ihre Gewandtheit den Witz herausfordert, so ist der Forellenfang ebenso ein Lieblingsgeschäft der Fischer, wie die Jagd des Auerhahns oder anderer schwer zugänglicher Vögel ein Lieblingsgeschäft der Jäger ist. — Da sie vorzugsweise die klarsten Berggewässer liebt, in denen man sie ihre Spiele treiben sieht, so ist sie auch unter allen Fischen die vorzüglichste Freundin der Dichter geworden, die sich so gern mit ihr beschäftigen und die ja in ihren Versen fast keinen Bach erwähnen, ohne auch ein Paar muntere silberne Forellen darin auf den glitzernden Kieseln sich tummeln zu lassen. Im Harze spielt sie unter den Fischen fast die nämliche hervorragende Rolle, wie unter den Waldvögeln der charaktervolle Finke, und wenn die Geschichte des letztern nach Dem, was ich oben bemerkte, bis zum Kaiser Heinrich geht, so können wir mit den Harzforellen vielleicht noch höher in das Dunkel der Vergangenheit hinaufsteigen. Das berühmte heidnische Götzenbild von der Harzburg, der

sogenannte Crodo, den Karl der Große zerstört haben soll, stand bekanntlich auf einem Fische, und da von jeher kein beschupptes Wasserthier in weiter Runde in so hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, wie die Forelle, so ist es mir nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch mit jenem Crodo-Fische eine Forelle gemeint gewesen. Will man mir so weit nicht folgen, so ist es wenigstens ausgemacht, daß seit unvordenklichen Zeiten die Forelle im Wappen der Grafschaft Wernigerode und auch in dem der alten ausgestorbenen Grafen von Wernigerode figurirt hat. Auch sind diese Grafen in alten Zeiten lange die Erbfischermeister des heiligen Römisch-Deutschen Reiches gewesen, welches Amt ihnen gewiß nicht in Bezug auf jenen populären, aber plebejischen Bitterfisch, sondern vielmehr wahrscheinlich in Bezug auf den reichlichen Fang der königlichen oder ritterlichen Forelle des Harzes gegeben wurde.

Am meisten und zwar mit Recht bewundert man die Forellen wegen ihrer außerordentlichen Schwimm- und Springkünste. Pfeilschnell schießen sie den Fluß hinauf und hinab, selbst in der heftigsten Strömung, als wäre es ihnen gleichgültig, ob sie die Bewegung des Wassers gegen oder mit sich hätten. Meistens sieht man sie mit dem Kopfe gegen den Strom gewendet, wie muthige Menschen, die dem widrigen Schicksalswinde die Stirn bieten. Sogar in heftigen Stromschnellen oder auch in eigentlichen Wasserfällen schlüpfen sie mit einer außerordentlichen Elasticität hinauf. Was meine

Harzfischer mir von ihren Sprüngen erzählten, klänge fast märchenhaft, wenn es nicht durch viele glaubwürdige Zeugen bestätigt würde. Sie sollen sich sogar nicht selten durch die Wasserfälle, welche über Mühlräder herabstürzen, hinaufgeschwungen, und, über die sich drehenden Räder knapp hinwegschießend, das obere Wasser erreicht haben. Dem Naturforscher steht sein bischen Verstand ganz still, wenn er sich den Mechanismus deutlich machen will, mit dem sie so etwas zuwege bringen. Und doch geht es dabei durchaus mit natürlichen Dingen zu, nur daß der Mensch die geheimen Sprungfedern der Natur nicht deutlich zu entdecken, zu erkennen und anzugeben vermag. — Von den verschiedenen Gattungen von Forellen, die es giebt — (eigentlich hat jeder Fluß und jeder Bach seine eigene Art) — versteigt sich am höchsten in den Gebirgen die sogenannte Stein- oder Bergforelle, die man selbst da noch findet, wo auch die anderen Arten, namentlich die Lachsforelle schon zurückblieben. Diese Bergforelle, die man, weil sie von dunkler Farbe ist, auch wohl die schwarze nennt, ist gleichsam die Gemse oder das Eichhörnchen des Wassers. Sie geht bis zu den obersten und äußersten Anfängen der Flüsse hinauf, beinahe bis zum Gipfel des Brockens. Man sieht sie selbst da noch in den Bächen sich ihres Lebens freuen, wo dieselben als äußerst kalte klare Brünnlein dem Felsboden entquellen. Man findet sie in allen den zahlreichen kleinen, schmalen und dünnen Wasserfäden, die von der runden Pyramide des Brocken

herabrinnen. Auch hat sie dort das Regiment ganz für sich allein, denn so weit kommt keine Schmerle, kein Bitterfisch, kein Krebs und überhaupt keins der anderen Wasserthiere. Da auch die Vögel dort oben nicht mehr nisten, so könnte man sogar sagen, daß die kühne Forelle in noch höheren Regionen ihren Wohnsitz aufschlägt, als die beschwingten Vögel.

Wie sehr die Forellen die Berge lieben und wie unentbehrlich diese ihnen sind, das wird durch die Begier bewiesen, mit der sie die Gebirge, wenn sie einmal unfreiwillig aus ihnen vertrieben wurden, wieder aufsuchen. Es ist im Harze zuweilen vorgekommen, daß bei plötzlichen und ungewöhnlich hohen Fluthen, welche das Wasser eines Flusses hoben und sogar die Steinblöcke des Bettes in Bewegung setzten, dann auch alle seine Forellen aus ihm ausgekehrt, fortgerissen und in die Ebene hinabgeführt wurden. Da hatte man dann dort im Flachlande einen großen Forellen-Segen, während man im Gebirge gar keinen Fisch mehr erblickte. Aber dergleichen dauert dann nie lange. Schnell werden die Forellen der Ebene überdrüssig, bekommen dort Heimweh nach ihren Bergen, wie die Schweizer, wandern aufwärts zu diesen zurück, und sehr bald sieht man darauf wieder in allen Kolken und Stromschnellen bis zum Brocken hinauf die munteren Forellen spielen.

Wie dem Anscheine nach alles Noble in der Welt, so sind auch unsere noblen Forellen äußerst kampflustig, und dabei ungemein unbarmherzig, wahre Raubritter

der Gebirgsströme. Sie sind fleischfressende Fische und in den Fischkasten füttert man sie mit Blut, Knochen und anderen thierischen Substanzen. Sie greifen wie der Hecht sehr kühn selbst größere Fische an. Kommen andere Fische mit großen Forellen zusammen, so weichen jene ihnen ängstlich aus. Sie schleichen auf die Seite um sie herum, „als wenn sie“ (wie ein Harzfischer mir sagte) „etwas gestohlen hätten“. Ja die Forellen schonen sogar ihrer eigenen Gattung nicht. Sie verzehren jede andere Forelle, die sie bemeistern können, und durch die Art, wie sie dabei zu Werke gehen, beweisen sie, daß sie sehr gut wissen, wo ihre Opfer ihre Hauptkraft haben, und wie sie sie am besten entwaffnen können. Wie die Menschen im Seekriege den feindlichen Schiffen zuerst das Ruder und die Segel zu zerschießen trachten, so beißen die Forellen ihren Gegnern zunächst die Flossen ab, und beginnen dann die Verschlingung vom Schwanze her. Und dabei sind sie auch eben so lecker wie ein menschlicher Forellen-Gourmand. Denn war ihnen die feine Forelle für eine Mahlzeit zu groß, so rühren sie den folgenden Tag die übrig gebliebene Hälfte nicht wieder an, weil sie ihnen nicht mehr frisch genug ist. Mit Recht hat man daher wohl den Forellen das Prädicat „wild“ gegeben, wenigstens einer Haupt-Gattung derselben, dem sogenannten Salar ferox, den auch die Franzosen la Truite feroce nennen.

Wie die Adler und Finken im Walde ihre Bäume haben, von denen sie Besitz ergreifen und die sie gleich-

sam als ihr Eigenthum betrachten und vertheidigen, so wählen sich auch die Fische und namentlich die Forellen im Flusse ihre Schlupfwinkel und Löcher, oder wie die Harzfischer es nennen, ihre „Kammern", in denen sie hausen, und zu denen sie sich von ihren für gewöhnlich nicht weit gehenden Ausflügen zurückziehen. Von der Zahl und Bequemlichkeit dieser felsigen Kammern in einem Flusse hängt hauptsächlich sein Forellenreichthum ab. Manche Waldbäche verlieren ihre Fische, nicht deßwegen, weil ihr Wasser sich verschlechterte, sondern weil ihre Felsenkammern allmählig mit Sand gefüllt und verschlammt, und damit dem Fische seine Wohnungen zerstört und verstopft wurden.

Je älter und größer die Forellen werden, desto mehr halten sie sich verborgen, eben so wie die alten Hirsche und Eber. Nur die jungen sind besonders spielerisch und tändeln und hüpfen in der Nachbarschaft umher. Die ganz alten und großen bekommt man sogar nur selten zu sehen. Sie sitzen meistens in ihren Felsenkammern und tiefen Wasserhöhlen, namentlich in solchen, durch welche ein lebhafter und starker Strom geht. Ist nur sehr wenig Wasser im Flusse vorhanden, so verlassen sie ihr Versteck fast gar nicht und gehen noch tiefer hinab. Nur bei sehr großer Wasserfülle kommen dann auch sie wohl heraus. Fallen sie dem Menschen oder sonst einem Feinde nicht in die Hände, so können die Forellen in jenen ihren Felsenklausen sehr alt werden. Die Harzfischer behaupten, daß der Hirsch, der

Elephant, die Krähe und die Forelle die langlebigsten Geschöpfe der Wildniß seien.

Wie indeß fast alle Thiere zu gewissen Jahreszeiten von dem Drange ins Weite ergriffen werden und sich auf Wanderungen begeben, so geschieht es auch den Forellen. Im Frühherbste verlassen sie fast alle, nur jene ganz alten und großen ausgenommen, ihre Kammern, und ziehen schaarenweise in den „Fluthen" hinauf. Dann suchen sie statt der tiefen, umgekehrt gerade die sandigen und seichten Stellen in den Flußbetten auf, um da für ihre junge Brut ein Nest, oder doch, was die Harzfischer eine „Kuhle" nennen, zu bereiten. Ihr Instinkt, oder, wenn man es so nennen will, ihre Kunstfertigkeit, ist dabei fast ebenso zu bewundern, wie die Ueberlegsamkeit der Vögel beim Nesterbau. Sie wählen sorgfältig die dazu passendsten Stellen aus. Sie fahren und reiben mit dem Leibe über den Boden hin und her, schlagen und graben mit den Schwänzen, stehen sich dabei einander bei, und rasten nicht eher, als bis sie die „Kuhle" oder das Nest für tief genug halten. Es ist ein lustiges Getümmel und das Geplätscher und den Lärm, den sie in ihrem Eifer in dieser Nesterbau- und Brütezeit machen, hört man in stillen Nächten oft weithin erschallen. Eben in dieser Periode der Wanderungen, auf denen sie die ihnen passenden Laichplätze aufzufinden streben, entwickeln sie dann auch besonders jene bewundernswürdigen Schwimmkünste, von denen ich sprach. Dann ist ihnen kein Wasserfaden zu seicht, keine

Strömung oder Katarakt, zu reißend. Sie gehen voran bis, wie gesagt, auf den Brockenkulm hinauf, ja auch bis in die geräumige Küche des ehemals so reichen und prächtigen Harz-Klosters Walkenried, in welchem die Mönche einen Quell und ein Wasserbassin besaßen und so eingerichtet hatten, daß die Forellen in der Nacht, von ihrem Wanderdrange getrieben, von selbst durch das ausfließende Wasser gegen den Strom heraufkamen und am Morgen sich alsdann in dem Bassin gefangen dem Küchenmeister des Abtes darboten.

So bequem wie einst diese geistlichen Herren von Walkenried können sich nun freilich die heutigen Harzfischer den Forellenfang nicht machen, namentlich nicht die armen Privatfischer, die so gern ihren Topf und ihre Sparkasse mit einem guten Bissen füllen möchten. Denn die meisten Forellen-Gewässer des Harzes sind königlich oder herrschaftlich, und der Fang darin nur denen gestattet, die wie die Herren von Walkenried oder die gräflichen Reichsfischermeister von Wernigerode ein uraltes Wappen führen. Nur einige Bäche sind sogenannte „Freigewässer“, in denen seit alten Zeiten jeder dem Fischfange nachgehen kann. Zuweilen sind nur einzelne Stücke oder Abschnitte der Flüsse von einem bestimmten Punkte zu einem andern frei, z. B. die Bode von dem Orte Rübeland bis Königshof. Sie nennen dies Stück „die Freibode“. Von dem Reste des Flusses sagen sie, „er fließe in der Herrschaft“. Aber selbst an diesen Freiflüssen ist der Fang wieder nur an gewissen Tagen

der Woche dem Volke ganz frei. Und an solchen Tagen sieht man alsdann die armen Fischer, namentlich in der Wander- oder Steigezeit der Forellen, oder wie sie sich ausdrücken, „wenn der Fisch in die Kuhle geht", gruppenweise hinaus ziehen, um ihrem stillen Geschäfte nachzuschleichen. Zu dieser Zeit bewaffnen sie sich gewöhnlich mit einem eisernen Dreizack und einer Fackel. Denn dann ist der Fisch, wie gesagt, meistens auf den seichten Stellen und an den flachen Inseln des Flusses zu finden, und läßt sich in der Nacht, vom Lichte geblendet, leicht harpuniren. Es ist dies jedenfalls die amüsanteste Art des Fischfanges. Der Jäger, der möglichst geräuschlos im Wasser hinaufwadet und mit der Fackel alle Partieen desselben bis auf den Grund erleuchtet, erblickt dabei deutlich seine Beute, sieht die Forelle, die von dem Lichtschimmer bezaubert wird, in ihrem krystallenen Elemente schwimmen und erlegt sie mit sicherem und geschickt ausgeführten Stoße.

Nach der Wander-, Kuhle- oder Steigezeit, wenn die Forelle, wie die Harzfischer sich ausdrücken, wieder ins „Quartier" geht, ist diese Art des Fischfangs nicht ausführbar. Dann sitzt der Fisch in seinen tiefen und unzugänglichen „Kammern" unter den Felsen, wo ihn weder die Fackel erleuchten noch der Dreizack treffen kann. In diesen Felsen-Verstecken oder in ihrer Nähe ist gemeiniglich eine starke Strömung, wie die Forelle sie liebt, und auch das Auswerfen von Angeln mit Köder, der keinen Augenblick ruhen könnte, ist daher unmöglich, so wie die Felsen und Steinbrocken die Anwendung des

Netzes verbieten. Es ist dem Menschen daher alsdann nichts anderes übrig geblieben, als mit denjenigen fünf geschickten Fangwerkzeugen, welche die Natur ihm an jeder Hand befestigt hat, zu operiren.

Es klingt fast unglaublich, daß ein wegen seiner äußerst schlüpfrigen Behendigkeit so berühmtes Wasserthier, wie die Forelle es ist, sich auf eine so plumpe Weise, wie es der Fang mit den Fingern der Hand zu sein scheint, überraschen läßt, und doch ist diese Fangweise sehr allgemein. Leicht ist sie freilich nicht, und auch nicht ohne Gefahren. Ueberlegung und Gewandtheit kommen dabei vielfach ins Spiel, und einem geschickten Harzer Hand-Fischer bei seinen Operationen und Evolutionen zu folgen und zuzuschauen, ist fast eben so unterhaltend und anregend, wie z. B. das Schauspiel, das der Gemsjäger auf seinen gefährlichen Schleichwegen dem Beobachter gewährt. Sie kennen die Stellen, wo Forellen zu stehen pflegen, oder wissen ihre Kammern und Quartiere nach einer Recognoscirung des Terrains auszufinden. Doch ist es oft nicht wenig schwierig, auf geräuschlose Weise zu diesen Stellen hinzugelangen. Sie müssen zuweilen die größte Gymnastik üben, und kommen dabei nicht selten in die wunderbarsten und halsbrechendsten Attituden, welche unsere Maler eben so gut, wie die Verlegenheiten und Positionen der Gemsjäger zu interessanten und charakteristischen Bildern benutzen könnten. Sie balanciren über die großen und schlüpfrigen Granitblöcke hinweg, kleben oft wie die Alpen- und Gletschersteiger an kaum angedeute-

ten Vorsprüngen und Absätzen, an dem einen mit diesem, an dem gegenüberliegenden mit dem andern Fuße und schweben so gebückt über der wildströmenden Bergfluth, indem sie den Körper mit der Linken an irgend einer Staude anhängen und nur mit der Rechten ins Wasser unter die Felsen hinabgehen, um den Fisch dort vorsichtig herauszutasten. Spüren sie die Forelle, die — dies muß ich zum Verständniß bemerken — für den Kitzel sehr empfänglich ist, ihn gern hat, sich oft selbst am Sande und an andern harten Gegenständen reibt, so fangen sie vom Schwanze an, mit den Fingern unter ihn leise hinzuspielen bis zum Kopfe, wo sie dann rasch und plötzlich zupacken, und gemeiniglich den zappelnden Fisch in ähnlicher Weise, wie dies der Jaguar in Amerika thut, richtig ans Licht bringen. Da der Mensch bei diesem Forellenfang mit der Hand — ganz anders als bei dem müssigen Angeln oder dem trägen Netzfang — mit seiner ganzen Person und Gewandtheit eintritt, so ist sie jedenfalls neben jenem Harpuniren der Fische bei Fackelschein, die interessanteste aller Arten des Fischfangs. An Gelegenheit zu ihrer Beobachtung fehlt es dem Reisenden nicht, denn die Handfischerei der Forellen ist im Harze sogar — (zu gewissen Zeiten des Jahres wenigstens) fast die gewöhnliche. Uebrigens ist sie auch in andern Ländern bekannt, und z. B. ebenfalls in manchen forellenreichen Gebirgen Frankreichs und der Schweiz geübt.

Nicht minder interessant und nicht minder reich an

ästhetischen Genüssen und Scenen als alle die wilden, den Forellen und Fischern überlassenen Wasserkünste der Natur sind nun endlich auch die Wasserwerke, die der Mensch und namentlich die im Harze überall die Hauptrolle spielenden Berg- und Forstleute in die Landschaft des Gebirges gesetzt haben.

Die Rolle, welche diese künstlichen Wasser-Schöpfungen in der Gegend spielen, ist um so beachtenswerther, da sie dem Reisenden und Beschauer des Landes auf Schritt und Tritt begegnen, und da man nichtsdestoweniger zugleich bemerken kann, daß ihre ästhetische Bedeutung in unsern Harzschriften noch sehr wenig untersucht und hervorgehoben ist.

Die Wasserkraft, welche die Natur den Berg- und Waldleuten dazu liefert, um ihre zahlreichen Werke in Bewegung zu setzen, ist zum Theil nur sparsam vorhanden, zum Theil wird sie ihnen nicht immer in der Weise dargeboten, daß man sie jedesmal bequem benutzen könnte.

Es giebt merkwürdiger Weise auf der ganzen großen Harzgebirgs-Insel keine natürlichen Wasser-Magazine oder Seen, wie sich deren in anders gestalteten Bergländern so viele finden. Auch sind die Bäche und Flüsse und ihre Betten wie in allen Gebirgen oft sehr wild und rauh. Endlich sind sie häufig nicht an der rechten Stelle, wo man sie eben brauchen will, zu haben.

Sie entwickeln zuweilen im Frühling und Herbst eine übermäßige Wasserfülle, die den Schöpfungen des Menschen verderblich wird.

Und dann wieder leiden sie in trockenen Perioden an Mangel, vermögen nicht die erforderliche Triebkraft zu liefern, und wollte man sich auf sie verlassen, so liefe man Gefahr, einen Stillstand aller der sich unter und über der Erde bewegenden Maschinen, welche die Haupttriebfedern aller dortigen Geschäfte sind, zu erleben.

Der Mensch hat daher hier wie in Holland die wilde Natur und namentlich die Gewässer in seine Schule nehmen und sie seinen Zwecken dienstbar machen müssen. Er hat hie und da spärlich tröpfelnde Bächlein in große künstliche Seen verwandelt, die ihm als nie versiegende Wasser-Vorräthe dienen können. Er hat den wilden Fluthen neue regelmäßig gestaltete und sanft abfallende Betten gegraben, in denen sie sich mit einer so abgemessenen Wasserfülle und in einem so bestimmten Takte bewegen, wie es für seine Zwecke wünschenswerth ist. Zu wasserarmen Lokalitäten hat er diese künstlichen Wasserspender hingeführt, und zuweilen dazu sogar die Bergwände durchbohrt, um den Ueberschuß eines reichlich bewässerten Thales in ein quellen*loses* hinüber zu leiten.

Die ganze auf diese Weise entstandene merkwürdige Wasserwirthschaft, die mit ihrem regulirten Geäder sich durch den gesammten Harz hinzieht und fast überall das System der natürlichen Fluß-Adern begleitet und durchkreuzt, gereicht der Gebirgslandschaft, sage ich, ebenfalls zu nicht geringem Schmuck und dem Reisenden zur angenehmsten Unterhaltung.

Namentlich hat man jenes mit Recht so sehr beliebte Element in seine Landschaft hinein gebracht, das ihr von Haus aus fehlte: die anmuthigen Spiegel der Seen. Und in wie hohem Grade dies geschehen ist, mag schon der Umstand beweisen, daß die sonst ziemlich einförmige Gegend von Clausthal allein im Laufe der Zeiten nicht weniger als 63 solcher künstlicher Seen oder Teiche erhalten hat, bei deren Anlage überall es nur der Zweck war, einen stets wohlgespeisten kleinen Wasserfaden zu gewinnen. Viele dieser Kunst-Seen haben in Folge ihrer Bestimmung eine überaus malerische Lage.

Denn man mußte mit ihnen oft in die Hintergründe der Thäler hinein, wo es möglich war, eine Menge kleiner Quellen und Bäche aufzufangen und zu sammeln. Vor allen Dingen mußte man dazu die obere Abtheilung des Thales durch einen Querdamm absperren, um eine Aufstauung des Wassers zu veranlassen. Diese Querdämme mußten begreiflicher Weise da angelegt werden, wo das Thal schon eine natürliche Verengung zeigte, wo es einen Absatz machte, und wo dann in der obern Thalpartie ein Wasserbecken veranlaßt werden konnte.

Die besagten Dämme sind daher zuweilen sehr großartige Kunstwerke geworden. Sie sind mächtig und breit, wohl sechzig und mehre Fuß hoch und fallen mit einer langen Böschung nach der Thalseite ab. Schon in alten Zeiten, bereits im 16. und 17. Jahrhundert führte man solche Dämme auf, wälzte große Steinblöcke in den aus-

zufüllenden Engpaß hinab, verklammerte diese mit eisernen Stangen oder Bolzen, schuf so gegen das oft unbändige Wasser eine Basis, auf die man nachher noch weiteres Gemäuer und Gerölle häufte, um dann dem Ganzen mit Erde und Rasen eine so regelmäßige Gestalt zu geben, wie sie die Meer- und Stromdeiche in unseren Marschen besitzen.

Oberhalb des Dammes präsentirt sich nun der Spiegel des Sees, der sich in das Ende des Thales hineinzieht, und von allen Seiten die Wasserspenden der Berge empfängt. Er ist meist tief in der dichten Tannen-Waldung versteckt, und dient zugleich gewöhnlich auch den Bergforellen zu einem erwünschten Aufenthaltsorte. Vom Damm her geht eine hölzerne Brücke zu dem sogenannten „Wasserhäusle", das nach der Mitte des Sees hinliegt, und das die Maschinen enthält, die dazu dienen, um den Wasserablauf zu reguliren.

Da mitunter in der Regenzeit und bei starken Gewitter-Entladungen der See plötzlich hoch anschwillt, so hat man auch für diese Fälle eine Vorrichtung treffen müssen. An der einen Seite hat man den Damm dazu durch ein Schleusen-Werk oder eine sogenannte „Ausfluth" durchbrochen. Durch diese Ausfluth stürzen alle die überflüssigen wilden Gewässer, deren man sich nicht bemächtigen wollte oder konnte, thalabwärts. Weil man sie sich selber überläßt, so bilden sie zur Seite des Dammes, wo sie, (aus den Händen der Menschen befreit) wieder ihre eigenen Naturwege betreten, zuweilen

über Felsen und Blöcke sich stürzend, sehr anmuthige Kaskaden, die mit dem Kunstwerke der Menschenhand in poetischen Contrast treten.

Es giebt kleine Thäler, in denen man auf mehrere Scenen der beschriebenen Art trifft, wo ein solcher See mit Damm, Ausfluth und Wassersturz über dem andern liegt, ein unterer, ein oberer, und im äußersten Hintergrunde vielleicht noch ein dritter.

Bei heftigen Wasser-Anschwellungen sind trotz der „Ausfluthen", die dann nicht genug Abfluß gewährten, die festen granitenen und verklammerten Dämme durchbrochen, oder wie der Ausdruck in der Sprache der Harzer lautet „aufgeriest" (aufgerissen) und ihre Materialien von der wilden Fluth thalabwärts geführt worden, indem dann der See dabei sich entleerte. Zuweilen hat man es nicht passend gefunden, das Werk wieder herzustellen, und dann sieht der Reisende das Ganze in seinen vielleicht schon hundert Jahre alten Ruinen liegen. In das ehemalige jetzt hohle Seebett ist der Wald wieder hinabmarschirt, und die Ueberreste des Dammes und der Schleusen und das Wasserhäusle sind mit Gestrüpp und mit Gebüschen malerisch bewachsen.

Nicht minder anziehend sind nun die Canäle oder Wasserläufe selbst, die den so eben geschilderten Seen entfließen. Sie ziehen meilenweit in mannigfaltigen Krümmungen und Schwenkungen durch die Wälder, über die Wiesen, über die Felsen, und an den Abhängen der Berge dahin, um die Wohnungen der Menschen und die Städte aufzu-

suchen, wo sie eben die colossalen Räder der Schachten, die Stampfer der Pochwerke, die Gebläse der Hütten in Bewegung setzen sollen. Da die Naturwege dahin zuweilen höchst uneben und rauh waren, so hat man überall einen Streifen planiren und glätten müssen. Zuerst mußte ein Kanal zur Fassung des Wassers durchgesprengt und ausgemauert werden. Aber ihn begleitet ein eben so sorgfältig unterhaltener Fußpfad, der den Arbeitern wegen der beständig erforderlichen Beaufsichtigung des Wassers nöthig ist.

Auf diese Weise sind die hübschesten Gebirgs-Promenaden durch den ganzen Harz hin entstanden, in entlegene Seitenthäler hinein, zu denen man vermuthlich wegen der Spaziergänger und Touristen allein gar keinen Weg gemacht haben würde. Meistentheils sind die Wasserläufe selbst mit einem Gewölbe von Tannenzweigen bedeckt, durch welche sie vor Staub und Blättern, und im Winter vor Schnee und Frost geschützt werden.

Der Weg nebenher, der alle Schlängelungen des Gewässers mitmacht, ist bequem, zwei Ellen breit, und an Abhängen untermauert, oder mit einem Erddamm geschützt. Wo wilde Berggewässer dem ruhig fließenden Canale in die Quere kommen und seine Linien durchschneiden, da hat man sie in hölzernen Rinnen aufgefangen und in Bögen über die Promenade weggeleitet, worauf sie dann nach einem jähen Sturze ihre rauhen Wege weiter wandern. Je nach Umständen hat man sie wohl auch in Gewölben unter dem Canale abfließen lassen.

Weil man natürlich immer ein Niveau suchen mußte, welches wenigstens noch etwas höher war als die Höhe der Werke und Räder, über welche die Gewässer, um sie zu bewegen, hinabstürzen sollen, so schlängeln sich die Kunstgräben und ihre Gallerien und Gänge, um sich auf diesem Niveau zu erhalten, oft auf langen Umwegen an den Bergwänden hin.

War die Ueberspringung eines Thales, um zum Ziele zu gelangen, unvermeidlich, so hat man sich wieder auf verschiedene Weise geholfen. Bei einer engen Kluft baute man eine Brücke, über die man den Canal hinüberführte.

War das Thal zu breit, eine Brücke nicht ausführbar, so half man sich auf andere Weise. Große, weite eiserne Röhren wurden auf der einen Seite am Berge hinaufgelegt, unten im Boden des Thales versenkt, und wieder auf dem gegenseitigen Abhange emporgeführt. Die Gewässer stürzen in das eine Ende der Röhren hinein, fließen unterirdisch durch den Thalgrund quer durch, erheben sich jenseits nach bekannten Naturgesetzen, durch den Druck wieder zu derselben Höhe, welche sie diesseits verließen und kommen nach dieser Schwenkung richtig mit ungeschwächter Kraft an dem hohen Orte ihrer Bestimmung an. Hie und da hat man wohl eine solche Vorrichtung zur Formirung imposanter Fontainen, die man bei festlichen Gelegenheiten im Thale spielen läßt, benutzt.

Da, wo es galt, ein wasserarmes Thal aus der Fülle

eines benachbarten reich bewässerten Hauptthales zu speisen, wurden die trennenden Bergmauern mittelst eines gewölbten Stollens durchbohrt. In diesen schlüpft dann der Kunstgraben auf der einen Seite hinein, rauscht eine halbe Stunde lang durch den Berg, und tritt auf der andern Seite in das Nachbarthal wieder hinaus, um dessen Pochwerken, Treibriemen und Haspeln Schwung und Leben zu geben.

Auch diese Kunstwasser-Stollen hat man — fast nothgedrungen — wieder zugleich als Fußwege hergerichtet. Sie sind so geräumig, daß man aufrecht darin gehen kann. Das in ihnen strömende Wasser ist überbrückt, oder mit Brettern bedeckt, und an beiden Enden ist eine unverschlossene Thür, die jeder Wanderer öffnen darf, und die hinter ihm von selbst in ihre Lage zurückfällt. Wie das Wasser, so benutzen daher auch die Boten, die Reisenden und die schwer bepackten Lastträger solche Stollen oder Tunnel zur Communication von einem Thale ins andere. Sie pflegen dazu in der Regel ihre Laternen, die sie vor den Eingängen anzünden, bei sich zu führen, und schneiden auf diese Weise langwierige Klettereien über die Höhen ab, indem sie wie Gnomen neben den Forellen her durch den Berg schlüpfen.

Die Arbeiten und Wanderungen der Frauen im Gebirge.

Wie die Männer des Landes, so haben auch die emsigen Harzfrauen einen nicht geringen Antheil an dem Aufbau des Lebens im Gebirge, und es wird nicht ohne Interesse sein, auch der Betrachtung ihres Fleißes und ihrer Anstrengungen einige Blätter zu widmen. Ihre Heimath legt ihnen ganz eigenthümliche Mühen und Verrichtungen auf, und natürlich will ich hier nur von solchen in jenem Berglande mehr oder weniger einheimischen Frauenarbeiten reden. Es kann selbstverständlich nicht meine Absicht sein, hier alle die häuslichen Geschäfte der Frauen, ihr Wirken und Schaffen in der Wirthschaft, in Keller und Küche, am Spinnrocken und am Webstuhle und bei dem Lehren und Wehren der Knaben, wie sie auch sonst überall vorkommen, zu schildern. Ich will nur ihren Antheil an den Wald-, Feld- und Gebirgsarbeiten eine flüchtige Revue passiren lassen.

Vor allen Dingen sind die Harzfrauen von ältesten Zeiten her, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Marketenderinnen oder Proviantmeisterinnen ihrer Männer, der Wald- und Bergleute, gewesen. Diese siedelten sich vor langen Jahrhunderten in ihren hochgelegenen Bergwerkstätten gleichsam wie Soldaten in ihren Lägern, oder wie amerikanische Hinterwäldler in ihren Blockhausdörfern an. Ihre kalten Hochebenen und Thäler boten ihnen nichts als Holz, Silber, Blei und Kupfer, und sie sandten alsbald ihre Frauen ins Land hinab, um dort Brod und Speise zu schaffen. So organisirte sich von frühen Zeiten her die eigenthümliche Industrie der sogenannten „Harzgängerinnen“ und ihrer Wanderungen mit schweren Ladungen von Korn, Früchten, Eiern und Lebensmitteln aller Art, und da die Verhältnisse des Acker- und Gartenbaues auf den Höhen noch selbst jetzt nicht viel anders geworden sind, als sie zur Zeit der alten deutschen Kaiser waren, so geht diese eigenthümliche und uralte Verproviantirung des Gebirges durch die Frauen noch heutiges Tages lebhaft fort. Den Gemüse- und Obstbau gestattet das harte Klima fast nicht. Den Ackerbau, wenn er versucht wurde, hat man in den Bergwerksdistricten des Oberharzes sogar von Seiten der Bergbehörden zu Zeiten verboten. Es geschah dies z. B. einmal im Jahre 1653, wo viele Leute im Harzer Erzgebirge den Boden zu bestellen und zu bepflügen angefangen hatten. Da wurden ihnen die Pflüge confiscirt und das Ackern und Ernten „bei 50 Thaler Strafe“

untersagt. „Es geschah dies“, sagt ein alter Schriftsteller, „weil eine solche Bepflügung eine Entweihung des Harzbodens, des alten Silber-Erzbodens, zu sein schien.“ Die Behörden wollten, daß die Leute nur an ihren metallenen und steinernen Acker in der Tiefe denken und sich nicht mit Allotriis auf der Oberfläche befassen sollten. Es möchte dies wohl — das mag ich nebenher bemerken — ein seltenes Vorkommniß in der Culturgeschichte sein, daß von Seiten der Staatsregierung einer so nützlichen und sonst überall geförderten und eifrig gepflegten Beschäftigung, wie es der Ackerbau ist, mit Verboten und sogar mit Strafen entgegengetreten wurde. Da die Harzer demnach wenig Körner haben, so können sie auch nur wenig körnerfressende Thiere ernähren, keine Hühner und Geflügel. Brod, Eier, Schinken müssen ihnen beständig zugeführt werden. Frische Gemüse sind den Bergleuten zur Conservirung ihrer Gesundheit so heilsam und nothwendig wie den Schiffern. Da sie Gartenproducte gar nicht oder selten erzeugen, so werden dieselben beständig aus dem Lande herbeigeschafft.

Bei Braunschweig und Wolfenbüttel haben sie ihre Gemüsegärten, deren Erzeugnisse von da auf den Markt der Harzstadt Goslar geschafft werden. Was dieser Markt übrig läßt, wird nach Clausthal getragen, wandert noch weiter ins Gebirge nach Andreasberg und in seine Nachbarschaft, und kommt dann dort allerdings etwas welk, matt und verstaubt an. Manche Nahrungs-

mittel werden vorzugsweise nur von einer gewissen Ortschaft der Ebene geholt. So ist das Dorf Westerhausen seiner Mohrrüben wegen im Harze berühmt, und da sie die Mohrrüben hier „Mauren" zu nennen pflegen, so geben die Harzfrauen den reichen Gutsbesitzern jenes Ortes den Namen „die Maurenkönige".

Die Umgegend des Städtchens Osterode ist eine Hauptkornkammer für das Gebirge und von ihm ziehen auf alten gewohnten Bergwegen, die sie gewöhnlich als „Harzstraßen" bezeichnen, kleine und große Trupps von Frauen aus, hoch bepackt mit ländlichen Erzeugnissen aller Art. Auch die schwere Leinwand und andere Fabrikate, die man in der Ebene fürs Gebirge erzeugt, werden ihnen aufgeladen. Sie schleppen wohl zuweilen einen Centner und mehr, und wie bei den berühmten kanadischen Voyageurs, welche auf ihrem Rücken die entlegenen Forts der Hudsons-Bay-Compagnie mit dem Nothwendigen versorgen, so hat sich auch unter diesen Harzgängerinnen eine Art Wetteifer im Schleppen erzeugt. Wie jene Voyageurs setzen sie einen Ehrenpunkt darein, recht tapfer, viel und weit schleppen zu können, und rühmen sich ihrer Lasten. Wenn eine besorgte Mutter ihre Tochter ermahnte, sich nicht zu viel aufzubürden, so wird diese nachher unter ihren Mitschwestern verspottet, die ihre Verwunderung darüber zu erkennen geben, wie wenig sie in ihrer „Welle" (so nennen sie das Gepäck) habe. Und schon um solchen Spöttereien

zu entgehen, packen sich die armen Mädchen nun alle möglichen Dinge auf die Schultern.

Ihre Wanderungen gehen im Winter wie im Sommer fort. Nur wenn im Harz, wie es zuweilen geschieht, alle Wege tief unter Schnee vergraben sind, geräth ihr Gewerbe ins Stocken. Dann schneit wohl ein armes Weberdorf auf lange Wochen ein und die guten Leute können ihre Producte nicht an den Mann bringen. Diese häufen sich in ihren kleinen Vorrathskammern, während im Geldbeutel Ebbe eintritt, und sobald nur im Gebirge die Wege wieder ein wenig gangbar werden, müssen dann Mutter und Tochter mit doppelten Ladungen hinaus. Zuweilen, wenn sie dabei ein rauhes Unwetter überfällt, erliegen sie unterwegs ihrer Last, und es geschieht dann wohl, daß man von einem solchen Paare armer Harzgängerinnen nichts wieder findet, als neben ihren Leichen ihre Körbe und verstreuten Waaren.

Die vielfachen Gegensätze von Gebirge und Ebene veranlassen einen sehr mannigfaltigen Austausch zwischen dem Harze und seiner Nachbarschaft, und die Hauptträgerinnen dieser ganzen Betriebsamkeit sind die Frauen, die ebenso wie sie den Proviant des Ackerlandes hinein-, auch viele Gebirgsproducte hinausführen. Da sich einige von ihnen besonderen Zweigen dieses Geschäfts vorzugsweise hingeben, so haben die Harzer auch bestimmte Namen für sie. Die, welche das Obst der Ebene im Gebirge verschleppen, nennen sie z. B. die „Eppel-

frahns" (die Aepfelfrauen), die, welche das Gemüse verhandeln, heißen „Hecker" (wahrscheinlich Höckerin). Auch das Botenlaufen im Gebirge ist fast ganz in den Händen dieser Frauen, und auch, wo der Reisende oder sonst jemand etwas von Ort zu Ort zu transportiren hat, da stellt sich eine geduldige Frau, oder ein Mädchen ein, die es „aufhuckt". Da die Männer durch ihre Gewerbe und Künste weit mehr an einen bestimmten Fleck gebunden sind, so begegnet man daher auch den beweglichen und wandernden Harzfrauen auf allen Landstraßen und Gebirgswegen weit häufiger als den Männern. Es ist dies in unserem Gebirge gerade eben so wie unter anderm auch in dem berühmten ostindischen Gebirgslande Nepaul an der Grenze von Thibet, wo nach den Schilderungen der Reisenden die mit Obst, Getreide, Proviant, Industrieproducten ꝛc. bepackten Nepauleserinnen ebenso truppweise aus den Gangesebenen über die schwierigen Bergpässe ihres Landes ins Gebirge ein- und ausziehen, wie unsere deutschen „Hecker" und „Eppelfrahns" und andere „Harzgängerinnen".

In den unheimlichen Bergwerken und bei ihren gefährlichen Arbeiten hat man die Frauen gar nicht zugelassen. Der so viel Gewandtheit, Kunst und Muth erfordernde Bergbau ist ganz und gar ein Männergewerbe. Im Walde dagegen haben die Frauen manche kleine und einige nicht unwichtige Geschäfte auf sich genommen. Vor allen Dingen ist das Säen und Pflanzen der Tannenbäume in den „Kämpen" und jugendlichen Wäl-

dern ein Geschäft der Frauen und Mädchen. Es werden dazu die weiblichen Bewohnerschaften ganzer Walddörfer aufgerufen. Schaarenweise ziehen sie hinaus, kampiren im Walde und stellen die zarten Pflänzchen in Reihe und Glied an den weitgestreckten kahlen Abhängen der „Haie“ auf. Weil das Baumpflanzen eine der leichtesten, amüsantesten und in gewisser Hinsicht poetisch anregenden Arbeiten ist, so sind sie gewöhnlich recht munter dabei und vollbringen ihre Verrichtung meistens unter fröhlichen und gemeinsamen Chorgesängen. Auch auf den Höhen des Thüringer Waldes und des Erzgebirges findet man diese singenden Baumpflanzerinnen. Da das Tannensäen und Pflanzen jetzt schon wenigstens 50 Jahre ein regelmäßiges Geschäft der weiblichen Jugend gewesen ist, und da alle hundert Jahre der ganze Tannenwald sich verjüngt und wieder erzeugt, so kann man beinahe schon jetzt behaupten, daß es wenige Bäume im Harzer Fichtenwalde giebt, die nicht von jungen Mädchen unter lustigen Gesängen gepflanzt sind. Die alten Griechen hätten gewiß wie auf die beim Flötenspiele Apollo's sich zusammenfügenden Mauern des alten Ephesus, ebenso auch auf diesen unter Frauenliedern aufsteigenden Tannenwald eine hübsche Mythe oder ein Gedicht gemacht.

Mühseliger, minder poetisch, aber doch auch zu manchen Auftritten, die einen Maler oder einen Menschenbeobachter interessiren können, Veranlassung gebend, sind einige andere Waldgeschäfte der Frauen und ihrer Töchter. Unter anderm das Sammeln des sogenannten Leseholzes, oder

der vom Winde abgeschlagenen und von der Sonne vertrockneten Aeste und Zweiglein, welche die reichen Waldherren, wie in allen Ländern, so auch im Harze den Armen überlassen. Man hat ihnen dazu vom Monate October an zwei Tage in der Woche, den Dienstag und den Freitag, freigegeben. An diesen beiden, von alter Zeit her bestimmten Tagen, die sie ihre „Holztage" nennen, ziehen die Frauen mit ihren Mädchen und Knaben, mit Karren und Schlitten in den Wald hinaus, und durchspüren alle seine Schlupfwinkel, um die ihnen preisgegebene Beute (ihr Leseholz) zu entdecken. Gerade in den unzugänglichsten Orten findet sich dessen am meisten, in den Schluchten, wo die Bäume übereinander hinstürzen, an den schroffen Abhängen und Bergecken, wo Wind und Sonne auf die Bäume prallen. Wenn die Holzsucherinnen da etwas, was ihnen dienen kann, erspähen, so wagen sie dann, an den vom Schnee und Eise glatten Felsköpfen hinabkletternd, ihr Leben, um ein paar dürre Zweiglein zu erhaschen, die sie wie die Vögel Halm für Halm zu ihrem Nesterbau zusammenschleppen.

Im Ganzen kann man sagen, überläßt man den Frauen und Kindern den ganzen Waldkehricht. Man giebt ihnen sogenannte „Moos- und Graszettel", durch die sie die Erlaubniß gewinnen, sich hie und da an den Rändern und Säumen des Waldes Moos, Gräser und Schilf für ihren Hausbedarf zu ernten. Man erlaubt ihnen auch, hie und da etwas „Hecke" oder frische Tannen-

zweige zu ernten. Auch der Abfall bei den Holzarbeiten kommt ihnen zu Gute; und man sieht daher überall in den Harzwäldern solche arme Weiber und Mädchen, wie die gute Aehrenleserin Ruth auf dem Felde des reichen Boas, herumschleichen, um die Brosämlein, welche von der Tafel der reichen Waldherren fallen, zu sammeln. Man trifft auch wohl unter diesen Leseholzsucherinnen ganz auf eben solche fleißige, bescheidene und fromme Personen, wie jenes Moabitische Mägdlein deren eine war. Auf einem meiner einsamen Spaziergänge in einem der hübschen Waldthäler des Harzes begegnete mir eines schönen Morgens unter Anderen Eine, die ich hätte malen mögen. Es war eine junge Frau, welche die ihr auf ihrem „Graszettel" gegebene Erlaubniß bemerkenswerth eifrig benutzt hatte. Sie war mit einer ganzen Ladung frischduftender Waldproducte bepackt. Auf dem Rücken trug sie einen schweren Korb mit Gras, das sie auf den Aengern geschnitten hatte und das für ihre Milchkuh bestimmt war, die, wie sie mir sagte, krank im Stalle sei und nicht mit der Dorfheerde hinaus könne auf die Gemeindetrift im Walde. — Oben darauf hatte sie einen dicken Bündel sorgfältig und fest zusammengeknüpften Leseholzes mit etwas Moos darüber. Unter dem linken Arme trug sie, in ein rothes Tüchlein gewickelt, ein Büschel besonderer Kräuter. Diese, sagte sie mir, seien für ihr naschhaftes „Hippelchen", ihre Hausziege, bestimmt, welchem Leckermaule sie immer etwas Apartes mitbringen müsse. In der Rechten aber

hielt sie einen Strauß schöner blauer und gelber Blumen, die sie ihrem Töchterchen heimtragen und ins Glas stellen wollte, und endlich hatte sie noch in den Falten ihres Kopftuches hinten im Nacken, wo sie hier im Lande dergleichen gewöhnlich verbergen, einen Strauch frischer und reifer Erdbeeren eingeklemmt. Als ich fragte, für wen denn diese Beeren seien, sagte die sorgsame Hausmutter, die im Walde an alle Hausmitglieder gedacht, für jeden gesorgt hatte, die habe sie für ihr Büblein gepflückt, der noch ein Säugling sei, und der, wenn sie nach Hause käme, wohl wüßte, wo ein kleiner Leckerbissen für ihn zu finden sei und ihr die Beeren gemeiniglich, über die Schultern kletternd, vom Kopf wegnasche.

Als ich das auf die besagte Weise geschmückte Harzweib mir ansah, gedachte ich jener raffinirenden Musiker, wie man sie ehemals wohl auf unsern Märkten zu sehen bekam, und die in einer Person ein ganzes Orchester vorstellten, indem sie in den Händen eine Trommel rührten, mit dem Kopfe ein Schellenspiel in Bewegung setzten, mit dem Munde die Hirtenflöte bliesen, und mit den Füßen die an ihnen befestigten Becken schlugen. Allerdings aber gefiel mir das Bild des Blumen-, Kräuter- und Früchte-Orchesters, welches Sorgfalt und Liebe an einer und derselben Person hier zusammengebracht hatte, unvergleichlich viel besser.

Eins der Hauptgeschäfte der Harzweiber ist es, die herrlichen Bergwiesen, die das vornehmste Besitzthum der Gebirgsorte sind, in gutem Stande zu erhalten, sie

zu wässern, zu düngen und auch die Heuernte von ihnen heimzubringen.

Die Frauen und Mädchen schleppen den Dünger mühselig auf dem Rücken an den Berghalden hinauf, legen sich am Rande des Waldes Magazine davon an, und verbreiten ihn im Herbst oder Frühling zur Unterstützung der Natur über die Graskuppen. Das Mähen des Grases fällt zwar den Männern zu. Die Bergleute besorgen es schnell in den Intervallen zwischen ihren unterirdischen Arbeiten, wenn sie einmal auf der Oberfläche ein paar Stunden frei athmen dürfen. Das Wenden, Trocknen und Häufeln des Heues ist dagegen die Sache der Frauen. Namentlich aber auch, wie gesagt, das Einheimsen.

Da die Harzbewohner meistens keine Pferde besitzen und auch überhaupt auf ihren an den Bergen hangenden Wiesen kein Gespann benutzen können, so ist Schiller's schwankender Heu- und Erntewagen in diesen Bergen und Thälern ein unbekanntes Ding. Die ganze Ernte muß auf den Schultern der Frauen von den Anhöhen herab und in die Scheuern hineingeschafft werden. Und eine solche Heuernte in einem Harzdorfe ist dann, wenn einmal ein günstiger und heißer Tag eintritt, wo Alles sich sputet und rasch zugreift, um den warmen Sonnenschein zu nutzen, ein recht merkwürdiges Schauspiel. An allen Wiesengehängen kleben geschäftige Gruppen, ganze Familien mit ihren Kindern, die den Segen zusammenraffen. Hoch bepackt mit einer duftenden Ladung

schwankt ein Weib nach dem andern ins Dorf herein. Daß es Menschen sind, erkennt man kaum, da sie in der gewaltigen Heuperrücke fast ganz versteckt sind. Man sieht nur wandernde Heuhaufen oder „Säume". Denn so, — sich selber den Saumthieren vergleichend — nennen die armen Geplagten ein solches ihnen zugetheiltes Bündel.

An jedem Hause, das eben Ernte hält, sind zwei lange Fichtenbäume aufgestellt, die schräg zur Heubodenluke hinaufreichen, und auf denen an einer kleinen Winde der herbeigeschaffte „Saum" emporgleitet. Ist die Wirthschaft eine große und hatte der Hausherr ein Dutzend oder mehr Frauen bei dem Geschäft engagirt, so giebt es dann zum Schluß noch ein kleines Erntefest. Bringen die Heuweiber den Rest, so traben sie alle zwölf in einer Reihe, jede mit ihrer letzten Ladung auf dem Rücken, ins Dorf hinein. Die Vorderste hat an ihrem Saume das „Kranzel" (den Erntekranz) befestigt. Auch die Andern haben ihre Säume mit bunten Bändern und Blumen geschmückt.

So ziehen sie eilfertig und jubelnd heran, stellen sich vor der Wohnung ihres Auftraggebers auf und bringen ihm mit hochtönenden Frauenstimmen ein Lebehoch, stürmen dann nachher, immer noch mit ihren Säumen beladen, das Haus und machen sich hinterdrein auf Kosten des reichen Mannes einen lustigen Abend.

Es ist vergnüglich, diesem regen Erntetreiben zuzuschauen, denn obgleich die Säumer unter ihrer Last vom

Schweiße triefen, so freut man sich doch mit ihnen über das gelungene Heu, das überall Duft und Wohlgeruch verbreitet, und über jeden Saum, den sie richtig trocken in Sicherheit brachten. Auch vergessen diese Heuweiber selbst inmitten ihrer Mühsale und Anstrengungen so wenig die Gebote der bei ihnen herkömmlichen Höflichkeit, daß dem Wanderer aus jedem dicken Saume ein recht freundlicher „Guten Abend“ entgegen grüßt. Ehemals in den alten ceremoniösen Knixzeiten hat dann gewiß jeder Harzer Heuhaufen auch seinen respektvollen Knix gemacht.

Aber einer dieser schwerfälligen Heuhaufen bereitete mir eines Abends, als ich auf der Landstraße hinausging, und die bei mir passirenden Säume zählte, einen Anblick, bei dem noch weit zartere Rücksichten und Empfindungen, als bloße herkömmliche Höflichkeit und allgemeine Freundlichkeit im Spiele war. Es gab wieder eine solcher Scenen oder Bilder, wie sie dem Reisenden oft in fremden Ländern aufstoßen, und die er gern gleich durch Pinsel oder Griffel verewigen möchte.

Wie alle übrigen kam nämlich auch jener mir damals begegnende Haufe anfänglich schwerfällig und mühselig daher geschwankt. Plötzlich aber bemerkte ich, wie er sich rascher in Bewegung setzte, und wie dann ein Frauenkopf sich langhalsig und freudigen Antlitzes aus ihm wie aus einer Schildkrötenschale hervorthat. Sie reckte die Arme aus, trippelte, lief beflügelten Schrittes dahin und rief mit einer feinen und rührenden Weiberstimme: „Ach mein Bübchen, mein gutes Bübchen!“ Ein altes

Mütterchen, das ein hübsches und munteres flachsköpfiges Knäblein auf dem Arme trug, eilte ihr entgegen. Das Bürschlein, das noch nicht sprechen konnte, kreischte laut, als es die Mutter unter dem Heu erblickte, strampelte vor Lust mit den kleinen Händchen und Füßen und wurde dann von der Alten in den Kräuterhaufen hineingesteckt. Hier gab es nun Küsse und wieder Rufe: „Ach mein Bube, mein Herzenssöhnchen!"

Ich selbst war ganz überrascht beim Anblick dieser heftigen Zärtlichkeit und bewegten Scene. „Die Mutter hat ihr Kind wohl recht lange nicht gesehen?" fragte ich die Alte, die, wie ich, daneben stand, und der Begegnung mit Theilnahme zuschaute. „Das nun gerade nicht", erwiederte sie, „sie ist erst seit heute Mittag fort ins Heu gewesen. Aber, wissen Sie, der August ist ihr Erstgeborenes und da ist die Liebe immer inbrünstiger."

Und dann erzählte sie mir, wie sie mit dem jungen Weibe dasselbe Haus nachbarlich bewohne, und wie ihre Freundin ihr beim Fortgehen das Knäblein anvertraut habe — „und da ich nun wußte, wie sie ihn so sehr lieb hat", fuhr sie fort, „so dachte ich mir aus, ich wollte ihn ihr am Abend bei der Heimkehr entgegentragen und ihr diese Ueberraschung bereiten". — „Das war von Euch recht hübsch und aufmerksam", bemerkte ich der Alten, und dann, nachdem die Mutter ihren abgeküßten August zurückgegeben und ihren schweren Saum, der bei der Inscenesetzung des von mir geschilderten Tableau vivant etwas in Unordnung gerathen war, auf den Schultern

wieder zurecht gehuckt hatte, gingen wir alle gegenseitig sehr mit einander zufrieden dem Dörfchen zu.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß wie die Heuwiesen, so überhaupt alle Arten von Kräutern, niedrigen Stauden und Sträuchern und ihre Oekonomie zum Bereiche der Thätigkeit der Frauen gehören, während der Hochwald und die Bearbeitung der Felsen und Berge die Domaine des Mannes bilden.

Sollte ich hier sämmtliche wilde Pflanzen und Kräuter des Harzes nennen, deren Blüthen und Früchte, oder Blätter und Wurzeln den Landeskindern einigen Nutzen gewähren, und deshalb von den Frauen geerntet werden, so würde dies ein langes Verzeichniß geben.

Sehr zahlreich sind im Gebirge die Pflanzen, die ihrer medicinischen Kräfte wegen geschätzt und gesucht werden. Das Johanniskraut, das Zahnkraut, die Bitterkresse, die wilde Cichorie, der Salbei, der Schwarzkümmel, die Wolfs- und die Nießwurz, das Benedictenkraut, das Isländische Moos, und viele andere „Apotheker-Pflanzen“ wie sie's nennen, wachsen auf allen Bergen und in allen Wäldern, und werden von den Harzfrauen gesammelt und an die Apotheker „im Lande“ verhandelt.

Unter den eßbare Nüsse erzeugenden Büschen muß man insbesondere die wilde Haselstaude nennen, die in dem Leben der Harzbewohner wie überhaupt der Deutschen eine so bedeutende Rolle spielt. Aus ihren Zweigen schnitt man ehemals die Wünschelruthe zum Auffinden der Metalle. Manche alten germanischen Völker gaben

ihren Todten Haselnüsse mit ins Grab, dazu auch Haselstäbe, wie man glaubt als Wünschelruthen, um bei der Wiedererweckung der Todten und ihrer Auferstehung zu helfen. Die Haselnüsse galten als Sinnbilder des Frühlings und der Unsterblichkeit, und weil sie sich oft gepaart, zwei an einem Stiel, finden, auch als Zeichen der Freundschaft und des ehelichen Glücks. Man dachte sich den Strauch von einem geistigen Wesen geschützt, und die deutschen Volkslieder führen oft Gespräche mit der „Frau Hasel" auf. — Auch schützt der Haselstrauch nach dem Volksglauben der Bergleute vor Gewitter und Hagel. Deshalb werden auch wohl Haselzweige geschnitten und gegen den Blitz vor die Fenster oder um das Bett gesteckt. Auch böse Irrlichter können mit Haselzweigen verscheucht werden.

Am Rande des Harzes und auf dem Unterharze ist der Haselstrauch weit verbreitet, und die Einsammlung seiner Früchte gewährt Vielen eine gelegentliche Beschäftigung. Auf dem Unterharze haben von ihm sogar eine Stadt und ein Fluß ihren Namen erhalten, nämlich der Bach „Hassel", ein Nebenfluß der Bode, und die Stadt „Hasselfelde", vielleicht auch das alte Schloß „die Hasselburg" unweit Ihlefeld. Und dort ist die Nußlese in ergiebigen Jahren sogar eine nicht unwichtige Angelegenheit. In alten Zeiten scheint der Haselnußstrauch noch viel besser auf dem Harz gediehen zu sein als jetzt. Denn man sieht sowohl sein Holz als seine Nüsse noch in den tiefen Torfmooren auf dem Oberharze in Strichen, wo

er jetzt nicht mehr wächst, conservirt. Auch wurde einst sein zähes Holz sogar beim Bergbau benutzt. Denn man findet es noch heutzutage in alten Stollen und Schachten als Bauholz zur Unterstützung der Wände verwandt.

Die Cultur unserer schönen europäischen Obstarten ist im ganzen Gebirge unbedeutend. Sie gedeihen nur am Fuße des Harzes in den Gärten des hübschen ihn umgebenden Städtekranzes. Die Natur hat aber diesen Mangel durch mehrere wilde Früchte und Beerensträuche, die ein hartes Klima ertragen, und die sie in großer Fülle über die Brüche, Sümpfe, Wälder und Anger ausstreute, ersetzt. Man kann sagen, die harzische Pomona, eine wilde Waldgöttin, hat ihren Sitz auf den kahlen Höhen aufgeschlagen. Die Sage des Volkes, die immer so poetisch ist, erzählt, daß einst ein frommer Bergklausner die heilige Mutter Maria um Obst für die armen Bergbewohner angefleht habe, und daß Maria, sein Gebet erhörend, darauf ihren eigenen Kranz vom Haupte genommen, ihn aufgelöst und über die Berge und Thäler verstreut habe, auf dem nun die Beeren, die hübschen Erd- und Heidel-, die Brom-, Him- und die Preisselbeeren so reichlich wuchsen, daß seitdem die Einsammlung und Verwerthung dieser nichtsweniger als verächtlichen Gaben zum Ersatz an die Stelle der Wein-, Kirschen- und Aepfelernte der Ebene getreten, und ein nicht unwichtiger Nahrungszweig und eine jährlich wiederkehrende Beschäftigung eines großen Theils der Bevölkerung, namentlich der Frauen und der Jugend geworden sei.

Die Nachfrage nach allen diesen aromatischen wilden Früchten ist in den am Rande des Harzes liegenden Städten, wo sie von den Kaufleuten und Apothekern eingemacht und versandt werden, sehr bedeutend, und die ärmeren Bewohner fast aller Harzorte bekommen dadurch Gelegenheit zu einer lohnenden Arbeit.

Sie ziehen im Sommer truppweise, Weiber und Kinder, Mutter und Großmutter, ganze Familien, in die ihnen bekannten Thäler und sammeln eifrig die genannten Beeren. Manche Ortschaften, besonders hochgelegene (wie z. B. Braunlage) sind diesem Erwerbe vorzugsweise ergeben. Doch kommen auch die Leute von den am Vorharze gelegenen Ortschaften herbei, um von der willkommenen Beute zu vortheilen, oder um, wie sie sich ausdrücken „in die Beeren zu gehen".

In jenen Hauptbeerengänger-Orten muß sogar der Schulmeister bei der Anordnung seiner Ferien auf die „Beerenzeit" Rücksicht nehmen. Die Dorflehrer des Harzes hatten nämlich und haben hie und da noch jetzt die Erlanbniß, die fünf ihnen bewilligten Ferienwochen in diejenige Zeit zu verlegen, welche den Bewohnern ihrer Ortschaft gerade die bequemste oder wichtigste ist. In einem Orte, wo die Heuernte die Hauptsache ist, machen sie daher die Zeit der Heuernte „schulfrei", damit die Jugend dabei helfen und schaffen könne. Wo das Kartoffelroden den Leuten mehr am Herzen liegt, da wird die Zeit der Kartoffelernte dazu genommen

Und endlich in einigen Dörfern dann auch die Periode des Lesens der Beeren, namentlich der Heidelbeeren, welche als die häufigsten und als die zu den vielfachsten Zwecken, (auch als Färbemittel zum Branntweinbrennen und ebenfalls in der Apotheke benutzten) die Hauptrolle unter den wilden Früchten spielen. Die Heidelbeeren gehen bis zur Schneegrenze hinauf. Mit ihren dort sehr dichten Büschen ist sogar noch überall die hohe Brockenkuppe ausgepolstert. Im Oberharze, am Fuße des Brockens, findet man sie oft auf weit ausgedehnten Strichen Busch an Busch, zuweilen mit den eben so hoch hinaufsteigenden Preißelbeeren vermischt. Doch giebt es Stellen, auf denen sie sich gesellig und fast ausschließlich zusammenhalten, und die sie dann nicht oder doch für eine Zeitlang nicht überschreiten, denn zuweilen kommen sie dann auch wieder ausnahmsweise in Lokalitäten empor, in denen man sie seit lange nicht sah.

Einen Beerenkamp dieser Art erblickte ich unter andern an den weitgestreckten Abhängen oder schiefen Ebenen, die sich am Fuße des Brockenfeldes zu den Klippen der sogenannten „Steilen Wand“ aufbäumen. Da waren die Weiber und Mädchen aus nah und fern herbeigekommen, um ihre Lese zu halten, und das Bild, das sie darboten, war in der That belebt genug. Wie eine Schafheerde waren sie über das Plateau verstreut. Selbst aus den entfernten Partieen des hoch gelegenen Erntefeldes guckten und flatterten noch die bunten Hüte und

Bänder, als schwämmen sie in einem grünen Meere, aus dem Gestrüpp, in dem sie halb vergraben waren, hervor. Manche krochen emsig suchend zwischen den Felsen am Rande der „Steilen Wand“ umher. Weite schöne Aussichten boten sich über die benachbarten Thäler und Gipfel hin dar, und der dunkle, stille, unbewohnte Wald rahmte die ganze lebhafte Scene in weiten Umkreisen ein.

An den kleinen tief in die Haide eingeschnittenen Fußsteigen hatten sie ihre Depots, wo sie ihre Ernte in die Tragkörbe ausschütteten, und da waren auch ihre Kinder placirt, die sie nicht allein zu Hause lassen wollten. Diese — dicke und pausbackige Burschen und Mädchen — saßen in Gruppen vertheilt zwischen dem Gestrüpp und Kraut, und sahen wie die kleinen Schornsteinfeger aus, denn sie hatten bereits den ganzen Tag sich in ihrer Weise an der Beerenernte betheiligt. Sie waren von den Müttern, die mir nicht genug von der Heilsamkeit und den medicinischen Kräften ihrer Frucht zu erzählen wußten, immer reichlich mit Waldspeise versorgt. — Um ihre Mahlzeit noch mit Spiel zu würzen, hatten sie die schwarzen Beeren in kleine hölzerne Eimer gethan, in denen sie sie mit im Walde geschnittenen Stäbchen zerstampften, und sich Muß, Sauce und Getränke nach ihrem Geschmack daraus bereiteten. Das Ganze war eines jener Harzwaldbilder, wie sie dem auf die Landes- und Natureigenthümlichkeiten aufmerksamen Reisenden zu Zeiten aufstoßen.

Die meisten dieser guten Leute, die aus nahe gelegenen Orten kommen, kehren wohl Abends heim, zu Hause ihren Vorrath mehrend. Manche aber, die, wie ich sagte, viele Stunden weit aus entfernteren Gegenden herbeikommen, um irgend ein verstecktes, ihnen aber als ergiebig bekanntes Thal im Harze auszubeuten, sehen sich auch veranlaßt, einige Nächte in den Thälern zu campiren, bis sie ihre Zahl voll, das heißt zwanzig oder dreißig Pfund ein jeder gesammelt haben, die es sich dann der Mühe lohnt „aufzuhucken" um sie — (das Häuflein kleiner stets Beeren essender und roth und schwarz geschminkter Kinder trippelt dabei jedes Mal hinterdrein) — nach Wernigerode, oder Goslar, oder Nordhausen hinabzubringen.

Denn in diesen und allen andern Städten umher giebt es, wie gesagt, Kaufleute, welche die Beeren aufkaufen, mit Zucker einkochen, in Steintöpfe oder Bouteillen füllen und dieselben, mit eleganten Etiketten versehen, als ein überall willkommenes Harzproduct in die Welt hinaussenden. Hie und da trocknen sie auch die Heidelbeeren und bewahren sie so für den Winter auf, wie dasselbe auch die amerikanischen Indianer am Obern See und am Mississippi zu thun pflegen. Diese getrockneten Beeren gebrauchen sie wie jene Indianer in ihren Wirthschaften bei vielen Gelegenheiten als Würze der Speise oder auch als Medicin und geben zuweilen auch ihren Hausthieren, denen sie in vielen Krankheiten dienlich sein sollen, kleine Portionen davon. Wie heil-

sam die Harzer allgemein ihre Beeren halten, geht auch daraus hervor, daß sie sprichwörtlich behaupten, die gesundeste Jahreszeit des Harzes sei die „Heidelbeerenzeit". Vielleicht mit Rücksicht darauf ist auch bei ihnen der gewöhnliche Name dieser Beere nicht Heidelbeere, sondern „Heilebeere". Man kann sagen, daß alle Harzer und Harzbesucher absichtslos jeden Sommer eine blutreinigende Heidelbeerenkur durchmachen.

Die Himbeeren haben mit den Heidelbeeren ungefähr dieselbe Zeit der Reife, wie denn — in den höhern Bergregionen wenigstens — wo Frühling, Sommer, Herbst so kurz sind, fast Alles innerhalb derselben sechs Wochen blüht, reift und geerntet wird.

Nur die Preißelbeeren fallen in eine etwas spätere Zeit. Auch unterliegt ihre Ernte besonderen Gesetzen. Die Frauen dürfen sie nicht pflücken, wann sie wollen, oder sie dieselben für reif halten. Es wird dies von der Weisheit der Obrigkeit beurtheilt, und wann diese es für gut hält, meistens im Anfange September, werden die Preißelbeeren „aufgethan", d. h. durch die Tagesblätter und auf andere Weise den Frauen die Erlaubniß zu ihrer Ernte gegeben. Warum dies so beliebt ist, darüber lauten die Berichte verschieden. Nach den Behauptungen der armen Beerengängerinnen geschieht's, weil „der Förster" oder überhaupt „die Vornehmen" erst für sich das Beste abschöpfen und ihre Vorrathskammern zunächst füllen wollen. Nach den Aussagen der Andern geschieht's, weil der Genuß der un-

reifen Preißelbeeren sehr nachtheilig sein soll, und damit die Leute mit solchen der Gesundheit des Publikums nicht schaden.

Endlich mag ich noch die kleine, freundliche und bei allen Harzbewohnern so beliebte Walderdbeere erwähnen, die ich aber freilich, da sie im Frühling die erste wilde Frucht ist, welche die Natur in den Thälern auftischt, eigentlich zuerst hätte nennen sollen. Sie hat auch, wie ihre übrigen Schwestern, ihre Lieblings-Lokalitäten. Es giebt weite Waldstrecken, in denen man sie gar nicht findet; dagegen aber auch wieder felsige und sonnige Berge, die von oben bis unten von ihr bedeckt und geröthet sind. Da diese zarte kleine Frucht weder eingekocht, noch mit Zucker eingemacht und versandt werden kann, so ist sie kein stehender Handelsartikel geworden, wie die Heidel- und Preißelbeere. Sie muß an Ort und Stelle frischweg genossen werden, und ihre Einheimsung bildet daher auch kein eigentliches Gewerbe. Doch sind bei allen kleinen Bädern und Residenzen des Harzes viele Frauen- und Mädchenhände geschäftig, schon am frühen Morgen die am Tage zuvor gereiften zu sammeln, und die stets willkommene Gabe in allen Häusern und Gassen feilzubieten. — Auch gefallen die kleinen, wie rothe Korallen an ihren gebogenen Stengeln baumelnden Früchte Jedermann so sehr, daß selten ein Wanderer, sei es ein Jäger oder ein Bergmann oder ein Waldarbeiter, vorübergeht, ohne sich ein Sträußchen davon an den Hut zu stecken, theils zum Schmuck, theils

um den Seinigen etwas Erfreuliches nach Hause zu bringen. — In einigen Gegenden ist sogar ein Aberglaube herrschend geworden, demzufolge Jeder die Erdbeeren, die er an seinem Wege winken sieht, zu pflücken verpflichtet ist. Sogar ein Reiter soll der Glaubensvorschrift des Volkes gemäß deshalb vom Pferde steigen und das Beerlein pflücken „um Unheil abzuwenden.“

Dies ist ungefähr Alles, was ich von den Geschäften und Wanderungen der Harzfrauen, von ihren Heuernten, ihren Baumpflanzungen, ihren Waldarbeiten, ihrem Nuß- und Beerenlesen zu bemerken Gelegenheit fand. Ihre Thätigkeit in Küche und Keller wollte ich, wie ich sagte, übergehen. Doch muß ich mir davon eine Ausnahme gestatten und zum Schlusse dieses Kapitels wenigstens eine ihrer Küchenarbeiten erwähnen, die ungefähr auch mit dem Schlusse der guten Jahreszeit und mit dem Ende der Beerenernte zusammentrifft. Ich habe die vielen Mühen und den außerordentlichen Fleiß im Sinne, den in allen kleinen Harzorten die Frauen aufwenden, um am Geburtstage Dr. Martin Luther's ihre Männer mit einem Nationalgerichte, mit einer perfecten „Martinsgans“ zu überraschen. Luther wird, als in Eisleben am Rande des Harzes geboren, und als ein Bergmanns-Sohn von den Harzern als ihr eigentlicher, ihnen ganz insbesondere angehörender Landsmann und Bruder betrachtet und sie halten alle an ihn erinnernden Tage, namentlich den zehnten November,

seinen Geburtstag, in vorzüglich hohen Ehren. Freilich war dieser Tag oder doch der darauf folgende, der eilfte November schon in katholischen Zeiten einem andern frommen Manne, dem heiligen Martinus, Bischof von Tours, gewidmet. Und da dieser Heilige seit uralten Zeiten auch der Schutzpatron der Trinker und Schmauser gewesen ist, so beging schon damals auch die ganze katholische Christenheit längst seinen Kalendertag mit Festgelagen, und namentlich mit Bereitung und Verzehrung fetter Gänsebraten. Die Protestanten haben mithin ihre „Martinsgans" als eine schon alte Ueberlieferung aus der katholischen Zeit überkommen. Dies hindert aber nicht, daß sie — gewiß wenigstens die eifrigen Lutheraner des Harzes, die des alten heiligen Martinus von Tours ganz vergessen haben — sich einbilden, diese Gans würde ihnen nur zum Andenken ihres Luther's geboten. Ihm zu Ehren machen die Hausfrauen ihre Martinsgans fett, schlachten und braten sie für den bezeichneten Abend, den sie alsdann mit so viel Aufwand und so festlich begehen, wie man es in andern protestantischen Landen kaum sieht. In den kleinen Harzorten werden an diesem Abende — oder wenigstens waren vor vierzig Jahren, wo ich selbst mich erinnere, es dort einmal erlebt zu haben — alle Häuser illuminirt. Die Musikanten spielten das alte Lied „Eine feste Burg", in das wohl die Bürger auf der Straße und in den Häusern mit einstimmten. Die Glocken des

Städtchens wurden geläutet und dann horchte ein jeder so lange, bis die emsigen Frauen mit ihrer Arbeit in der Küche fertig waren, ihren Martin-Luther-Braten auf den Tisch gestellt hatten und ihre Männer zum Festmahl hereinriefen.

Scenen und Skizzen aus einem Bergdorfe am Fuße des Brocken.

Erste Reihe.

Die Künstler haben wohl den Dichtern zuweilen ein wenig ins Handwerk gepfuscht. Unter andern hat einer unserer berühmtesten Musiker und Componisten „Lieder ohne Worte“ componirt. Die Schriftsteller haben dafür an den Künstlern wohl einmal Rache geübt und z. B. „Bilder“ ohne Farben und Striche hingestellt.

Solche geschriebene Gemälde oder Federzeichnungen haben zwar manche oft hervorgezogene Nachtheile vor den gezeichneten und gemalten. Es ist sehr schwer, durch „Schildereien mit Worten“ recht anschaulich zu werden, und man rechnet dabei oft vergebens auf die lebhafte und ergänzende Phantasie des Hörers oder Lesers.

Alle Beschreibungen, so behauptet man, können doch nie die Figur und Farbe ersetzen, und kein so lebendiges und unterhaltendes Bild, keine so ergreifende Vorstellung, wie ein mit Griffel und Pinsel ausgeführtes Gemälde sie erzeugt, gewähren.

Die descriptive oder schildernde Rede- und Schreibekunst ist daher wohl gar als *langweilig* etwas in Verruf gerathen, und Einige haben sie gänzlich verworfen und haben den Schriftstellern angerathen, alles Darstellen und Malen lieber den Malern und Zeichnern zu überlassen.

Dagegen ließe sich indeß doch wiederum mancherlei einwenden. Und zwar springt sogleich dies in die Augen, daß wenn auch der malende und darstellende Schriftsteller mit der Feder das Ergreifende und das unmittelbar Wirkende eines Kunstproducts des Griffels und Pinsels nie *ganz* erreichen kann, er dies doch *beinahe*, und in gewissem Grade vermag. Ja vielleicht erreicht er es in einem mehr oder weniger *hohen* Grade, wenn er geschickt und umsichtig verfährt und die rechten Mittel ergreift, um auf unsere Phantasie zu wirken.

Nun ist doch auch dies erstlich schon etwas werth.

Zweitens aber kann man wohl sagen, daß die Malereien der Autoren bei allen Schwächen und Nachtheilen, an denen sie leiden, doch auch wieder ihre entschiedenen *Vorzüge*, ihre eigenthümliche *Stärke* besitzen.

Der Farbenmaler nämlich überliefert uns ein *fertiges* Product, das uns zwar frappirt und unser Auge erfreut, das aber doch eben, weil es ein fertiges und abgeschlossenes Werk ist, erst wieder von uns gleichsam aufgelöst und zergliedert werden muß, um es ganz zu verstehen und allseitig genießen zu können.

Die Schriftsteller und Redner dagegen bauen ihr

Gemälde Zug für Zug vor unsern Augen auf, indem sie ein Wort nach dem andern aussprechen und jeden Baustein gleichsam auf den andern fügen. Es ist zwar etwas mühsam, ihnen zu folgen. Aber überraschen sie uns am Ende mit dem vollendeten Bilde, so empfinden wir, wenn sie uns den rechten Weg führten, eine Befriedigung, der wir bei einem Kunstproducte vollständig doch auch erst dann theilhaftig werden, nachdem wir dem Künstler überall rückwärts bis zu den Entwürfen, den Cartons, den Studien, die er für dasselbe machte, und den Idealen und Mustern, die ihm vorgeschwebt haben mögen, gefolgt sind.

Dazu hat nun aber ferner der darstellende Schriftsteller den außerordentlichen Vortheil, daß während und indem er malt, er auch zugleich sein Gemälde auf das schönste zu erläutern vermag. Er kann dasselbe auf einem viel breitern Grunde anlegen, den historischen und geographischen Schauplatz, auf den er es stellt, oder aus dem es herausgewachsen ist, viel genauer und umständlicher bezeichnen, ich meine die zum Verständnisse nöthigen geschichtlichen, ethnogrophischen oder geographischen Bemerkungen sogleich viel besser einfügen als der Maler, welcher letztere sich innerhalb eines knappen Rahmens halten, viel Verständniß voraussetzen muß und uns daher gewissermaßen mehrfach nur Hieroglyphen giebt, zu deren Erläuterung wir dann hinterdrein doch wieder noch nebenher solche historische und anderweitige Anmerkungen und Nachforschungen nöthig haben.

Endlich hat der Schriftsteller bei seinen Federzeichnungen oder geschriebenen Gemälden — wenigstens wenn sie Ereignisse und Scenen zwischen lebenden Personen zum Gegenstande haben, — den unermeßlichen Vortheil, daß er auch die Worte und Gedanken, die dabei geäußert wurden, wiedergeben, daß er seine Personen redend einführen kann, während der Maler uns immer nur stumme Figuren vorführt. Die Gemälde des ersteren, die für das Auge zwar matter sind, sprechen dagegen zu unserer Phantasie gewissermaßen auch noch durch einen zweiten Sinn, durch das Ohr, und gewinnen dadurch abermals an Effect.

Da dem Gesagten nach die schriftstellerischen Schilderungen, Darstellungen und Beschreibungen so viele Vortheile haben, so könnte man daher auch häufig von den Malern verlangen oder ihnen doch anrathen, daß sie bei der Wahl und Auffassung eines Sujets zunächst wie ein Schriftsteller zu Werke gingen, vor Allem den ganzen breiten Hinter- und Vordergrund ihrer Scenen untersuchten, sich jene so wie die Scenen selbst durch eine schriftstellerische Darstellung recht klar machten, Alles mit Hülfe der Rede recht durcharbeiteten, und erst dann das Ganze in Farbe und Zeichnung übersetzten oder gleichsam condensirten.

Verstehen die Maler das nicht, nun so mögen sie den Schriftstellern diese Arbeit überlassen, bei ihnen sich Raths erholen. Und jedenfalls können dann die mit der Feder ausgeführten Gemälde den Künstlern doch als

Fingerzeige zu Entwürfen und Themata sehr dienlich sein, und dergleichen Producte mögen dann wenigstens als Vorarbeiten eine Berechtigung haben.

Wenn ich es hier versuchen will, dem Leser mit Worten einige Scenen und Bilder, zu denen ich die Originale und Themata in einem kleinen Harzorte fand, vor Augen und Ohren zu führen, so möchte ich dabei noch einen andern Zweck erreichen. Wer nämlich ins Leben greifend, dergleichen Scenen und Skizzen heraus zu fischen trachtet, der wird es dabei recht gewahr, und vermag es auch andern wieder ans Herz zu legen, wie reich und unterhaltend auch selbst unsere alltägliche Umgebung und die gewöhnlichen Begebenheiten sind, in Bezug auf welche unser Göthe sagt:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr 's packt, da ist 's interessant."

Wer sich gewöhnt hat, — und in der That ist es nichts als eine Gewöhnung — die Welt mit ästhetischem Sinn und künstlerischem Auge zu betrachten, und Alles, — was sich um ihn her begiebt, gruppirt, und gestaltet, — als eine Gallerie von mehr oder weniger anmuthigen, komischen, rührenden, oder überhaupt charakteristischen Gemälden zu betrachten, dem wird es fast nie an Unterhaltung fehlen, und es werden ihm in dieser Gallerie nicht selten Piecen aufstoßen, die, wenn er auch nicht jedes Mal Zeit hat, ihnen eine sorgfältige Copirung mit Feder oder Pinsel zu widmen, doch

des Anblicks, des Nachdenkens, des Genusses und der Auffassung und Fixirung mit dem Gedächtnisse wohl werth sind.

Unser trefflicher Meier aus Bremen, der poetische Meierheim in Berlin, der eben so sinnige und naturgetreue als phantasievolle Ludwig Richter in Dresden und andere ihnen ähnliche Talente haben uns z. B. eine Menge äußerst anziehender Darstellungen aus der an Bildern wie an Poesie so reichen Kinderwelt geliefert. Aber lieber Himmel, wie manche hübschen Gemälde dieser Art haben selbst jene fleißigen deutschen Maler noch ungemalt gelassen! Wie zahllose Themata zu solchen Darstellungen bringt alltäglich das reiche Leben der vielbewegten Kinderwelt um uns hervor! Wie viele wundervolle Sujets giebt es da noch zu entdecken und auszubeuten, die man den genannten Meistern zur Ausführung anempfehlen könnte!

Zum Schluß dieser Vorrede will ich noch bemerken, daß ich jedem meiner Bilder, wie Maler es thun, eine kleine Ueberschrift geben will, welche in wenig Worten auf die Pointe des Gemäldes hinzielen und das Malerische der geschilderten Scene bezeichnen soll. Alsdann will ich auch dem Zuvorgesagten gemäß alles Lokale, Ethnographische oder Geographische hinzufügen, das zum Verständniß oder zur Erläuterung der Scene dienen kann. Und daraus wird mir jedenfalls der Vortheil erwachsen, daß, wenn ich in meinem beabsichtigten künstlerischen Effecte nicht glücklich sein, wenn es mir bei Vorführung meiner Feder-Bilder nicht gelingen sollte, dem Leser so viel Unterhaltung und Befriedigung zu ge-

währen, wie er beim Anblicke der Kunstproducte der Maler auf einer Gemälde-Ausstellung empfindet, ich doch wenigstens die Genugthuung haben werde, ihm etwas Charakteristisches, einige kleine fernere Beiträge zur Kenntniß des Gebirges, über welches diese Blätter handeln, mitgetheilt zu haben.

Erstes Bild.

Die beiden kleinen Briefträger.

Eines sonnigen Morgens, als ich von meinem Dörfchen aus thalaufwärts spazierte, begegneten mir zwei fremde Knaben, die eilenden Schrittes vom Berge herab kamen, und, nachdem sie mir freundlich guten Morgen gewünscht, mich fragten, ob ich ihnen nicht sagen könne, wo hier der Herr Förster wohne, dem sie einen Brief abzugeben hätten.

Ich berichtete den beiden Knaben darüber das Nöthige, und fragte sie dann meiner Seits, wie sie hießen, und woher sie des Weges kämen.

Der größere erzählte mir, sie seien zwei Brüder aus der Bergstadt Wildemann. Er, der ältere, heiße Berthold, der kleine aber Hanjust d. h. Johannes Augustus. (Denn diese beiden Namen verschmelzen sie hier im Harz gewöhnlich zu der Composition „Hanjust".) Um sie besser zurecht zu weisen, geleitete ich meine jungen Freunde eine Strecke weit zum Dorfe zurück, unterredete mich weiter mit ihnen und nahm Gelegenheit, das eigenthüm-

liche und ansprechende Bild, das sie darboten, mir ein wenig im Detail zu betrachten.

Der ältere Bruder Berthold war der eigentliche Briefbote. Er war, wie der kleine, barfuß; doch trug er das kleidsame dunkle, knappe und mit Puffen und Litzen hübsch besetzte Costüm der Harzer Bergleute und auch die runde hohe, schirmlose Harzer Bergmanns-mütze, die, wie ich schon früher bemerkte, ein wenig der Ungarischen Husarenmütze gleicht, und einem solchen jungen hübschen Burschen recht keck zu Gesichte steht.

Berthold war also bereits ein angehender Bergmann, oder ein sogenannter „Pochjunge“, und diese armen Pochjungen bekommen schon seit ihrem zehnten Jahre nicht wenig von den Sorgen und von der Vielgeschäftigkeit des Bergmanns-Lebens zu schmecken, denn sie müssen die ganze Woche hindurch jeden Tag von des Morgens vier Uhr bis des Nachmittags vier Uhr die harten Erze zerpochen und sortiren, und erhalten dafür einen wöchentlichen Lohn von vier Groschen und acht Pfennigen.

Aber um selbst nur zu dem Genusse eines so dürftig salarirten Amtes gelangen zu können, müssen sie zuvor ein Examen bestehen, im Lesen, Schreiben, Rechnen genügende Proben ablegen und auch die Hauptstücke des Katechismus an den Fingern haben. Um in diesen Künsten und Wissenschaften sich zu fördern, müssen sie dann auch, wenn sie schon als Pochknaben angestellt sind, noch fernerhin nach Beendigung ihrer Tagesgeschäfte jeden Abend die Abendschule besuchen.

Manche haben auch schon des Nachts ihre Pflichten, und man findet zuweilen in einem großen Pochwerke, das bei Sonnenuntergang stille steht, einen kleinen Pochjungen als Wächter des Etablissements für die Nacht auf dem Posten, wobei denn einem solchen jungen Burschen eine schwere und sorgenvolle Verantwortung auf die Schultern geladen wird.

Nicht selten sehen daher auch diese Harzer Pochjungen, die schon in ihrem zehnten Jahre ihr bestimmt regulirtes Geschäft, ihren Sold und ihre kleinen Geldangelegenheiten zu ordnen haben, weit gereifter, gewitzigter und intelligenter aus, als die Knaben von demselben Alter in unseren Städten oder gar auf unsern Bauerhöfen.

Mein Pochjunge Berthold war schon des Morgens vor Sonnenaufgang mit seiner Commission aus dem entlegenen Städtchen Wildemann ausgezogen. Sein Brüderchen Hanjust hatte ihn bloß der Gesellschaft und des Vergnügens wegen — „zum Verknieng", sagte er, — und ohne besonderen Auftrag begleitet. Dieser trug noch bloß das gewöhnliche etwas malerisch zerlappte Harzer Dorfjungen- und Schulknaben-Costüm, denn er war noch kein „Pochjunge". Doch hatte er sich, vielleicht in Erwartung, daß er es bald werden würde, ebenfalls schon ein Bergmanns-Mützchen aufgesetzt. Dasselbe hatte er mit einem Büschel purpurner Erdbeeren geschmückt, die er unterwegs im Walde entdeckt hatte und seiner Schwester mit nach Hause bringen wollte. Er hatte sie nicht, wie

man es bei uns wohl mit solchem Frucht- und Blumenschmuck macht, vorne, sondern vielmehr hinten an der Mütze befestigt, wie das die Harzer denn ziemlich allgemein zu thun pflegen. Alle Blumen, die sie sich pflücken oder geschenkt erhalten, kommen an den Hinterkopf, was unserm an einen andern Platz gewöhnten Auge recht absonderlich und neckisch erscheint.

Von dem Hanjust war auch sein Liebling, der Flink, ein kleiner erst wenige Monate alter Hund, unzertrennlich. Sie hatten auch diesen mit auf die Reise genommen. Da ihr Weg aber über den sogenannten „Schweinebraten" und durch das „Teufelsthal" und über noch mehre andere steile Berge und Thäler ging, so war der kleine Flink schnell ermüdet und Hanjust hatte ihn auf den Arm genommen. Er hatte ihn, wie er mir sagte, auf dem ganzen langen Marsche getragen, „damit er sich die Füße auf den Steinen nicht verwunde". Das kleine helläugige zottige Thier, das einem jungen Wolf ähnlich sah, lag dem hübschen Burschen recht warm und gemüthlich am Busen.

Berthold konnte sich mit dem Hunde nicht befassen. Er hatte genug an seinem mit einem dicken Siegel verschlossenen Briefe zu schleppen und zu sorgen. Die Verantwortlichkeit für die richtige Beförderung desselben mochte ihm nachdrücklich genug auf die Seele gebunden sein. Und er hatte es sich offenbar recht zu Herzen genommen. Denn er hielt das Schreiben in der rechten Hand, recht fest gepackt und vorsichtig, weit von sich

ab, als trüge er eine zerbrechliche Saucen-Schüssel von Porzellan, und als könnte er dabei etwas verschütten.

Er sah dazu ganz ernsthaft und geschäftsmäßig aus, bezeigte großen Eifer, zum „Herrn Förster" zu gelangen, und meine Schilderung der Lage der Wohnung desselben recht genau zu verstehen, blickte auch, während er mir zuhörte, zu Zeiten auf seinen Brief, als wollte er sich sowohl durch die Augen als durch die Finger überzeugen, daß er ihn noch richtig habe.

Ich brachte das Brüderpaar an Ort und Stelle, und indem ich sie mit ihren langen Bergstöcken und ihren rührigen elastischen Beinen seitab munter ausgreifen und der gefundenen Försterwohnung zueilen sah, den Brief immer vorsichtig voran, und den kleinen Wolfshund sorgfältig und gemüthlich im Arm, da frappirte mich das Bild, und ich dachte mir, wie schön so etwas einer der oben genannten Künstler, etwa ein Meierheim darstellen würde, und ein wie viel anziehenderes und dabei doch etwas neues Thema für seinen Pinsel diese kleinen Harzer Dorf- oder Gebirgs-Briefboten sein würden, als z. B. die so oft und fast zum Ueberdruß dargestellten Savoyarden-Knaben mit ihren vielgelobten Murmelthieren.

Zweites Bild.

Die Kinder am Brunnen.

Die Quellen und Brunnen, in denen die Erde ihre krystallhelle Milch an den Tag giebt, sind in allen Landen eine reiche Fundgrube für die Maler; denn sie bilden vielfach die Sammelplätze für Menschen und andere Geschöpfe. Zu ihnen pilgern die friedlichen Heerden heran, einen Labetrunk zu empfangen. Um sie sammeln sich die jungen und hübschen Mädchen und Frauen des Orts, denen, wie es scheint, bei allen Völkern das Geschäft des Wasserschöpfens zufiel.

Der klare frische Born, um den sich erwartungsvoll alle gruppiren, giebt dabei gewöhnlich einen schönen Mittelpunkt ab, und bringt Einheit in das Bild. Die Idee der Stillung des Durstes und der Erquickung der schmachtenden Seelen verbreitet darüber einen anmuthigen Zauber. Brunnen-Scenen bilden daher begreiflicher Weise ein ganz natürliches Lieblingsthema der Maler, und sie haben dieselben nicht nur in den Sandwüsten Arabiens, in den öden Steppen Rußlands oder Ungarns, sondern auch selbst in den Marschen Hollands, wo die sogenannten „Sothe“ doch nur ziemlich prosaische und wenig pitoreske Brunnen-Vorrichtungen sind, immer als die Glanzpunkte der Landschaft mit Vorliebe behandelt.

In den Thälern unseres Harzgebirges quillen wunderbar lautere Gewässerchen überall freiwillig hervor. Die Erde spendet sie — für den Hausbedarf

wenigstens — in reichlichem Maße und fast in jedem Dorfe plätschern und murmeln ein halb dutzend Brünnlein, und verbreiten Leben und Frische rings umher. Die Landeskinder wissen dies Geschenk der Natur zu schätzen, und ein alter Bergmann, der doch sein ganzes Leben hindurch nur mit Silber und andern Metallen umgegangen war, pries mir die krystallenen Quellen seiner Berge noch höher, als seine Silbergruben. Indem er mir aus einem der Brunnen zu kosten gab, forderte er mich auf, ich sollte „mit Bedacht“ genießen, es sei ein rares, weiches, liebliches, ein „Staats-Gewässer“, und erzählte mir, wie er vor nicht langer Zeit auch ein paar vornehme und reiche Herren aus der Fremde hierher geführt, und sie wie mich getränkt habe, und daß diese das Glas gegen die Sonne gehalten und sich des tadellosen Glanzes erfreut, gekostet, probirt und geschmeckt und hinterdrein versichert hätten, daß wenn sie ein solches Wässerchen im Lande haben könnten, so würden sie ein schönes Haus darüber bauen lassen, und es in Steinwerk und Marmor einfassen.

So elegant sieht es nun freilich annoch bei meinem Dorf-Brunnen nicht aus. Von Sculptur und Marmor ist bei ihm keine Rede, aber einem Natur-Maler ist er vielleicht nur desto willkommener. Er präsentirt sich an einem Kreuzwege des Orts, wo zwei der verschiedenen mit verstreuten Häusern gefüllten Thäler und Thalwege, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, auseinander gehen, und wo daher viel Geschöpfe passiren, die das Wasser

gebrauchen können. Da steht eine alte dicke, schattige Linde, an deren Stamm die das Naß spendende Brunnen-Röhre emporgerichtet und befestigt ist. Fast sieht es so aus, als sprudle der Quell aus dem Busen der Linde selber hervor.

Er fällt zunächst in einen großen, alten und recht plumpen Holztrog, den er mit durchsichtiger Flüssigkeit anfüllt. In ihm findet er auf der einen Seite ein von der Natur ausgehöhltes Astloch, durch das er weiter herabstürzt auf die Steine, mit welchen der Boden gepflastert ist, und zwischen denen er sich dann zum Bache abwärts verliert.

Der reich belaubte alte Baum giebt in der Blüthezeit mit seinem vielstimmigen Bienen- und Insecten-Gesumse und mit dem Gezwitscher der Vögel, die gern in seinen Zweigen sitzen, dem Geplätscher der Quelle ein hübsches Echo oder ein sehr passendes Accompagnement. Wenn eben keine Wasser schöpfenden Menschen da sind, so huschen wohl ein Paar der Vögelchen vom Baume herab, und naschen mit der diesen Thieren eigenthümlichen Zierlichkeit und Nettigkeit am Rande des Troges ihr Tröpfchen und spritzen und baden sich zwischen den Steinen.

Eine ganz andere und eine Hauptscene aber giebt es hier alle Vormittag um eilf Uhr, wenn der Schulmeister des Dorfes seine Jugend entlassen hat. Dann langt alle Mal derjenige Trupp von Kindern, der in den beiden bezeichneten, beim Brunnen sich spaltenden Thälern zu Hause ist, in aller Eile und ganz ausgedürstet hier

an, um sich in der Mittagshitze zu laben, und den Schulstaub hinunter zu spülen. — Geflügelten Fußes, die meisten barfuß, kommen sie herangezogen, Mädchen und Knaben durcheinander gemischt, mit großem Lärm und, wie die Spatzen, unter munterem Geschwätz und lustigem Gezänke, — Frohsinn und Heiterkeit über die Stunde der Erlösung auf dem Gesichte, und im Geschwindschritt dem Brunnen zumarschirend.

Die großen und begierigen Buben machen sich zuerst darüber her. Sie klettern über den Trog hinweg, umarmen den Pfosten und lassen sich den ganzen ausgiebigen Strahl ins Gesicht und in den Mund schießen. Die jüngeren Knäbchen begnügen sich mit dem Trog, schlürfen daraus wie die Vögel, indem ihre darüber geneigten Gesichter sich im Wasser spiegeln.

Die kleinen schüchternen Mädchen, jedes mit einem unbegreiflich großen Haufen von Gelehrsamkeit, oder doch von Hannoverschen Abc-, Schreib- und Gesangbüchern, Katechismen, Tafeln und Federn- und Bleistift-Büchsen bepackt, stehen eine Zeitlang geduldig und bescheiden zur Seite, indem sie lächelnd dem übermüthigen Treiben der Knaben zuschauen, die dabei zu Streitigkeiten und Neckereien gekommen sind, und sich untereinander bespritzen und begießen, so daß sie zuletzt wie die gebadeten Sperlinge tröpfeln und triefen, und auch ihre Schriften und Bücher schlimm genug dabei wegkommen.

Endlich tritt eine verständige Hausfrau mit zwei Eimern herzu, in denen sie Vorrath für die Küche zu

holen gedenkt. Sie macht der Ausgelassenheit der Knaben ein Ende, schilt sie, daß sie hier am Gemeindebrunnen alle Tage und alle Morgen so „mantschen“, beklagt sich auch gegen mich, daß die Buben zuweilen noch ärgern Unfug treiben, die Brunnenröhre z. B. mit Gras verstopfen — und verscheucht sie. Die Gescholtenen ziehen spöttisch und schwatzend davon, indem sie bald auf andere Dinge ihre Aufmerksamkeit lenken. Die gute Frau aber sammelt dann die kleinen Mädchen um sich her und reicht ihnen in ihrem Gefäße nun auch den Labetrunk.

Drittes Bild.

Der Sonnenschirm.

Es stolperte ein uraltes Großmütterchen Schritt vor Schritt, langsam, mühselig über den Platz dahin. Sie trug einen Säugling, ihr Enkelchen, im Arm. Sie faßte ihn sicher, sie hielt ihn warm. Sie hatte ihn in die Zipfel ihres baumwollenen Mantels eingeschlagen, und drückte ihn fest und sorgfältig an sich.

Es war Mittag und die Sonne sandte brennende Strahlen vom Himmel herab. Da es dem Berg-Mütterchen an einem eleganten Sonnenschirm fehlte, so hatte sie ihre dürre alte knöcherne und zitternde Hand ausgestreckt, und hielt dieselbe über dem Kopfe des Kleinen, um ihm Schatten zu gewähren. Um diesen noch etwas zu mehren, beugte sie auch ihr eigenes run-

zeln- und sorgenvolles Gesicht über den lächelnden Kleinen, der im Schutze der großmütterlichen Hand so zufrieden und unbelästigt dalag, wie ein Christuskind auf der Egyptischen Reise unter Palmblättern.

So weit ich die Alte, die, ich weiß nicht welchem entlegenen Hause zustrebte, verfolgen konnte, bemerkte ich, wie sie stets bedacht war, bei jeder Wendung des Weges ihren mit Mühe emporgehaltenen Sonnenschirm in die rechte Lage zu bringen, und dabei zuweilen zu der strahlenden Sonne am Himmel hinaufschaute.

Die Holländischen Maler haben uns in ihren Gemälden häufig auf absonderliche Lichteffecte tractirt. Ein Mädchen, das sich mit einer flackernden Kerze zum Fenster hinausbeugt, und dabei sich selbst beleuchtet, oder ein Marktweib, welches ein durchsichtiges Ei vor eine Flamme hält, oder auch eine Spitzenklöpplerin, die halb beleuchtet, halb beschattet hinter einem Lampenschirm sitzt, und Anderes dergleichen haben sie mit außerordentlichem Fleiße ausgeführt.

Mein altes Harz-Mütterchen mit ihrem fünffingerigen Sonnenschirm erschien mir als ein viel bedeutungsvolleres Thema für künstlerische Bestrebungen dieser Art. Ihre halbdurchsichtige Hand, ihr der vollen Sonne ausgesetztes, ernstes und gutmüthiges Angesicht, der wohlthuende Halbschatten über den Wangen und Augen des Kleinen, dies waren Lichteffecte und Contraste genug in einem engen Rahmen, und dazu steckte doch in dem ganzen Thema eine viel ansprechendere Idee und Bedeutung,

als in jenen transparenten Hühner-Eiern oder sich selbst beleuchtenden Dienstmädchen; nämlich die Idee der Vorsicht und Liebe einer alten großmütterlichen Seele und der Ausdruck ihrer sorgsamen Mühewaltung im Contraste mit dem unbekümmert und behaglich lächelnden Antlitze des kleinen Schützlings.

Viertes Bild.

Die Präsentirung der Kirsche.

Wieder ein anderes Bild, bei dem ich auch gern einen recht geschickten Pinsel oder doch einen Daguerreotypisten zur Hand gehabt hätte, lieferten mir einmal „Knaut Hühne" und ein hübsches kleines zierliches Mädchen, dem jener wilde Mensch eine Kirsche präsentirte; daher ich auch dieses Bild unter dem obigen Titel meinem Gedächtnisse einprägte.

Knaut Hühne — nomen et omen! — ist ein alter, barscher, ja beinahe roher, dennoch aber auch zu Zeiten wieder ganz gutmüthiger Gesell.

Seit Jahren schon spielt er die Rolle eines sogenannten Eseltreibers, der mit seinen Eseln, Pferden und Mauleseln einen kleinen Theil des Verkehrs des Oberharzes mit der Ebene besorgt. Er bringt auf dem Rücken seiner Thiere Kartoffeln und Getreide und Mehl und andere Lebensmittel, die man in Säcken und Körben fassen kann „aus dem Lande" ins Gebirge, welches an

allen den genannten und noch andern Dingen Mangel leidet.

In seiner Jugend ist Hühne eine Zeitlang Soldat gewesen, und seitdem hat er sich für den ganzen Rest seines Lebens soldatische Manieren in so hohem Grade angeeignet, daß er als eine wahre Copie des Miles Gloriosus des Plautus gelten kann. Er hat eine laute kräftige Stimme, die man, wo er auftritt, sogleich aus dem Gespräche der Uebrigen heraushört.

Wenn er auf und mit seinen „Eseltreiber-Pferden“ (so nennen sie im Oberharze die Saumrosse), mit den Beinen schlenkernd und baumelnd dahertrabt, so läßt er wohl ein altes lustiges Kriegslied erschallen, und den Zug seiner Rosse commandirt er noch in derselben Manier, in welcher einst sein Hauptmann ihn und die übrigen Grenadiere seiner Compagnie commandirte.

Er nennt seine Rosse mit den ihnen beigemischten Eseln und Mauleseln seine „Familie“. Und unter diesen seinen vierbeinigen Kindern, — so erzählte er mir einmal — wären die Maulesel immer die klügsten. Er könne sie, sagte er, sogar als Kopfkissen im Walde gebrauchen, wenn er dort einmal übernachte, was zu thun ihn mitunter die Umstände veranlaßten, namentlich der Wunsch, seinen Thieren ein wenig freie und nicht allzu kostspielige Weide zu verschaffen. Dann läge sein kluges Thier mit ihm schlafend so still wie ein Kind. Schliefe er selber zu lange, so käme auch wohl ein anderes Maulthier heran, beschnuppere ihn, oder kratze mit den Hufen

den Rasen neben seinem Haupte auf, um ihn zu wecken.

Bei seinem nomadisirenden Leben und Treiben im Walde, auf der Heerstraße und in den kleinen Gebirgsschenken hat Hühne natürlich seine alten soldatischen Manieren nicht verfeinert. Im Gegentheil hat dieser Harz-Arriero, wie auch alle anderen Säumer und Pferdetreiber der Alpen Spaniens und der übrigen Länder, sich vieles von der Art des Benehmens und Betragens angeeignet, welche Shakespeare in seinem Falstaff und dessen Genossen so vortrefflich gezeichnet hat. Auch Don Quixote begegnete auf seinen Streifereien in den Posadas von La Mancha solchen Cumpanen wie Knaut Hühne, die er freilich sehr irrthümlicher Weise für Ritter, Grafen oder sonst etwas Vornehmes hielt.

Wie jene, liebt Hühne das Spiel und das Zechen, das Wirthshausleben und rastlose Wanderungen. Er ist dabei schlau und gewandt, auf den Gewinn erpicht, und übervortheilt im Handel und Wandel, wie die Leute mir sagten, wo er kann, Freund und Feind.

Dies Alles drückt sich schon auf seinem Angesichte recht deutlich aus. Dasselbe ist mager, dünnbackig, spitz und langnasig, von Strapazen, Alter, Wind und Regen verwettert und kreuz und quer durchfurcht. Seine Augen sind, obwohl klein, doch lebhaft, sein Blick scharf, stechend und pfiffig. Wenn er aber lächelt oder einen Witz macht, so ziehen sich alle Gesichtsmuskeln und Züge zu einem Complex von Linien zusammen, die ein frappan-

ter Ausdruck von derbem Humor, munterer Laune und durchschimmernder Pfiffigkeit sind.

Dabei zeigt er aber dennoch unter Umständen viel Bonhomie, benimmt sich zuweilen nicht bloß großprahlerisch, sondern auch großmüthig und, wenn man ihn ganz für sich allein hat, wo er nicht schauspielert, ist er sehr offenherzig, und philosophirt dann auch ganz verständig über andere Menschen und den Lauf der Welt. In solchen vertraulichen Augenblicken hat er mir auch seinen ganzen Lebenslauf erzählt, — welche Kriegeszüge er mitgemacht, — wie er seine Frau geheirathet, und hinterdrein bald wieder verloren habe, — wie er von ihr jetzt nur noch eine Tochter besäße, die nun erwachsen sei und ihm daheim den Haushalt führe, die zwar zuweilen mit ihm seines Lebenswandels wegen zürne, dennoch aber ein gutes Kind und ihm von Herzen zugethan sei.

Eines Abends nun, als ich mich eben auf die Bank an den freien Haupt- und Central-Platz unseres Ortes hinausgesetzt hatte, um die abendliche Dorf-Ruhe zu genießen, da gesellte sich in derselben Absicht auch ein mir befreundeter Herr zu mir mitsammt seinem kleinen, zierlichen, rosenwangigen Töchterchen, die in der Mitte zwischen uns Platz nahm, und freundlich und artig mit uns zu conversiren anfing. Alles war still und friedlich umher. Da hörten wir auf einmal Lärm, Peitschengeknalle, Pferdegetrappel und eine laute spectakelnde Menschenstimme vom obern Ende des Dorfes her, und bald erschien das Getümmel in unserer Nähe.

Es war Knaut Hühne, der mit seiner „Familie", seinen Mauleseln und Eseltreiber-Pferden, vom Gebirge herabzog. Er ritt auf einer Stute in der Mitte der mit leeren Säcken bepackten Karavane und erwies sich sehr launig und munter, vermuthlich, weil er sein Geschäft glücklich beendigt und den Säckel voll Geld hatte.

Er sang, oder — schrie vielmehr ganz laut ein lustig schallendes Lied, mit dem er sein Heimathsdorf und seine Tochter, die, ihn erwartend, bereits unter den hohen Linden stand, begrüßte. Dabei ließ er seine lange Peitsche tüchtig knallen, und kam so jubelnd mitten auf unseren Platz herzugeritten.

Durch seinen Lärm hatte er aber die Hunde auf die Beine gebracht, die kläffend sein Pferd verfolgten. Im Aerger darüber, und um ihnen eins zu versetzen, zügelte er seine Rossinante zurück, beschrieb auf diese Weise einen großen Bogen — paradirte in einer weit ausgreifenden Kreislinie vor uns her — und kam endlich in der Mitte derselben zu Boden und auf die Füße. Seine Tochter hatte unterdeß die übrigen Thiere schon aufgefangen, sie neben uns an die Bäume gebunden, und fügte nun auch das Reitpferd des Vaters hinzu.

Wie Hühne sich so in der Mitte des kleinen Schauplatzes als den einzigen Schauspieler und uns auf der Bank als die einzigen Zuschauer sitzen sah, da richteten sich seine Gedanken, Augen und Reden alsbald auf uns. Er begrüßte uns in grotesker Manier und brachte das Lied, was er zu Pferde angefangen hatte, zu Ende, in-

dem er dabei zu uns heranfigurirte. Dann fing er an, uns in seiner gewohnten prahlerischen Weise vorzutragen und zu erzählen, woher er komme und was er im Gebirge verrichtet habe. Jedoch stimmte er, indem er uns näher rückte, seinen hohen und lauten Ton mehr und mehr herab. Allgemach hefteten sich seine Augen auf das kleine hübsche Kind, das zwischen uns saß, und wie er sie anblickte und auch sie zu haranguiren anfing, da wurde er noch sanfter und sprach in freundlich kosendem und schmeichlerischem Tone zu ihr. Und in der That war diese Kleine ein reizendes Geschöpfchen, das auch einem Hühne wohl gefallen mochte. Zierlich, freundlich, lieblich, frisch, blühend, unschuldig, obgleich, wie Hühne, ein menschliches Wesen, doch von ihm verschieden wie eine Taube von einem Geier. Sie war ganz erschreckt über den wunderlichen und lärmenden Menschen, und sah still und ängstlich zu ihm hin.

Auch Hühne's Tochter war indessen näher herbeigekommen und hatte sich neben uns gestellt, indem sie bald ihren Alten, bald uns lächelnd ansah, als wollte sie fragen, was wir wohl dazu sagten, und als wollte sie bitten, daß wir ihren närrischen Vater nicht zu streng beurtheilen möchten. Sie trug in einem Körbchen einige reife Kirschen, damals noch eine Rarität in unserem Dorfe, mit denen sie den Vater hatte erfreuen wollen. Kaum hatte Hühne diese lachenden Früchte erspäht, so suchte er eine der schönsten heraus, nahm sie zwischen zwei Fingerspitzen, bückte sich tief zu unserer Kleinen

herab und präsentirte sie ihr. Das schüchterne Kind wurde über und über roth, blickte den bärtigen Gesellen mit großen Augen an und hielt stumm beide Händchen auf dem Rücken, die Annahme verweigernd. Als darauf nun der zudringliche und schmunzelnde Hühne immer näher rückte, so geriethen denn diese beiden contrastirenden Menschengesichter und die mit zwei Fingern präsentirte Kirsche so nahe an einander, wie auf Titian's Zinsgroschen die beiden Physiognomien des Heilands und des Pharisäers, und es kam auf diese Weise wieder ein Bild zu Stande, welches mir fast wie ein vom Leben dargebotenes Gegenstück zu jenem berühmten Titian auf der Dresdener Gallerie erscheinen wollte. Ich glaube, Murillo, hätte er es gesehen, würde es als einen für seinen Pinsel geeigneten Vorwurf betrachtet haben. Denn auf dieses Spaniers Gemälden findet man wohl dann und wann eben solche unschuldige Engelsköpfe, und daneben solche im wilden Leben erzeugte Schelmengesichter, wie ich sie hier beisammen sah.

Zur hübschen Auflösung des Tableau vivant diente es schließlich, daß doch am Ende unsere Kleine sich beruhigte, sich überreden ließ, Muth fassend die Fingerchen nach der Kirsche ausstreckte und zuletzt gar ganz freundlich und lächelnd die ihr dargebotene rauhe Hand hinnahm.

Darüber war Hühne nun ganz entzückt, that den ganzen Rest der anderen Kirschen aus dem Korbe seiner sie willig hergebenden Tochter auch dazu — verfiel aber dann gleich wieder in seine alte Rolle, als er sich lär=

mend auf sein Pferd schwang und, — indem er ein Lied anstimmte, das so anfing: „Als ich noch ein junger Bursche war, Juchhe!“ — davon trabte.

Fünftes Bild.

Der Bergschmied und sein Staar.

Unter den vielen Vogelfreunden, die ich in meinem Harzdorfe kennen lernte, war auch mein Nachbar, der „Bergschmied“ unseres Ortes, d. h. derjenige arme Eisenkünstler, der die Aufgabe hat, den Bergleuten des Königs von Hannover tagtäglich ihr vielgebrauchtes und beständig abgenutztes „Gezäh“, namentlich ihre gestählten Meißel und Bohrinstrumente, mit denen sie die Sprenglöcher in den Erzgängen aushöhlen, zu schärfen und zu repariren. Wenn dies auch nicht ein so mühseliges Geschäft sein mag, wie das der unter der Erde arbeitenden Bergleute selbst, so hält es doch seinen Mann für den ganzen Tag in Athem. Denn es muß immer flink von Statten gehen und lohnt sich nur kärglich.

Schon früh am Tage, mehre Stunden, bevor die Bergleute und die Sonne selbst hervorkommen, Winter und Sommer um 3 Uhr Morgens, muß mein Bergschmied, der im Dorfe sein Nachtlager und seine kleine Behausung hat, hinaus, und muß von einer Grube zur anderen traben, um den Grubenleuten zur rechten Zeit ihre langen Bohreisen in brauchbaren Stand zu setzen.

Zuerst — noch im Dunkel der Nacht — richtet er seine stets eiligen und weitausgreifenden Schritte der sogenannten „Hülfe Gottes“, einem großen und wichtigen Silberbergwerke, zu, wo täglich viele Arbeiter beisammen sind und wo sie schon um 6 Uhr Morgens „einfahren“. Dort neben dem Zechenhause hat er seine Werkstatt, in welcher ihm die Leute am Abend zuvor alle ihre verbogenen, abgestumpften, zerbrochenen oder sonst beschädigten Instrumente zusammen hingelegt haben.

Er untersucht da, indem er seine Brille aufsetzt, mit kritischen Blicken den ganzen Haufen, sieht nach, wo es jedem Eisen fehlt. Diejenigen, denen er nicht mehr helfen kann, oder die, wie er sich ausdrückt, „ganz marode“ geworden sind, legt er bei Seite und ersetzt sie durch neue. Wo er aber noch einen Rest von Stahl an der Spitze entdeckt, da bringt er dieselbe ins Feuer, und stellt die Schärfe mit ein Paar zweckmäßig angebrachten Schlägen rasch wieder her.

Um 6 Uhr, wenn sie anfahren, finden die Arbeiter dann alle ihre Fäustel, Schlägel und Stampfer parat und mit den gehörigen Spitzen und Schärfen versehen, um dem widerspenstigen Gebirge wiederum einige metallische Gaben, die es so erstaunlich festhält, abzutrotzen.

Mein Schmied schürt sein Feuer unter die Asche ein, eilt den Berg hinunter, passirt um 7 Uhr Morgens seinen Wohnort und sein Dorfquartier, wo er ein hastiges Frühstück, das er als kinderloser Wittwer sich selber

bereiten muß, einnimmt, um gleich am anderen Thore wiederum bergan zu marschiren zu der sogenannten „Wiemannsbucht", einem anderen Bergwerke. Daselbst hat er auch wieder sein kleines Atelier mitten im Walde, und dort muß er den ganzen Rest des Tages arbeiten, weil bei dieser Zeche die Instrumente von mehren benachbarten Gruben zusammengeführt werden, und er da also einen noch größeren Haufen vorfindet, als auf der „Hülfe Gottes".

Hier, bei der hübschen, auf ihrer kleinen Bergterrasse so malerisch gelegenen Wiemannsbucht, geht dann das Schüren und Glühen, das Blasen und Hämmern, mit einigen Unterbrechungen und Rastmomenten für Mittags- und Vesperbrod, bis zum Abend fort.

Da mein armer Bergschmied Alles ohne Gehülfen ganz allein zu besorgen hat und in seinem Waldatelier wie ein Clausner wirthschaftet, da er auch als „kinderloser Wittwer" zu Hause keine liebende Gesellschaft besitzt, so ist es wohl natürlich, daß er sich an die Kinder des Waldes gewandt hat, und daß er ein großer Vogelfreund geworden ist. In seinem kleinen Dorfquartier zwitschert und hüpft es wie in einem Gehölze, in allen Ecken und an allen Wänden. Sein Lieblingsthier aber und sein beständiger Begleiter ist ein Staar, der ihm stets auf der Schulter sitzt, und der so grau, schwarz und rußig aussieht, wie sein Herr selber.

Dieser kleine kluge Vogel hat sich ihm einst freiwillig angeschlossen und zwar vor mehreren Jahren in

folgender Weise: Der Meister hatte damals drei junge Staare auf einmal gefangen und aufgezogen, und dieselben auch schon einigermaßen an Haus und Zimmer gewöhnt. Dennoch aber nicht völlig; und eines Tages entschlüpfte ihm daher einer der flügge gewordenen Vögel ins Freie. Begierig, sein Thierchen wieder zu haschen, folgte er ihm in den Wald, und als er es dort auf niedrigen Gesträuchen von Baum zu Baum hüpfend fand, so ließ er noch einen der beiden übrigen, der schon früher oft von selbst beim Fenster aus und ein gehüpft war, frei, in der Hoffnung, daß derselbe dem Flüchtling den Heimweg zeigen werde.

Allein diese Hoffnung schlug fehl. Der zweite, statt den Deserteur zur Vernunft zu bringen, gefiel sich auch in der freien Natur, und beide flogen in Gemeinschaft davon.

Da wurde der Mann ärgerlich, dachte: „ei, wo die beiden sind, da soll auch der Dritte sein", und entließ nun ebenfalls noch seinen letzten Vogel in den Wald, weil er argwöhnte, daß die ganze Sippschaft ein treuloses Geschlecht sei.

Doch auch hierin irrte er sich. Denn am anderen Morgen ganz in der Frühe hörte er es an seinem Fenster flattern und picken. Er öffnete und siehe da! der dritte kleine Pflegling, den er von sich gestoßen, der aber das Haus nicht vergessen hatte, hüpfte herein, setzte sich auf seine Schulter und verlangte wie früher sein Milchbrod. Dies rührte den guten Meister. Er entschloß sich, das treue Thierchen für immer

zu behalten, und hat es seitdem tagtäglich, wie gesagt, auf seinen Schultern getragen.

Um drei Uhr, wenn es zur „Hülfe Gottes“ geht, läßt er es freilich noch schlafen. Aber um sieben Uhr, wenn er von da, wie ich erzählte, zurückkehrt, und zum Kaffee in seiner Wohnung vorspricht, dann frühstückt er mit seinem Staar, läßt ihn aufhüpfen, und trabt nun mit ihm nach der Wiemannsbucht, wo er, wie ich berichtete, den ganzen Rest des Tages Geschäfte hat, hinaus.

Auf dem Wege dahin bleibt das gute Vögelchen meistens (besonders wenn es schlechtes Wetter ist), an dem ihm angewiesenen Platze auf der Schulter seines Herren sitzen. Ist das Wetter schön und spielen am Wege die Insekten, so fliegt er auch wohl seitwärts davon, sich eine Mücke zu erhaschen. Er flattert in den Gebüschen längs des Weges den Berg hinauf. Doch schaut er sich dabei nach dem Meister um, setzt sich, ihn erwartend, auf einen Stein oder Pfahl der Straße, meldet sich mit einem fröhlichen Geschrei, und fliegt, wenn dieser ihm „Hans!“ ruft, auf die Schulter zurück.

So kommen die beiden, mit einander spielend und sich den langen Waldweg verkürzend, bei ihrem Bergwerke an. Da begiebt sich nun der Herr an die saure Arbeit, Hänschen aber wird ins Freie entlassen und darf in dem schönen Gehölze, das die Schmiede umgiebt, spazieren und auf die Jagd gehen.

Er kennt jedoch genau die Stunden der Mittags- und der Vesper-Mahlzeit seines Herrn, und so wie dieser Hammer und Amboß ruhen läßt, und sein Brod und Zubrod hervorholt, ist Hänschen aus dem Walde da, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, und zugleich für sich die Brosamen aufzulesen. Er weiß auch am Abend die Zeit der Abreise und ihrer gemeinsamen Heimkehr, und wenn der Schmied sein Werkzeug bei Seite gelegt und die Thür der Werkstätte verrammelt hat, so sitzt ihm, ehe er es sich versieht, sein Staar schon wieder auf dem Rücken, und läßt sich, müde von allen seinen flatterhaften Streifereien, gemächlich von ihm nach Hause tragen.

Sollte er sich aber, wie es zuweilen passirt, etwas in der Zeit versehen und zu weit in die Tannen hinaus gemacht haben, so genügt es, daß der Schmied einmal: „Hans, Hans" in den Wald hineinruft, und alsbald ist das kluge Thier da und beeilt sich ihm nachzukommen. Dabei kennt es genau seines Herrn Stimme, und jeder Andere, der etwa auch „Hans!" in den Wald hinein riefe, würde sich vergebens bemühen. Für ihn hätte Hans taube Ohren.

Auch sonst zeigt der Vogel sich klug, keck und selbstständig, namentlich z. B. gegen die großen Hühner. Er weiß das Futter, das man für ihn hinstreute, und das diese gierigen ewig pickenden Thiere ihm wohl zu rauben trachten, tapfer gegen sie zu bewahren. — Bei seiner Kleinheit und Schwäche kann er zwar keinen

offenen Kampf mit ihnen aufnehmen. Allein er hat bei den Hühnern, die für ihn Riesen sind, hinten an ihren Füßen irgend eine Achilles-Ferse entdeckt, und da setzt er ihnen, wenn er mit ihnen zu thun bekommt, mit scharfem Schnabel so tapfer zu, daß sie alle einen entschiedenen Respect vor ihm haben, und sobald sie ihn erblicken, Reißaus nehmen.

Sogar auch die listigen Katzen können dem Hans wenig anhaben. Denn er versteht es, sich auch vor ihnen, wo nicht mit Gewalt, doch mit Gegenlist zu retten. Eines Tages hatte mein Bergschmied den Vogel in seiner Werkstatt verschlossen, und als er sie wieder öffnete, kamen ihm zu seinem Schrecken zwei Katzen daraus entgegen gesprungen. Sie mußten sich auf irgend eine unbemerkte Weise eingeschlichen haben, um dem Hans, auf den sie ein Auge geworfen, nachzustellen. Diesen hielt der Meister natürlich für hin und verloren und suchte überall nach seinen Federn. Doch rief er noch einmal und fast hoffnungslos: „Hans! Hans!“ Aber siehe da, auf einmal raschelte und piepte es in einer Ecke einer Fuge des Gebälks. Der Staar hatte sich, statt, wie Vögel es gewöhnlich beim Erscheinen der Katzen thun, vor Furcht außer sich zu gerathen, ängstlich und wild umherzuflattern und am Ende gar den Raubthieren vor die Tatzen zu kommen, dort in einem unzugänglichen Loche vor den Feinden versteckt und niedergeduckt. Und ziemlich lange mußte er darin ausgeharrt haben.

Es ist mir oft eingefallen, und ich habe es gewünscht, daß ein Maler einmal meinen guten alten schmiedenden und rußigen Wittwer und Vogelfreund mit seinem Staare auf der Schulter portraitiren möchte. Aber ich habe lange Zeit nicht gewußt, wie man das Bild recht charakteristisch und gefällig gestalten und anordnen sollte, bis endlich eines Tages der Schmied selber mir dies wider seinen Willen zeigte.

Es war nämlich ein schöner, heller, warmer Sonntags-Morgen, als mich mein Weg, wie es häufig geschah, wiederum bei meines Nachbarn Wohnung vorbeiführte. Da fand ich sein sonst gewöhnlich geschlossenes Fenster weit geöffnet. Er hatte alle seine Vögel in ihren Käfigen von verschiedener Größe hinausgehängt, unter und über dem Fenster und um dasselbe herum. Und sie hüpften und zwitscherten fröhlich in die frische Luft hinaus. Nur am Sonntage kann ihnen ihr Besitzer diese Extra-Freude gewähren. Denn an den Wochentagen, wo er nicht zu Hause ist, müssen sie in dem dumpfigen Zimmer verschlossen und verriegelt bleiben. Ein reizender Fliederbusch bog sich um das Fenster und die zahlreichen Vogelbauer herum, gab diesen den gewünschten Schatten und spielte mit den durchfallenden Lichtern und Blätterfiguren an der Wand.

In der Mitte aber des offenen Fensters lehnte, gemüthlich seine Pfeife rauchend und sich der friedlichen Scene und seiner gefiederten Familie freuend, mein Freund,

der Schmied, mit seinem braunen Antlitze, seiner ernsten, aber gutmüthigen und sinnigen Miene und mit seinem treuen Hans, dem Staar, den er fütterte, auf der Schulter.

Ich grüßte ihn freundlich und entwarf schnell das Portrait von ihm, welches ich so eben dem Leser vorgeführt habe.

Scenen und Skizzen aus einem Bergdorfe am Fuße des Harzes.

Zweite Reihe.

Erstes Bild.

Ein Musikabend im Dorfe.

Für die Pflege der Musik haben die Berg- und Waldleute meines Dorfes, wie überhaupt aller kleinen Harzorte unterschiedliche Verbindungen und Versammlungen, sowohl für Gesang als auch für Instrumental-Musik.

Erstlich sind die jungen Leute, die jetzt fast alle die edle Turnkunst pflegen, zu einem sogenannten „Turn-Gesang-Vereine" zusammengetreten. Dann bilden die Alten eine Gesellschaft für sich, die sie den „Gesang-Verein der Meister" nennen, und endlich haben wieder einen besondern die Handwerker oder Professionisten, die überhaupt neben den Berg- und Waldleuten eine ganz abgesonderte Klasse im Dorfe bilden. Diese Handwerker sind nicht von dem Stamme der alten Fränkischen Berg-

leute, welche von den deutschen Kaisern und den Herzogen von Braunschweig und Lüneburg in den sieben Bergstädten angesiedelt wurden. Sie sprechen auch nicht den Dialekt dieser Bergleute, stammen vielmehr aus verschiedener Herren Länder, aus denen sie allmählig herbeigezogen sind. Sie sind erst in neuerer Zeit bedeutender geworden, dünken sich auch aufgeklärter, als die Bergleute, theilen nicht den Aberglauben, nicht die altmodigen Sitten und Trachten derselben, über die sie sich wohl ein wenig erhaben dünken und haben daher auch wie gesagt ihren besonderen Sing-Verein.

Endlich haben meine Dorfleute dann auch einen Verein von Instrumentalisten, oder wie sie sie nennen, „Bläsern". Dies sind meistens, ich weiß nicht warum, nur Berg- und Waldleute, welche beide Klassen seit alten Zeiten immer zusammenhalten. Es ist merkwürdig genug, daß auch in anderen Bergwerksdistricten z. B. in den Kohlen-Minen Belgiens die Bergleute passionirte „Bläser" sind.

So wie sie aus den Gruben herauf oder aus dem Walde herauskommen, setzen sie sich gern zusammen und singen oder blasen. Denn sie denken und empfinden vermuthlich mehr oder weniger alle so, wie einer von ihnen, der mir, als ich ihn fragte, ob er denn die Musik gern habe, mit großem Nachdruck und fast mit einem Anflug von Sentimentalität sagte: „Ach ja, mein Herr, an der Musik — daran hängt meine ganze Seele!"

Regelmäßig jede Woche kommen sie einmal bei einem der Mitglieder ihres Vereins, bald bei diesem bald bei jenem zusammen, und da hört man sie denn heute aus dem Fenster eines im tiefen Thalgrunde gelegenen Hauses, morgen aus einem, welches hoch am Berg-Abhange steht, herabblasen. Sie sitzen da beisammen bei höchst nüchterner Kost, meistens nur beim Wasser-Kruge, und üben sich aufs eifrigste bis tief in den dunklen Abend hinein, wo sie ihre Noten mit ein Paar sparsamen Talgkerzen-Resten beleuchten, oder auch wohl ohne Licht und ohne Noten bekannte Weisen forttönen und spielen lassen. Jeder der Bläser hat sein eigenes Instrument, das er sich aus seinen kleinen Ersparnissen anschaffte und das er sehr hoch und kostbar hält.

Zuweilen, an einem Sonntage, ließen sie sich in unserm Dorfe ganz freiwillig und ohne Remuneration zum allgemeinen Besten und zu ihrer eigenen Lust und Freude hören. Dabei war dann ihr Orchester mitten auf dem freien Hauptplatze des Ortes, wo am Rande des kleinen ihn durchfurchenden Baches zwei große Linden standen. Unter diesen beiden alten Bäumen war ein viereckiger Raum, von einer hölzernen Einfassung umgeben, innerhalb dessen Bänke und zwei tannene Tische aufgestellt waren. Zuweilen besetzten die Sänger den einen dieser Tische, und die Bläser den andern, und beide trugen wechselsweise, jene ein Orchesterstück oder einen Tanz und dann diese eine Melodie: „Der Wald, der Wald ist mein Vergnügen“ oder sonst etwas dem Aehnliches vor.

So bliesen und sangen sie abwechselnd bis in die tiefe Nacht hinein.

Dabei versammelte sich dann, von den Schalmeien und Tönen angezogen, wie die Nachtfalter vom Lichte, die ganze Bevölkerung des Ortes, und gruppirte sich auf die bunteste Weise am Abhange des Baches und unter den Bäumen umher, vor allen Dingen natürlich die liebe Jugend. Und es gab da dann ein Treiben und Leben unter ihnen, wie in einem elektrisirten Ameisenhaufen, — so viele gefällige und muntere Scenen, daß ein Maler wie jener Dresdener Richter eine ganze Reihe von Skizzen zu seinen Kinderbildern daraus hätte entnehmen oder auch ein großes und reiches Gemälde daraus gestalten können.

Wenn die Bläser eine lustige Polka anstimmten, zuckte es Einigen in den Füßen und sie tanzten auf dem Rasen unter den Bäumen einen lebhaften Reigen.

Andere mehr ernsthafte kleine Mädchen und Knaben hatten sich innerhalb der besagten Holz-Einfassung unter die Linden begeben und hinter ihren musicirenden Vätern Posto gefaßt, indem sie sich an die Schultern derselben lehnten, und mit großen Augen und zugleich ganz Ohr in die Notenblätter hinein blickten.

Andere wiederum, die sich wenig um die Musik zu kümmern s c h i e n e n, trieben für sich Scherze und Spiele, zu denen sie indeß doch, sich selbst unbewußt, durch die allgemeine heitere Stimmung, welche die Melodien verbreiteten, inspirirt waren.

Ein kleiner Knabe hatte sich an dem offenen Eingange des Orchesters statt einer Thür postirt, seine Arme ausgebreitet, und die kleinen Mädchen mußten nun im Cirkel, lachend und sich bückend, unter seinem linken Arm einpassiren, und mit diesem einfachen Scherze unterhielten sie sich wohl eine Stunde lang aufs Beste.

Auf der andern Seite des Wassers aber bot sich das Hauptbild dar, welches jedenfalls der Maler, der das Ganze geben und geschickt ordnen wollte, in den Vordergrund hätte bringen müssen. Da lagen nämlich am Rande des vom Bache gebildeten Thal-Einschnitts, der Musik gegenüber, ein Paar dicke und lange Baumstämme. Auf dem hohen Ende des einen saß eine gute alte Frau, — und eine jüngere auf dem Rasen ihr zu Füßen. Es waren Großmutter und ihre verheirathete Tochter.

Beide waren zwar auch der „Bläser“ wegen gekommen, doch hatten sie sich während des Lauschens in ernste Gespräche vertieft, und schütteten sich zum Takte der Musik ihre häuslichen Sorgen aus. Denn auch zu solchen Ergüssen bilden die sanften und harmonischen Melodien eine nicht unwillkommene Begleitung.

Daneben hielt nun ein junges halberwachsenes Mädchen einen munter zappelnden Säugling am Arme und ließ ihn längs des langen Baumstammes auf zitternden und übereifrigen Beinchen balancirend hin und her laufen. Es war dies die Schwester der jungen Frau und das kleine Wesen deren Söhnchen.

Das Mädchen ließ ihr Bürschchen bis ans Ende des Baumes vorgehen, wo die alte Großmutter, das Gesicht der Frau zugekehrt, in Tücher gehüllt, dasaß, und wenn nun der kleine Schelm bis zu ihr gelangt war, so schlug er ihr dann mit seinen Händchen plötzlich auf die Schulter, und rief ihr „Puh!" ins Ohr, und die gute alte Großmutter, obwohl in ernste und sorgliche Gespräche mit ihrer Tochter vertieft, wandte sich dann jedes Mal um, blickte das Enkelchen freundlich und lächelnd an, und erwiederte sein „Puh" mit einem ähnlichen Ausrufe der Ueberraschung.

Schnell kehrte sich darauf das muntere Bürschchen und trippelte kreischend und voll lauter Freude, als hätte er was Rechtes ausgerichtet und als wolle er der Großmutter entfliehen, wieder dem andern Ende des Baumes zu, (stets freilich an der festen Hand seiner jugendlichen Tante).

Bald machte er jedoch auch hier wieder Kehrt und strebte nun von Neuem auf Händen und Füßen und voller Lust und Spannung der Großmutter zu, die abermals den Schlag und das „Puh!" bekam, wieder ihre Sorgenmiene fahren ließ, und, sich umwendend, dem geliebten Kleinen freundlich und lächelnd ins Gesicht blickte.

Ich setzte mich auf einen Stein daneben, sah für einige Augenblicke diesem gefälligen Gebahren zu, umkreiste dann, um mir noch andere Scenen zu beschauen, die ganze Versammlung, und war, als ich nach einer mäßi-

gen halben Stunde zu demselben Steine und zu demselben Baumstamme zurückkehrte, nicht wenig verwundert, noch dasselbe Spiel im Gange zu finden, — den Kleinen noch immer nicht müde und satt, auf der großen Tanne zu balanciren, um die Großmutter mit Gekreisch zu erschrecken und zu necken, — die junge Tante noch immer geduldig dabei, ihn zu hüten und zu leiten, — die Alte noch immer langmüthig, ihm zu Liebe ihr Gespräch zu unterbrechen und auf seine Idee freundlich, und, etwas wider Neigung und Stimmung lächelnd, einzugehen, — die Mutter auf dem Rasen aber nur zu Zeiten zur Vorsicht ermahnend und vergebens abwehrend.

Da wäre denn einem Maler überflüssig Zeit geblieben, Alles sorgfältig aufzufassen und hübsch zu ordnen, die zuletzt beschriebene Gruppe und Scene, wie gesagt, in den Vordergrund zu setzen, weiterhin jenen Buben, mit dem unter seinen Armen aus- und einschlüpfenden Mädchen im Hintergrunde, den bunten Reigentanz der andern Kinder, und in der Mitte von dem Allen die Bergsänger und Bläser, die in das Ganze Ton und Einheit brachten. Endlich darüber die alten Lindenbäume, die das Ganze so hübsch beschatteten.

Zweites Bild.

Die Schul-Lection.

Ehe ich diejenige malerische Dorf-Scene, die sich meinem Gedächtnisse unter dem Titel: „die Schul-Lection", als ein passendes Motiv für einen Meier oder Richter, oder sonst einen Volks- und Kinder-Maler eingeprägt hat, schildern kann, muß ich bevorworten, daß meine gute Nachbarin, in deren Wohnung mich dieses lebende Bild eines Morgens frappirte, eine treffliche und rastlose Hausfrau ist. Sie schafft und waltet vom Morgenroth bis zum späten Abend in ihrer kleinen Wirthschaft und hält auch ihre Kinder zum Fleiße an.

Sie hat deren zwei, ein Mädchen, Margarethe und einen Knaben, Christoffel oder kurzweg „Toffel" genannt, im Alter von zwölf bis dreizehn Jahren. Beide gehen alle Tage pünktlich in die Schule. Um sich auf die Lehrstunden vorzubereiten, müssen sie schon um vier Uhr aufstehen, und dann gleich ihre Lection lernen bis die Dorfthurm-Uhr sieben schlägt, wo die Schule anfängt. In den Zwischen- und Mußestunden des übrigen Tages haben sie keine Zeit dazu, denn da müssen sie „arbeiten" d. h. im Walde helfen, Holzhacken oder Stühle flechten. Nur dergleichen, nicht die Beschäftigung für die Schule, heißt bei ihnen „arbeiten".

Eines Tages nun ganz in der ersten Dämmerung trat ich zufällig in das Haus dieser guten Leute und in ihre Küche und da fand ich denn das bezeichnete kleine

Geschwisterpaar am Heerde stehen. Es war ein rauher und feuchter Tagesanfang. Draußen wehte es frisch vom Brocken herunter. Wege und Stege waren naß von einem Nachtregen und auch durch das Haus zog ein kalter Wind.

Bruder und Schwester wärmten sich daher die Hände beim Feuer. Sie waren beide erst eben aus den Federn gekrochen, und ihre Coiffüre war noch wenig geordnet, die Aeuglein auch noch etwas verschlafen.

Sie hatten ihre Schulbücher aufgeschlagen auf den Steinen des Heerdes liegen, fast in der Asche; und beide blickten möglichst emsig hinein, und lernten. Toffel mit den Händen in der Tasche, und Gretchen ihre Finger unter der Schürze. Ueber der knisternden und lodernden Flamme aber zischte singend der Kaffeetopf und eröffnete die willkommene Aussicht auf ein wärmendes Frühstück.

Der Tisch, der etwas weiter ab an der Wand stand, wurde eben von der guten Mutter, mit der ich ein kleines Geschäft zu besprechen hatte, gedeckt und bereitet. Und Toffel und Gretchen, wenn sie zwischendurch einmal gähnten, was sie beide jedes Mal a tempo thaten, sandten dann wohl einen verstohlenen Blick dahin, zu sehen, was die sich mit mir unterredende Mutter auf den Tisch setze, hefteten darnach aber, wenn sie sich auf den Schulmeister besannen, schnell die Augen wieder ängstlich auf die Bücher in der Asche und murmelten sich ihre Lectionen vor.

Die ganze Scene schien mir, indem ich einen flüchtigen Blick auf sie warf, alle Bedingungen eines guten Bildes zu erfüllen. Der centrale Kaffeetopf und das Feuer brachten Einheit und Beleuchtung hinein. Der Regen und Wind am Fenster motivirte die Situation hinreichend. Die Angst vor dem Schulmeister, der Eifer beim Lernen, dabei der Kampf mit dem noch nicht völlig besiegten Morpheus, und schließlich die Erwartung des Frühstücks, dies Alles bewirkte angemessene Contraste in den Physiognomien. Die Katechismen wie Bratäpfel auf dem Heerde nahmen sich recht bäuerisch, recht „ländlich-sittlich" aus. Und die Mutter, am Frühstückstische kramend, war etwas für den Hintergrund und eröffnete eine angenehme Aussicht in die nahe Zukunft.

Drittes Bild.

Das Wörtchen „Ja".

Die Kinder in unserm Gebirgs-Dorfe sind, wie ich schon andeutete, bei weitem nicht so derb und plump, wie die in unseren Marsch- und Heideorten. Sie sind im Gegentheil auffallend zierlich, manierlich und gefällig. Aber eins der niedlichsten kleinen Mädchen unseres Thales heißt Marie S. Sie ist das einzige Töchterchen eines Bergmanns, aus einer einsam und hoch unter Tannenbäumen auf einem Bergplateau gelegenen Grube oder „Zeche".

Da oben ist die kleine Marie mitten im Walde von guten einfachen und ehrlichen Aeltern geboren und groß gezogen. Ihr Vater, ein ächter Harzer, vom alten Fränkischen Stamme, der auch noch wie die meisten Bergleute den antiken Fränkischen Dialekt redet, gefiel uns gleich bei der ersten Bekanntschaft durch sein offenes, mildes und freundliches Gesicht und Wesen. Auch ihre Mutter ist eine gutgebildete, stattliche, aber etwas ernste Frau, die im gewöhnlichen Umgange ein wenig zurücktritt, während man sich dem Vater und seiner Tochter schnell gewogen fühlt und anschließt. Die letztere hat im Angesicht und Wesen weit mehr von der Milde des Vaters, als von ihrer strengen und obwohl nicht abstoßenden doch etwas steifen Mutter, von der ich vermuthe, daß sie aus dem Niedersächsischen Stamme ist, obgleich ich es versäumt habe, dies Factum recht festzustellen.

Marie hat helle, große Augen, wie Kirschen, und, wie der Vater, rabenschwarzes etwas gelocktes Haar. Ihr Näschen ist besonders fein gebildet und nimmt an dem Mienenspiel ihres unschuldigen, freundlichen Antlitzes einen wesentlichen Antheil. Ihr Mund ist zwar etwas groß, aber auch dergleichen findet man bei einer im Ganzen ansprechenden Persönlichkeit am Ende nicht störend, vielmehr wohl gerade wieder recht angenehm und gefällig, besonders wenn Ausdruck und Bewegung in den Lippen ist, wenn in den Mundwinkeln ein freundliches und lächelndes Wohlwollen nistet, und wenn noch

dazu beim Oeffnen und Sprechen sich zwei volle Reihen schöner und glänzender Zähne offenbaren.

Jeden Morgen früh vor sieben Uhr kommt die kleine Marie längs ihres Bergpfades zur Schule herunter und dann sehe ich sie so gerne bei meinem Fenster passiren. Sie schreitet recht rasch und gerade, ist, obwohl ihren bescheidenen Verhältnissen gemäß, ohne Eleganz, doch sauber, sittsam und nett gekleidet. Ihre Bücher trägt sie in einem Täschchen an zwei ledernen Riemen auf dem Rücken, und hat noch, um den Inhalt desto besser zu schützen, ihr baumwollenes Mäntelchen über die Tasche geschlagen.

Als ich sie zum ersten Male so durch den Wald spazieren sah, fiel mir das alte hübsche, rührende Gedicht von „dem Kinde im Walde" ein — ich glaube es ist von Kuhn, — und ich hätte sie fast mit den Anfangsversen dieses Gedichtes angeredet:

„Wo willst du Kindlein hin im Wald,
Der Abend kommt wohl feucht und kalt.
Wenn nun ein böser Mensch dir käm!
Ach, wird dir da nicht bange?"

Und sie hätte mir gewiß dann etwas Aehnliches geantwortet, wie das kleine Mädchen in Kuhn's Gedicht:

„Ach nein, die Menschen fürcht' ich nicht,
Auch sind die Englein eingericht't
Die Kinder zu bewahren" ꝛc.

Ein Maler, der das Sujet dieses Gedichts illustriren wollte, könnte kein besseres Modell dazu finden, als meine kleine Marie. Daß sie wirklich furchtlos, ja wohl keck ist, hatte ich bei anderen Vorfällen Gelegenheit zu bemerken. Denn einmal, als die Schulkinder einen Ball aufs Dach geworfen hatten, da war sie gleich die erste, flink auf die hohe Leiter hinauf, mit sammt ihrem Mäntelchen und mit ihrer dicken Büchertasche, das Verlorene zu suchen. Als ich sie dabei ertappte, so auf der Spitze der hohen Leiter stehen sah, und ihr zurief, sie solle sich in Acht nehmen, da lächelte sie mir etwas betroffen und beschämt zu, war aber dann rasch wieder herunter und warf den Knaben den gefundenen Ball hin.

In ihren Mußestunden beschäftigt sie sich am meisten mit ihrem Liebling, ihrem „Hippelchen“, d. h. der Ziege des Hauses, deren Besorgung ihr anvertraut ist. Sie führt sie am Rande des Waldes umher, klettert mit ihr auf die Felsen und hütet sie, daß sie nicht in den Forst hineinkomme, wo bei schwerer Strafe der Förster keine Ziegen dulden und sehen will. Doch hat sie dabei ihre liebe Noth mit dem halbwilden Thiere, das sie nicht immer bändigen kann, und von dem sie zuweilen in seinen Sprüngen durch Dornen und Steine mit fortgerissen wird.

Einmal sah ich sie, und das wäre denn wieder etwas für einen Maler gewesen — auf einem Felsen, wie sie die hoch sich aufbäumende Hippel an beiden Hörnern hielt, dann um den Hals faßte, und sich mit Anstren-

gung aller ihrer Kräfte bestrebte, sie auf den rechten Weg zu bringen. Es war dieselbe Scene en miniature, durch deren Darstellung jener Griechische Bildhauer so berühmt geworden ist, der die sich bäumenden Stiere und die sie bändigenden und zu Boden reißenden jungen Hellenischen Rinderhirten in Stein ausmeißelte.

Aber das Niedlichste, was ich an diesem so gefälligen Kinde entdeckte, war ihre Manier und Weise, bei einer Frage etwas zu bejahen. Der Philosoph Schopenhauer bemerkt: daß mancher Mensch das Glück seines Lebens zuweilen nur einem ganz kleinen Umstande, oder einem sehr geringfügigen Talente verdanke, z. B. dem Umstande, daß er ein anziehendes Lächeln, welches die Herzen gewinnt, besitzt, oder dem Talente, die Menschen auf eine artige, ansprechende und bescheidene Weise zu begrüßen, oder etwas dem Aehnliches. Nun, wenn meine kleine Marie S., wie ich gar nicht zweifle, noch einmal ihr Glück macht, so könnte sie dies schon allein durch die Art und Weise wie sie „Ja" sagt, zu Stande bringen.

Wenn man sie um etwas fragt, so spricht sie nicht „Ja wohl" oder „Ja mein Herr!" sondern bloß ganz einfach „Ja!" Denn ihre Rede ist immer nur „Ja" oder „Nein." Ich wollte, ich könnte es in Kürze beschreiben, was Alles bei dem Aussprechen dieses kleinen Wortes, das nur aus zwei Buchstaben und einem Laute besteht, bei ihr in Miene und Bewegung vorgeht, um es fühlbar zu machen, wie sogar ein so simples „Ja!"

uns gefallen und bezaubern kann. Der Hauch des Ja geht so hübsch und sanft durch ihren halbgeöffneten Mund. Man vernimmt dabei nicht nur den Ton der Kehle, sondern auch einen leisen Anschlag ihres unschuldigen Athems. Dabei ist ihr Ja recht kurz und bestimmt, und bricht rasch ab, nicht so lang gezogen wie die Bejahung mancher Leute, bei denen man nicht recht weiß, was man aus ihrem Ja machen soll. Wenn sie Ja sagt, so ist die Sache ohne Zweifel wahr, klar und gewiß. Denn sie wirft dabei auf den Frager mit großen offenen Augen einen festen und unbefangenen Blick, und zuckt oder nickt in demselben Momente zugleich entschieden mit dem Köpfchen, welche Bewegung ihrem Ja auch für die Augen Nachdruck und Bestätigung giebt. Ich hätte nie gedacht, daß das simple deutsche Wort Ja fähig wäre, so sonor und gefällig zu klingen und dem Ohre so wohlzuthun.

Und dabei war mir noch dies merkwürdig, daß das Organ unserer Kleinen, wenn sie den Mund zum Singen aufthat, uns nicht völlig in dem Grade gefiel, wie bei dem bloßen Sprechen, und namentlich bei dem geschilderten Ja sagen. Beim Singen hatte ihre Stimme etwas Steifes. Der Cantor- und Choralgesang der Kirche und Schule tönte etwas durch. Jedoch nur etwas und immerhin war auch ihr Singen doch noch angenehm genug, und ein besonderes hübsches Bild gab es, wenn sie auf unsere Bitte sich mit ihrem guten Vater an den Tisch setzte, und wenn dann beide,

zusammen in dasselbe Notenblatt blickend, den zweihundert Jahre alten Harzischen Bergmannsgruß vortrugen, welcher so anfängt:

„Glück auf! ihr Bergleut jung und alt,
Seid frisch und wohlgemuth,
Erhebet Eure Stimme bald,
's wird Alles werden gut" 2c. 2c.

Der Vater klimperte die Begleitung dazu auf einer alten Cither, einem Instrumente, welches noch jetzt in den Händen der Harzer Bergleute sehr häufig zu finden ist. Er sang den Baß recht taktfest und sicher, und das schüchterne Stimmchen seiner kleinen Tochter, die sich an seinen Arm lehnte, und vom Notenblatt gar nicht aufblickte, tönte dazu wie eine Silberflöte.

Ich begreife nicht, daß die Maler aus der Holländischen Schule, die auf ihren Bildern so oft elegante Herren und Damen in steifen weißen Atlaskleidern bei einer Guitarre oder einem Klavier, mit Notenrollen in der Hand, und mit offenen Lippen herumstehen lassen, um uns die Genüsse eines traulichen Gesangabends durch den Gesichtssinn vor die Seele zu führen, nicht lieber und häufiger auf dergleichen Scenen verfallen sind, wie diejenige war, welche unser guter Bergmann und seine ihn begleitende Tochter Marie uns zu Zeiten in ihrer einsamen Wald- und Berghütte darboten.

Viertes Bild.

Ein Kinder-Schützenhof.

Von alten Zeiten her sind die Harzer Bergleute durch geschickte Handhabung der Schießwaffen in der Welt berühmt gewesen. Die Harz-Schützen, eifrige Protestanten, haben sich im dreißigjährigen Kriege und auch in den französischen Kriegen der Neuzeit ausgezeichnet. Sie üben sich in den einem perfecten Schützen nothwendigen Künsten und Fertigkeiten so eifrig wie die Tyroler und Schweizer und andere Gebirgsbewohner. Ein Schützenhaus fehlt in keinem Harzorte und alle Sonntage wird gar manches Pfund Pulver und Blei verkracht.

Auch ist in jedem Orte der jährlich wiederkehrende sogenannte „Schützenhof" der Haupt-Feiertag, ja fast das einzige öffentliche Volks- und Nationalfest der Bewohner, an welchem nicht nur die Schützen selbst, sondern auch alle Uebrigen ohne Ausnahme Theil nehmen.

Da giebt es für jeden etwas. Für die Jugend die Marktbuden und ihre aus aller Welt im Thale zusammengekommenen Näschereien und Curiositäten, für die jungen Mädchen einen Tanzabend, und selbst die vielleicht zu Hause bleibenden Mütter beschenken sich wenigstens, oder empfangen „Geschenke zum Schützenfeste". Manche Bergleute haben keinen anderen Jubel- und Freudentag im Laufe des ganzen Jahres, als den Schützenhof ihres Ortes.

Die Harzer Schützen betreiben das Scheibenschießen schon von Kindesbeinen an. Bereits als zehnjährige Knaben haben sie ihre Schützenvereine, deren jugendliche Mitglieder sich eben so sonntäglich im Bogenschießen üben, wie die Erwachsenen mit der Büchse, und die auch eben so gut wie diese ihr besonderes jährlich wiederkehrendes Schützenfest, das sogenannte „Jungens-Schützenfest" feiern. Bei diesem Festtage geräth die sogenannte Jugend des Orts, von den Jünglingen von achtzehn Jahren abwärts bis zu den ganz kleinen Männlein, die kaum die Füße rühren können, hinab, in Aufregung. Sie schmücken sich aufs schönste heraus, haben ihre Versammlungen, Umzüge und Tänze, und dabei bieten sich während des ganzen Verlaufs eines solchen „Harz-Jungens-Schützenhof-Tags" so viele lustige und gefällige Scenen, so viele Gelegenheiten zu Kinderstudien dar, daß der Griffel eines Kinder-Malers dabei ein reiches Bilderbuch voll Skizzen ernten könnte.

Vor allen Dingen hübsch und malerisch präsentirt sich die allgemeine große Procession, mit der das Fest beginnt und bei der sie die verschiedenen Thäler und Nebenthäler des Orts durchziehen, um die Behörden und einflußreichen Persönlichkeiten desselben mit einem Hoch zu begrüßen, so wie auch, um sich dem Publikum im Allgemeinen zu präsentiren.

Sie versammeln sich dazu auf dem öffentlichen Platze vor dem Rathhause des Ortes, jeder mit seinem Bogen

auf der Schulter, in dem schönsten Sonntags-Costüm und reichlich mit Blumen geschmückt. Sie tragen dicke Blumen-Bouquets an der Mütze und im Knopfloch, und ebenso steckt in der Mündung des Rohrs ihrer Bögen ein bunter Büschel. Manche haben dazu noch eine Blume im Munde, wie denn irgend ein grünes Kraut zwischen den Zähnen hier im Harze bei solchen Veranlassungen ein sehr gewöhnlicher und fast allgemeiner Schmuck ist.

Den hergebrachten Gesetzen ihrer Bogen-Schützen-Gesellschaft gemäß heißt bei den Knaben der Bogen „die Büchse". Und die Bolzen dürfen nicht Bolzen, sondern müssen „Kugeln" genannt werden. Auch ist es in einem besondern Artikel ihres Codex befohlen, „daß jeder etwas Grünes an sich trage". Desgleichen ist es eine Vorschrift, daß Niemand in ihr Schießhaus trete, ohne „mit Erlaubniß!" zu sagen, und daß auch Jeder, wenn er mit einer Anklage vor die gewählten Richter tritt, „das Haupt entblöße". Alle diese und andere Gesetze und Vorschriften werden am Festtage in mehren Copien vervielfältigt, an den Haupt-Baumstämmen des Dorfs öffentlich angeschlagen und zur allgemeinen Nachachtung promulgirt. Wer gegen sie sündigt, der wird je nach Umständen „mit fünf oder zehn Gulden Strafe" zum Frommen der General-Kasse bedroht. Eine so hohe Strafe könnte erschrecken. Doch ist der Ausdruck „Gulden" dabei wieder nur wie Kugel und Büchse ein Euphemismus, der in der Sprache der jungen Bogenschützen in der Wirklich-

keit nichts weniger oder mehr als kupferne Pfennige bedeutet.

Die, welche Mitglieder des Turn-Vereins sind, kommen in ihrem Turnhabit. Die Costüme der übrigen sind nach den mannigfaltigsten Façons, je nach den Mitteln, dem Geschmacke und der Phantasie ihrer sie aufs Beste herausputzenden Eltern.

Sie vereinigen sich unter der Anführung und stellen sich unter den Befehl ihres „Schützenvoigts“, eines von ihnen selbst gewählten und sehr eifrigen kleinen Mannes, der trotz seiner unmännlichen Stimme seine Commandoworte mit möglichster Kraft und Würde von sich giebt, bei Erfüllung seiner Pflichten immer ernst blickt, und auch dann noch seine Contenance und seinen strammen Anstand bewahrt, wenn einige erwachsene Zuschauer wohl so undelicat sind, über seinen kreischenden, etwas überlauten und hohen Commandoton oder über sein sich spreizendes Figürchen zu lachen, und wenn auch zu seinem Kummer manche seiner noch nicht ganz taktfesten Truppen zuweilen links statt rechts oder rechts statt links ausschreiten.

Sind sie alle beisammen, so setzt sich der Zug unter Musik und Trommelschlag mit stolperndem Paradeschritt in Bewegung. Die Trommel schleppt ein colossaler alter Grenadier, und auch die Musik, oder die Bläser sind große ausgewachsene Männer, die unter der Schaar der Kinder sich wie Brobdignacs unter Lilliputanern ausnehmen.

Dem commandirenden kleinen Voigt, der einen großen und gefährlichen Säbel schwingt, wird die Vereinsfahne vorangetragen. Sie ist von Seide, schon etwas alterthümlich ehrwürdig, abgebleicht, zerrissen und mehrfach geflickt, zum Beweise, daß auch die Väter und Großväter schon einst in ihren jungen Jahren sich unter demselben Zeichen vereinten.

Diese Fahne wird natürlich nur einem ihrer vornehmsten Officiere anvertraut. Außerdem giebt es noch eine Menge freiwilliger Fahnen und Fahnenträger. Es sind Phantasie-Fähnchen mit verschiedenen bunten Emblemen und Figuren, welche die Mütter oder Schwestern für sie erfanden, bereiteten nnd ihnen in die Hand steckten, um die Procession mit allen in der Luft flatternden Farben des Regenbogens zu verzieren.

Auf diese Weise ziehen sie bergauf und bergab, trommelnd, jubelnd und blasend durch alle Thalzweige, in denen die Häuser des Ortes verstreut sind. Vor jeder Wohnung, deren Besitzer sie ehren wollen, stellen sie sich auf. Der Hauptfahnenträger schwenkt sein altes Banner in weiten horizontalen Kreisen und in taktmäßigem Schwunge, und alle anderen kleinen Wimpel- und Flaggenträger bestreben sich, ihm nachzuahmen. Dazu schmettern die Hörner und der stattliche kleine Schützenvoigt bringt das Hoch des Gefeierten aus.

Vor allen Dingen suchen sie ihren „Bestmann" auf. So heißt der junge Schütze, der beim letzten Schießen den besten Schuß that. Sie holen ihn mit Hurrah

aus seiner Behausung hervor und stellen ihn an die Spitze des Zuges. Als Emblem seiner Würde trägt er den Ehrenkranz. Derselbe ist an einem hölzernen Gestell befestigt, das der Bestmann stolz und mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich steif in die Luft hinaushält, wie mein früher von mir geschilderter Postbote Berthold seinen Brief.

Je weiter sie kommen, desto länger wird der Schwarm. Denn bestand dessen Kern ursprünglich nur aus den eigentlichen Mitgliedern des Schützen-Vereins (Knaben über zehn oder zwölf Jahren), so schließen sich nun allmählig doch auch als Freischärler die ganz kleinen Kabauter bis zu drei Jahren hinab an, weil das Fest als eine allgemeine Angelegenheit der gesammten Jugend des Ortes betrachtet wird. Nur eine kleine Armbrust oder wenigstens das Conterfei einer solchen, einen mit Blumen geschmückten hölzernen Schaft muß jeder zu tragen vermögen.

Eigentlich wäre es auch wohl Gesetz, daß Jeder wenigstens auf seinen eigenen Füßen sollte laufen können. Aber die Begierde, sich an diesem fröhlichen Kinderfeste zu betheiligen, ist so groß, daß schon die, welche kaum der Mutterbrust entwöhnt sind, darnach verlangen, und daß die Väter manches kleine Bürschchen, welches die Mutter dabei figuriren sehen wollte, mit Blumen so reichlich geschmückt, als wäre es nichts als ein Blumenbouquet, und ebenfalls einen dünnen Flitzbogenschaft zwischen den Fingerchen auf dem Arm in der Procession umher zu tragen.

Einige der kleinen Knirpse werden von den größeren Kameraden an die Hand genommen, und machen dann wohl, wenn es im Geschwindschritt über Stöcke und Blöcke geht, die ihren möglichst weit gespreizten Beinchen doch noch zu hoch und zu breit sind, recht saure und weinerliche Gesichter, welche mit ihrem blumigen Festschmuck nicht wenig contrastiren. Trotz aller Unbequemlichkeit des Weges möchten sie aber doch um Nichts in der Welt zurück bleiben und strengen sich, wenn gleich mit bitteren Thränen in den Augen aufs beste an, mit den Uebrigen gleichen Schritt zu halten.

Auch alle Schwestern, Mütter und Tanten sind auf den Füßen, an den Fenstern, vor den Thüren, auf den freien Plätzen, um diesen jubilirenden Kinderzug vorbeipassiren zu sehen, ihn bis an die Ecke der Gasse zu verfolgen, oder ihn, wenn er aus einem Thalzweige zurückkehrend am Bergabhange herabwogt, abermals zu erspähen und wieder mit Freuden zu empfangen.

Endlich, wenn sie Allen, denen es gebührt, ihren Fahnengruß dargebracht haben, dem Bürgermeister, auch dem Vorsteher des großen Schützen-Vereins der Erwachsenen, sowie auch dem Schützenkönig derselben und anderen angesehenen Leuten des Orts, die zugleich ihre Protectoren sind, und denen ihr Verein mancherlei kleine Wohlthaten und Geschenke z. B. Aussetzung von Preisen und dergleichen verdankt, so ziehen sie alsdann auf den Schießplatz hinaus, und — die hübsche Bilderreihe welche die Kindergruppen darboten, verschwindet nun, indem

sich die malerische und lustige Procession auflöst und Alles sich jetzt an das ernste Geschäft, an das Scheibenschießen macht.

Fünftes Bild.

Alte und neue Zeit im Dorfe Lerbach.

Allerdings kann sogar Derjenige, welcher fern von dem Mittelpunkte der Bewegungen in einem an dem Ende der Civilisation liegenden Dorfe das Leben und den Fortschritt der Menschheit betrachtet, den Philosophen und großen Denkern nicht geradezu allen Einfluß auf jenen Fortschritt absprechen.

Man darf auch die Verhandlungen in unsern Parlamenten über die Gesetzgebung und über die Reichsverfassung und den Kampf der Parteien nicht als völlig ohnmächtig ansehen, und Niemand endlich möchte auch den christlichen Pastoren und Lehrern mit ihren Ermahnungen entgegentreten, und sie rundweg für wirkungslose Prediger in der Wüste erklären.

Allein mir scheint es, daß doch unsere Brücken- und Wegebauer — wenigstens hie und da — in aller Stille viel gründlicher und erfolgreicher die Barbarei und die socialen Uebel und Krankheiten angreifen und die Aufklärung befördern, als alle jene hohen, geistreichen, und in den oberen Regionen discutirenden Herren und Mächte.

Wer sich davon überzeugen will, welche Wohlthaten ein Mann wie Mac Adam der Menschheit durch seine Erfindung der nach ihm so genannten Macadamisirung der Straßen gewesen ist, und welchen nachhaltigen Einfluß die Anlage einer einzigen guten, soliden und bequemen Chaussee auf die Zustände eines Ortes, auf die Gesundheit, den Wohlstand, die Moralität und den Geist einer Bevölkerung haben kann, und wer die freudige Ueberzeugung gewinnen will, daß, wenn es ihm auch nicht so ganz klar sein mag, ob unsere Reichsraths-Debatten, die Zänkereien unserer philosophischen Schulen, unsere Missions- und Kirchen-Convente uns nachhaltig weiter bringen, wir doch jedenfalls überall vermöge der außerordentlichen Schöpfungen von Wegen, Brücken, Straßen und rationellen Bauten aller Art im Besserwerden begriffen sein müssen, den lade ich ein, mit mir einmal eine der versteckten und entlegenen Gebirgs-Ortschaften des Harzes z. B. das Dorf Lerbach bei Osterode zu besuchen, die freundliche und angenehme Reihe von Bildern zu betrachten, die sich jetzt längs der durch dieses Dorf führenden neuen Chaussee darbietet, und dabei zugleich sich bei dem Cantor und einigen andern alten erfahrenen Leuten des Orts zu erkundigen, wie es ehemals hier ausgesehen, und welche Bilder sich sonst an dem alten durch das Dorf führenden Wege oder vielmehr Unwege dargeboten haben.

Seit unvordenklichen Zeiten bis auf die letzten Jahrzehnte ist das besagte uralte Dorf Lerbach, das vom

Kaiser Heinrich I. vor 800 Jahren gegründet sein soll, in einem äußerst engen Thale auf dem Wege zwischen Clausthal und Osterode liegt, und sich mit seiner doppelten Häuserreihe fast eine Stunde weit längs des wilden in diesem Thale brausenden gleichnamigen Baches hinzieht, ein ziemlich verrufener Ort gewesen. Seine Bewohner waren und sind freilich auch heute noch fast durchweg nur Holzarbeiter und Köhler, weil der finstere Wald sich dicht bis an ihre Wohnungen heranzieht, und weil zum Garten- und Ackerbau oder zur Viehzucht, oder zur Betreibung irgend eines andern Geschäfts dort nirgends ein Raum vorhanden war. Die Leute steckten so recht mitten in der Fichten-Dickung, und hatten nie Veranlassung, etwas anderes zu lernen, als Bäume-Hacken und Kohlen-Brennen. — Von jeher zogen sie als Köhler, oder Stuckenroder, oder Harzstuffer, oder Tannen-Pflanzer in das Gebirge hinaus bis zum Brocken hin und weiter, um daselbst ihren Geschäften nachzugehen und ihren Unterhalt zu verdienen. Dort blieben sie oft den ganzen Sommer wohnen. Ihre Frauen hatten die Pflicht, sie in ihrer entlegenen Köthe zu Zeiten mit frischer Wäsche, Brod und Zukost zu versorgen. Sie pilgerten die Woche einmal dahin, und waren oft Tagelang abwesend, indem sie währenddem ihre Kinder allein zu Hause ließen.

In dem Orte selber sah es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ganz grauslich aus. Das Wasser des Waldbachs floß mitten durch die beiden Häuserreihen. Das rauhe und felsige Bett desselben bildete die Straße,

die mit schmutzigen, sumpfigen Stellen aller Art durchzogen war. Der Schnee, der auf einer solchen Straße nicht leicht beseitigt werden konnte, lag im Winter monatelang haushoch und bewirkte, daß die Leute dann wie Maulwürfe wohnten. Im Frühling, wenn das Eis in den Bergen schmolz, ging ein tobendes Gewässer durch das Dorf, welches Felsblöcke und Bergschutt mit sich führte. Da die Mütter ihre Kinder bei solchen Zuständen der öffentlichen Plätze nicht gern hinaus ließen, so schlossen sie diese, wenn sie auf Reisen gingen, im Hause ein, und dabei gab es dann nicht selten allerlei Unglück und Unfug und zuweilen eine von den Kindern angerichtete Feuersbrunst, in der sie selber zu Tode kamen.

Die Kleinen wuchsen in der heißen und dumpfen Stube auf, weil es auswärts keinen Spielplatz für sie gab. Sie siechten dahin und starben zahlreich im frühesten Alter. Auch gab es unter ihnen viele Krüppel, Kröpfe, Kretins und Albinos. Durch seine „Kakerlaken", „Wasser- und „Deesköpfe", wie sie hier die Albinos und Blödsinnigen nennen, war Lerbach berüchtigt.

Kröpfe namentlich waren so allgemein, daß die Lerbacher zusammenliefen, und sich wunderten, wenn sie einmal einen Menschen ohne Kropf sahen. Sie fanden den Kropf, wie dies auch von einigen kropfreichen Bewohnerschaften Steiermarks gesagt wird, sogar natürlich und schön. Man erzählt sich, daß einmal, ich weiß nicht vor wie vielen Jahren, ein paar schlanke und langhalsige Söhne Albions sich in das Lerbacher Thal verirrten, ein

dortiger Knabe, der ihrer ansichtig wurde, laut nach seinem Vater gerufen, und ihn gebeten habe, vor die Thür zu kommen, und sich diese Wundermenschen anzuschauen; und man fügt hinzu, daß der Vater, als er auch selbst die dünnen, mageren, langen Englischen Hälse gesehen, die Hände zusammengeschlagen und zu seinem Kinde gesprochen habe: „danke Du dem Schöpfer, Bube, daß Du nicht wie diese geboren und gewachsen bist.“

Das besagte Flußbett von Lerbach war nicht nur für die Einwohner des Thales selbst der völlig unbrauchbare Tummelplatz, sondern es war auch für den Handels- und Waarenverkehr die einzige Straße, die von Osterode ins Gebirge nach Clausthal und weiterhin führte. Die schwer beladenen Frachtwagen mußten sich durch das Wasser und über die Felsblöcke, so gut es gehen wollte, mit Vorspann hindurch und das Thal hinauf arbeiten. Viele brachen dabei zusammen, und täglich passirte Unglück und Schaden an Menschen, Vieh und Waare. Auf einigen Punkten des Thales war der Weg so enge und schluchtig, daß die Fuhrleute, bevor sie weiter zu fahren wagten, schrieen und mit ihren Peitschen lärmten, um einem ihnen etwa entgegenkommenden Wagen eine Warnung zu geben, und die Führer zum Warten an einer Ausbiegestelle zu veranlassen. Diese Zeichen und Warnungen wurden aber zuweilen bei stürmischem Wetter überhört oder wegen anderer Umstände unbeachtet gelassen. Die Fuhrleute stießen dann auf einander an Stellen, zwischen Klippen, wo keiner ausweichen konnte, und wo

sie sich gegenseitig festfuhren. Da gab es nun Gezänke darüber, wer Schuld sei, und es kam zuweilen zu derben Prügeleien und mitunter sogar zu blutigen Scenen, zu Mord und Todtschlag. Mit einem Worte, es läßt sich kaum Alles in der Kürze sagen, wie viel Elend, Jammer, Krankheit, Noth, Bedrängniß, wie viel Rohheit und sogar Verbrechen der Zustand der durch den Ort führenden monströsen Straße veranlaßte.

Auch ist es dabei ungefähr tausend Jahre lang ohne wesentliche Besserung geblieben. Vergebens zerstörte Karl der Große den Krodo und das Heidenthum im Harze. Vergebens setzte Luther an die Stelle des Katholicismus den geläuterten Protestantismus. Es war auch umsonst, daß J. J. Rousseau seinen Emil und Voltaire und viele andere ihre geistreichen Schriften zur Verbesserung des Looses der Menschheit in die Welt sandten.

In dem dunklen Waldorte Lerbach blieb es trübe und finster wie zuvor. Er behielt seine elende, kropfige, blödsinnige, von Krankheiten ruinirte und decimirte Jugend und seine rohe Bevölkerung, weil eben alle jene Reformen das Haupt- und Grundübel des Orts, den faulen Kern seiner Leiden und seiner Verderbniß, nämlich seine Gasse — unangetastet und unverändert gelassen hatten. Dieses Grundübel haben erst die wahren Lichtbringer der Neuzeit, die Wege-Verbesserer und Ingenieure an der Wurzel angegriffen und stufenweise völlig beseitigt.

Schon in der Französischen Zeit unter dem sogenannten Westphälischen Königreiche fing man in Lerbach ein

wenig an aufzuräumen und etwas Licht und Luft in sein Thal, etwas Ordnung und Regel in seine Dorfgasse zu schaffen. Seit den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts trat jener große Reformator Mac Adam mit seinen Schriften „über die wahre wissenschaftliche Herstellung und Verbesserung der öffentlichen Wege" hervor und seine gesunden und praktischen Vorschläge fanden immer mehr Eingang bis in unsere Gebirgsdörfer hinauf, wo sie eine gründliche Reform der Sitten und aller Zustände bewirkten.

In Folge dessen wurde nun vor etwa funfzehn Jahren das ganze Thal von Lerbach und namentlich die Gasse des Ortes selber macadamisirt. Alle Steine und Blöcke wurden auf dem Wege beseitigt. Man stellte eine schöne breite, feste, ebene, glatte, ein wenig gewölbte Straße her, die sich nun wie ein langer Tanzboden durch den ganzen Ort hinzieht. Auf ihr laufen jetzt die Regengewässer rasch ab und bilden keine schmutzigen und übelriechenden Tümpel und Lachen mehr, die sonst die Atmosphäre des Ortes verpesteten. Auch reinigt man diesen Tanzboden rascher und schneller von der Schneelast, die der Winter auf ihm anhäufte, und die man bald bis auf die letzte Spur wegfegt.

Vor allen Dingen hat man auch den wilden und stürmischen Bach des Thales in einem überwölbten und allmählig abfallenden Canale gesammelt, und führt nun seine ehemals so schädlichen Gewässer leise, unbemerkbar und ungefährlich neben dem Wege her thalabwärts.

Um für alle diese Werke den gehörigen Raum zu gewinnen, hat man zu beiden Seiten des Weges viele Felsen sprengen und den Wald etwas lichten müssen, so daß die wohlthätigen Strahlen der Sonne überall bessern Zugang gewonnen haben. Endlich hat man im Dorfe selbst die sich gegenseitig beschattenden Häuser weiter auseinander gebracht, zum Theil abgebrochen, zum Theil zurück verlegt. Und bei den dadurch veranlaßten Umbauten haben die Wohnungen eine solidere und zweckmäßigere Einrichtung erhalten.

Da nach der Canalisirung und Ueberwölbung des Bachs seine Zerstörungen nicht mehr so sehr zu fürchten waren, haben die Einwohner angefangen, den Wald um ihre Häuser her noch mehr zu lichten, und kleine Wiesenterrassen und Gärtchen neben ihren Wohnungen zu schaffen gewagt. Der ganze Ort hat sich umgestaltet und einen frischeren, behäbigeren und wohnlicheren Anstrich gewonnen.

Auch die Reisenden und Fuhrleute finden nun im Lerbacher Thale keine schaurigen Engpässe mehr, und keine Gelegenheit zu Gezänk und Schlägerei. Sie bekämpfen und morden sich nicht mehr, wie früher dann und wann. Vielmehr rollen ihre schwerbeladenen Wagen friedlich und gemächlich nebeneinander vorüber, und die viel gesitteteren Führer der Handelskaravanen kehren in freundlichen Gasthäusern ein.

Da die alten Gefahren rings um die Häuser herum beseitigt sind, da die glatte macadamisirte Straße einen

herrlichen Schauplatz durch den ganzen stundenlangen Ort hin darbietet, so lassen die Eltern die Jugend ohne Sorgen ins Freie hinaus, und sie haben die alte Gewohnheit abgelegt, ihre Kinder in den Häusern zu verschließen, und diese verkümmern nun nicht mehr in der dumpfen Luft der Stuben, verbrennen nicht mehr in den durch ihre Unvorsichtigkeit veranlaßten Feuersbrünsten, tummeln sich vielmehr munter und unter Aufsicht des Publikums auf der schönen Gasse.

Als ich im Sommer des Jahres 1863 durch den einst so verrufenen Ort Lerbach wanderte, da boten sich mir auf Schritt und Tritt die ansprechendsten Scenen dar, die noch vor zwanzig Jahren sich keinem Reisenden darbieten konnten. Die Mädchen hüpften und tanzten ihre Ringeltänze überall auf dem macadamisirten Wege. Die Knaben hatten zwischendurch ihre eigenen Spiele. Sie hatten sich kleine Wagen construirt, und jagten mit diesen, sich selber vorspannend, im Dorfe auf und ab, was ehemals bei dem rauhen Naturpflaster ganz unausführbar gewesen wäre. Andere marschirten in einer geordneten Compagnie, eine kleine Trommel voran, auf dem ihnen von den Ingenieuren bereiteten Exercierplatz dahin. Vor den Thüren, auf den netten Treppen, durch die man die Häuser mit der Chaussee in Verbindung gesetzt hat, saßen zahlreiche Gruppen von Müttern und Frauen, um ihre Handarbeiten in der frischen Luft zu vollenden, und zugleich ein Auge auf die Kinder zu haben.

Hat diese treffliche Chaussee erst einmal ein Jahrhundert lang in Lerbach bestanden und alle ihre Wohlthaten entfaltet, so wird sie, wie es scheint, die ganze Rasse und Intelligenz des Ortes umgestalten und reformiren. Aber schon jetzt hat sie während ihres funfzehnjährigen Bestehens, und allerdings in Verbindung mit den sie bereits seit einem frühern Datum vorbereitenden Wege-Reformen Wunder bewirkt.

Die Gesundheits-Zustände haben sich wesentlich gebessert. Sonst, so berichtete mir der erfahrene Cantor des Orts, starb von den Kindern unter fünf Jahren jedes vierte, jetzt kaum das sechste oder siebente. Die Kröpfe von Lerbach sind verschwunden. Man findet sie nur noch ganz selten, und die Leute lachen jetzt selbst über die Kropfsucht ihrer Vorväter. Auch Kretins oder „Wasser-" und „Deesköpfe", durch die Lerbach sonst so berüchtigt war, giebt es dort nicht mehr. Man konnte mich, der ich darnach forschte, nur noch zu Einem führen, einen siebzehnjährigen von der Wiege geistig wie körperlich völlig unentwickelten und gelähmten Knaben, der gleichsam wie eine alte Ruine der Vorzeit in das Licht der Gegenwart hineinragte.

Solche Reste und Spuren der frühern Verwahrlosung waren auch zwei farblose junge Albinos mit weißen Haaren und röthlichen rollenden Augen, deren es früher in Lerbach, als der Sonne noch so viele Zugänge versperrt waren, stets mehre gegeben hat. Mit jenen beiden noch jetzt vorhandenen Albino-Geschwistern hofft

man auch dieses Uebel der alten chausseelosen Zeit schließlich völlig aussterben zu sehen.

Alle diese und andere Leiden und Plagen hat, wie gesagt, die Macadamisirung im Dorfe Lerbach auf eine wirklich energische und bewundernswerthe Weise zu beseitigen begonnen. Und wenn ich nun bedenke, wie nicht nur dieses Lerbach, sondern außer ihm noch so viele andere Orte, alle Harzdörfer und Städte, und nicht nur diese, sondern auch Paris und London und Wien und überhaupt, man kann sagen alle kleinen und großen Orte, Thäler, alle Stadt-, Dorf- und Heerstraßen Europas und der civilisirten Welt in einer ähnlichen Reform begriffen sind, so kann ich nicht zweifeln, daß doch wenigstens irgendwo und von einer Seite her die Uebel der Menschheit an der Wurzel angepackt sind, und daß wir uns wirklich auf einem Strome des Fortschritts schwimmend, befinden.

Die Brocken-Kuppe.

Es gab eine geologische Periode, in welcher die große „Harz-Insel" in der Hauptsache aus einer einzigen zusammenhangenden Grauwacke- und Thonschiefer-Ablagerung bestand.

In einer spätern Zeit that sich in der Mitte dieser Insel noch einmal der Mund der Erde auf, und es quoll eine gewaltige Masse granitischen Urgesteins daraus glühend und brennend hervor, durchbrach und beseitigte zum Theil jene früher abgelagerten Schichten-Gebirge, die dabei aus ihrer alten Stellung gebracht, wie Eisschollen aufgerichtet und übergestürzt und in diejenige malerische Unordnung versetzt wurden, die wir jetzt in den Harzthälern bewundern, und dieselbe bildete dann nach der Erkaltung mitten im Gebirge einen colossalen Granitblock von vier bis fünf Meilen im Umkreise, der eine durchschnittliche Erhebung von circa 2000 bis 3000 Fuß darbietet, und durch eine Linie begränzt wird, die

man durch die Ortschaften Ilsenburg, Harzburg im Osten, Wernigerode und Elend im Süden, Braunlage und Andreasberg im Westen, und Altenau im Norden ziehen kann.

Ueberall, wo man von den eben genannten Orten aus die Gränzen dieser großen centralen Granitmasse, das sogenannte Brocken-Gebirge, erreicht, bieten sich noch heutiges Tages für das kundige Auge die interessantesten Scenen und die unverkennbarsten Spuren und Zeugen jener hier statt gehabten Vorgänge dar.

Obwohl Pflanzen- und Waldwuchs, dann Ackerkrume und Ackerbau die verschiedenartigen geologischen Producte gleichförmig überzogen haben, so gewahrt man es doch hie und da, — wo die alten Knochen der Erde nackt hervorstehen — wie gewaltig die Anstrengungen gewesen sind, welche die Natur machte, um dies Knochenwerk ans Tageslicht zu bringen.

Schon ehe der aus der Ebene Heranreisende den Granit selbst noch erreicht, erkennt er, wie die einst horizontal ausgebreiteten Grauwacke-Schichten in ihrer Position gestört wurden. Man sieht sie schief abfallen, anfänglich unter einem kleinen, bald unter einem größeren Winkel. Am Ende ganz in der Nähe der hervorquillenden Granitmasse stehen sie senkrecht, und erscheinen hie und da sogar übergekippt.

Da, wo sie senkrecht stehen, haben Regen, Eis und Auswitterung im Laufe der Zeiten zuweilen ihre Schichten gelöst und zerlegt, und man sieht daher wohl

ihre mächtigen Felsen wie steinerne Bretter, Tischplatten, oder wie die Blätter eines colossalen Buches aufklaffen.

An einigen Punkten hat der empordrängende Granit die Grauwacke-Massen durch seine Hitze angegriffen, durchglüht oder geschmolzen und dadurch ihr ganzes Gefüge verändert, so daß ein anders beschaffenes Gestein daraus geworden ist.

Stellenweise ist der Granit an den Grenzen seines Gebiets nicht völlig durch den alten Grauwacke-Mantel durchgedrungen. Er hat ihn gehoben, aber nicht durchbrochen. Da haben denn die Ablagerungen der Grauwacke und des Thonschiefers gleichsam Wellen geschlagen, und man erkennt diesen Wellenschlag noch jetzt an den geschlängelten Linien und Zeichnungen der Schichten der Thalwand.

Mitunter fuhr auch ein spitziger Granitkegel, ein kleines Stück der ganzen großen gehobenen Masse aus der Tiefe herauf, nahm die Blätter des alten Gesteins, ohne sie zu durchbohren oder zu beseitigen, mit empor und hat sie so noch jetzt gleichsam wie eine Perrücke über sich sitzen. Und da erblickt man denn, wenn eine solche Scene von Erde und Vegetation unbedeckt blieb, den Granitkern mitten darin stecken und über ihm biegen sich auf beiden Seiten die sattelartig aufsitzenden Schichten der Grauwacke um ihn herum, wölben sich auf der Kante seines Rückens hoch auf, und fallen zu beiden Seiten wie Pferdedecken oder Sättel herunter.

Solche und andere höchst merkwürdige, lehrreiche und ich möchte sagen auch ästhetisch-schöne und ergreifende Scenen, die jeden Gebildeten anziehen sollten, und die natürlich sehr wesentlich zu demjenigen Interesse, welches das Brockengebirge gewährt, gehören, pflegen leider die meisten Reisenden und auch die Landschaftsmaler zu übersehen, wie denn auch überhaupt alles Pitoreske und Aesthetische der geologischen Phänomene von unsern Künstlern und Naturfreunden noch zu wenig beachtet und in ihren Werken nicht genug hervorgehoben wird. Doch bieten sich im Oker-, Ilse- und Bodethale mehre derselben ganz offen und sehr zugänglich hart am Wege zur Seite der Chausseen, die selbst, namentlich durch ihre Sprengungen viel zu ihrer Aufdeckung und Erschließung beigetragen haben, dar.

Mitunter sind in jenen Zeiten der Geburtswehen unserer Erde auch große Stücke und Flicken des vom Granit durchbrochenen Grauwacke-Mantels losgetrennt, umhergeschleudert, und dabei auf die damals flüssige Granitmasse zurückgefallen. Sie stürzten entweder tief in dieselbe hinein, und zeigen sich nun von ihr umschlossen, stecken in ihr gleichsam wie Rosinen im Mehlteige, oder sie blieben auch wohl oben auf dem Granite gleichsam schwimmen, und stehen jetzt, wo nun Alles erkaltet ist, als ganz fremdartige Felsklötze mitten auf der granitischen Unterlage.

Eine der merkwürdigsten dieser auf dem Granit schwimmenden oder aufgesetzten Felsklötze ist unter andern

die berühmte „Achtermannshöhe“, die im Südwesten der Brockenkuppe unweit des Städtchens Braunlage liegt. Dieselbe sieht von weitem wie eine mächtige Pyramide aus, erhebt sich von Wald umgeben mitten in wüsten Mooren und wird daher leider nicht häufig von Wanderern besucht. Sie ist auf allen Seiten mit großen über einander gestürzten Felsblöcken bedeckt, und man kann von einer Seite her mit einiger Mühe ihren Gipfel, der etwas über 2600 Fuß hoch ist, erklimmen. Es bietet sich von ihm eine höchst interessante Aussicht dar. Dicht zur Seite hat man eine andere etwas niedrigere Spitze, die aus einer colossalen Masse großer und so wild durch einander gewürfelter Steintafeln besteht, daß sie völlig unzugänglich ist. Einige dieser Steintafeln sind auf der Spitze der Art übereinander gefallen, daß sie eine finstere Höhle mit viereckigem Eingange, die schönste Behausung für einen der Welt entsagenden Eremiten, bilden.

Die circa vier Quadratmeilen große Granitmasse des Brockengebirges, welche man als die Basis oder das Piedestal des eigentlichen Brockenberges betrachten kann, überragt meistens die anstoßenden Höhen und schickt höhere Berge oder Fels-Bastionen in dieselben hinaus, die gewissermaßen als die Wurzeln oder Lenden des Berges betrachtet werden können.

Solche Bastionen oder Wurzel-Knorren sind z. B. gegen Süden und Osten der kleine und der große Winterberg, der Wurmberg, der Benneckenberg und andere.

Sie bilden zusammen eine Masse, die so bedeutend höher ist, als die ihnen zu Füßen liegende Gegend, daß man sie, wie ich schon früher zeigte, überall von den weiten Plateaus des Unterharzes aus sogleich als den eigentlichen Kern des gesammten Harzes erkennt, und wie ein völlig herausgeschältes und für sich bestehendes Gebirge daliegen sieht.

Nach Westen gegen das hohe Plateau von Clausthal hin ist aber der Höhen-Unterschied nicht so groß, und hier verschmilzt das Brockengebirge mit den Thonschiefer-Ablagerungen des besagten Plateaus zu derjenigen größeren Masse, welche man mit dem gemeinsameren Namen Ober-Harz befaßt. — Im Norden ragen im malerischen „Ilsenstein", im „Westerberge", und in einigen anderen niedrigeren Ausläufern solche granitene Bastionen oder Wurzelknorren des Brocken-Piedestals bis hart an den Rand der Norddeutschen Ebene hinaus.

Wie diese und viele andere aufgeworfene Höhen-Rücken, so scheinen auch einige außerordentliche Austiefungen oder Thäler, die sich an der umfangreichen Grenze der Brocken-Granitmasse zeigen, mit den hier stattgehabten antediluvianischen Ereignissen, — ich meine mit jenem Durchbrechen des Granits — in Verbindung gestanden zu haben. Unter anderen z. B. das merkwürdige Bergloch, die sogenannte „Steile Wand", die sich im Westen der Brocken-Kuppe, in der Nähe der Bergstadt Altenau gerade am Rande des Granits und der Grauwake aufthut. Diese nicht häufig besuchte

Schlucht von großartigen Proportionen fällt fast von allen Seiten her urplötzlich in den Boden, mit anfänglich fast senkrechten Wänden von circa 600 Fuß Höhe. Nur nach Norden ist sie offen, wo ein kleiner Bach mit malerischen Kaskaden aus ihr heraussetzt. Sie ist mit finsterm Tannenwald fast ganz angefüllt. Bloß in der Mitte des Kessels, in der Tiefe hat sie einen kleinen, runden, freien Wiesenplatz. Von Westen her kann man oben am Rande auf einer schmalen Felsenbrücke zu einer hohen aber knappen Spitze gelangen, auf welcher der Naturfreund hinauskriecht, um seine Augen über den schwindelnden Abgrund zu bringen, und den tausend übereinander aufgestellten Bäumen auf ihre aus dem Schlunde heraufragenden Köpfe zu schauen.

Im Süden sind die Abhänge der „Steilen-Wand-Schlucht" mit einem dichten seit hundert Jahren abgelagerten und stets wieder übergrünten Moosteppich bedeckt. Zugleich sind hier ganz colossale Granitblöcke verstreut, von denen man nicht begreift, wie sie sich an dem schroffen Abhange im Gleichgewicht hielten und befestigten. Sie stehen wie plump geformte Hünen-Altäre einer über dem andern aufgetempelt, und jeder von ihnen ist ebenfalls mit einer zwei Fuß dicken Moosdecke überzogen, die an den Seiten in hellgrünen Perrücken herabfällt. Auch haben fast bei jedem ein paar alter Fichtenstämme ihre knorrigen Wurzeln eingeschlagen und breiten ein hübsches schattiges Dach über den Altar aus.

Da zwischen den meisten Blöcken so viel Raum bleibt, daß man sich mit einiger Vorsicht ziemlich bequem an dem abschüssigen Abhange hinabbewegen und zugleich von jeder Steingruppe eine bestimmte isolirte Ansicht gewinnen kann, so gehört diese an der „steilen Wand“ in den tiefen Kessel abwärts führende Partie zu einer der malerischsten Stein- und Felsen-Scenen im ganzen Harz und ich begreife nicht, daß Künstler nicht häufiger hierher pilgern, um in ihren Details, die alles, was die Phantasie an Granitblock-Gruppirung erdenken kann, überbieten, Skizzen und Studien zu machen.

Außer diesen und einigen anderen ähnlichen Schluchten oder Bodenschlünden am Fuße des Granit-Piedestals des Brocken, die, wie ich sagte, vermuthlich bei dem Hervortreten des Granits und inmitten seines Ringens zum Tageslichte entstanden, ist dieses nun auch selbst noch von mehren großen Rissen, oder tiefen und breiten Einschnitten und Thälern durchsetzt, welche wahrscheinlich ebenfalls schon gleich beim Emporsteigen des Granits sich bildeten.

Diese Risse oder Thäler gehen von dem Centrum des Ganzen so ziemlich radienförmig nach allen Windrichtungen hin aus. Da sich später die vom Brocken herabfließenden Gewässer in sie ergossen haben, so können sie jetzt am bequemsten mit den Namen der in ihnen sich bewegenden Flüsse bezeichnet werden. Nach Norden, Nordwesten und Nordosten gehen die Spalten des Radau-, des Ecker- und des Ilse-Thales, nach Osten

und Südosten die Furchen und Thäler der Holzemme und der Bode, und nach Süden die der Oker hinaus.

Dies letztere, das Oker-Thal, ist gleich von vornherein eine gewaltig klaffende Kluft, an Tiefe dem Kessel der steilen Wand ähnlich, nur weiter hinausgestreckt als dieser. An ihren Seiten hat sie die wildromantischen Partieen der Rehberger- und der Hahnenklee-Klippen. Auch ziehen sich an ihren Wänden und Rändern im Westen der berühmte „Rehberger Graben" und im Osten diejenige Bergstraße, die quer über den Harz von Harzburg nach Nordhausen führt, die am höchsten gelegene Kunst-, Heer- und Handelsstraße im nördlichen Deutschland, hin.

Die andern genannten Risse und Thäler des Granits vertiefen und erweitern sich allmähliger. Doch sind auch sie ausgezeichnet durch ihre graziösen Wasserfälle und viele andere malerische Scenen. Ihren ersten kleinen Ursprung und Quell haben sie alle auf den Schultern des Brockengebirges, wo man unter den berühmten Namen Bode, Oker, Ilse ꝛc. zwischen Granitblöcken und in den Torfmooren ganz dünne, zuweilen kaum eine Elle breite Wasserfäden tröpfelnd herabirren sieht.

Die kleinen Partieen, in welche die von mir hier in ihren Umrissen und längs ihrer Grenze flüchtig skizzirte große Granitmasse durch die besagten Einschnitte oder Thäler zerlegt wird, wölben sich alle mit ziemlich allmählig ansteigenden Gipfeln und Rücken, die sehr sanft geschwungene und leise sich hebende Dome oder

Kuppeln bilden. Doch sind sie alle, so wie überhaupt das ganze Brocken-Piedestal mit einer unsäglichen Masse von Granit-Trümmern und Blöcken bestreut, welche sie in hohem Grade rauh und unwegsam machen.

Diese Granittrümmer werden von Manchen als die Ueberreste einer ehemals höheren „himmelanstrebenden“ und nachher zerstörten Brocken-Pyramide betrachtet. — Die Volkssage des Harzes meint, dieser „Götterbau“ sei gleich dem Tempel in Jerusalem im Momente des Todes des Heilandes am Kreuze zusammengestürzt.

Es ist dies dieselbe Sage, der wir auch in andern Gebirgsländern, z. B. in Italien begegnen, wo unter andern bei Gaëta ebenfalls von einem gespaltenen oder zertrümmerten Berge, „La Spaccata“ geheißen, gesagt wird, daß er beim Kreuzestode Christi auseinander geborsten sei.

„Una fuit quondam haec rupes nunc dissita.
Montes exitium Domini cum gemuere sui.“

(Einst war er ganz und eins. Doch beseufzte der Berg, zerberstend, den schmerzlichen Ausgang des Herrn.)

So lauten die in diesem Italienischen Brockenberge eingehauenen Verse.

Jene Trümmer und Blöcke des Brockens, sage ich — treten dem Reisenden sogleich entgegen, sobald er, sei es bei „Elend“, sei es bei „Ilsenburg“ oder bei einem andern Punkte die Grenze des Granits erreicht. Sie liegen dort gleich überall auf einander geblockt in allen

Wäldern, an allen Abhängen und auf allen Plateaus bis auf die höchsten Gipfel der Berge hinauf. Sie sind namentlich auch in ganz unglaublichen Massen in jene großen Spalten, Risse oder Thäler, welche den Gebirgskern durchsetzen, hinabgestürzt, und dienen dort dazu, den Weg der Flüsse schwierig und malerisch zugleich zu machen.

Einige der höhern Thäler sind zu beiden Seiten an ihren Abhängen mit doppelten und dreifachen dichten Lagen von Blöcken und Brocken der Art bedeckt, daß die Gewässer zuweilen unsichtbar unter ihnen wegrauschen, und daß auch keine Büsche und Bäume zwischen den Steinen aufkommen konnten. Solche wilde, nackte Trümmer-Thäler sehen dann aus, als beständen sie ganz aus künstlichem Steingemäuer. Ein grausliches und ödes, aber höchst eigenthümliches Steinthal dieser Art giebt es z. B. in der Nähe des Dorfes Schierke.

Noch mehr als diese losen und weit verstreuten Blöcke, scheinen die sogenannten „Klippen" oder die festen aus solidem Granitfels gebildeten Spitzen, welche hie und da aus den runden Contouren der Bergkuppen hervorragen, dafür zu zeugen, daß das Brockengebirge einst höher war, und daß hier ein wunderbar großartiges Zerstörungswerk vor sich gegangen ist.

Die „Hahnenklippen", die „Zeterklippen", die „Feuersteinklippen", die sogenannten „Hopfensäcke", die „Hirschhörner" und die „Schnarcher" gehören zu den berühmtesten Granitfelsen oder „Klippen" dieser Art. Sie

springen fast alle jäh und plötzlich aus dem flachen oder rundlichen Boden der Kämme, auf denen sie gleich alten verwitterten Wartthürmen oder Burgruinen stehen, heraus.

Die höchsten und sonderbarsten unter diesen Natur-Burgen sind die sogenannten „Schnarcher" unweit des Dorfes Schierke. Es sind dies zwei thurmartige, senkrecht aus dem Walde emporschießende Felsengräte von etwa achtzig Fuß Höhe. Sie stehen dicht beieinander und lassen einen breiten Thorweg zwischen sich. Es hat den Anschein, als wären sie aus Granit-Quadern aufgemauert; denn sie sind von unten bis oben in eine Menge Stücke zerlegt, und durch zahllose Sprünge und Spalten zertheilt. Wahrscheinlich aber ist diese Zerklüftung doch nur äußerlich, und im Kern bilden sie vermuthlich eine compacte zusammenhangende Masse. Eine dieser beiden Felsnadeln ist durch übereinander gestellte Leitern ersteigbar gemacht, und man genießt von ihrer Spitze eine wundervolle Aussicht über weitgestreckte Wälder und Thäler.

Zu den am höchsten gelegenen Brocken-Klippen gehören die sogenannten „Hirschhörner", die wie ein Paar colossale alte verkommene Mammuthszähne aus der Kinnlade des „Königsberges" herausstehen.

Einen ähnlichen, jedoch immer etwas verschiedenen Anblick gewähren auch die „Zeterklippen", die „Wolfsklippen" und viele andere, die alle so interessant und eigenthümlich sind, daß ich jede Gruppe hier speciell beschreiben möchte, was leider nicht angeht.

Es ist wohl mehr als bloß wahrscheinlich, daß die eben geschilderte merkwürdige Zerbröckelung und Zerstückelung des Granit-Gebirges Veranlassung zu dem Namen „Brocken" gegeben hat. Noch heutzutage sprechen die Harzer, wenn sie in jenes Steinbrockenlabyrinth eintreten und den Reisenden auf die da beginnenden Spuren der Zerstörung aufmerksam machen: „Sehen Sie! Hier fängt der Brocken an".

Uebrigens ist diese Erscheinung nicht blos eine Eigenthümlichkeit des Harzer Granits insbesondere; vielmehr befinden sich auch das Riesengebirge, der Fichtelberg, ja auch alle übrigen Granit-Gebirge der Welt in demselben Zustande und Zerfalle. Sogar in den Granitbergen des Himalaya an den Grenzen von Thibet in Ostindien bieten sich dem Reisenden wieder ganz ähnliche Scenen, eben solche malerische, mit Moos bedeckte Steintrümmer, solche aufgeblockte Thäler, solche ruinenartige Felsengräte und zerklüftete Granitspitzen, solche alte verwitterte Backenzähne der Erde dar, wie in der zerbröckelten Granit-Partie des Harzes.

Man könnte mithin alle Granitberge der Erde als Brockenberge bezeichnen. Das Wort Granit selbst heißt seiner Etymologie nach ungefähr so viel wie Brockengestein. Und wer sich mit dem geologischen und ästhetischen Studium des Details der von mir genannten Klippen-Gruppen unseres Harzes beschäftigt, der macht sich dabei zugleich ein weit über den ganzen Globus hin gehendes Phänomen deutlich und mag sich mit seiner

Phantasie zugleich in sehr entlegene, aber ganz analoge Erdgegenden versetzen.

In der Mitte zwischen allen jenen von mir bezeichneten Kesseln, steilen Wänden, Klüften, Riffen und Thälern und im Centrum aller der von mir genannten Spitzen, Gipfel, Kuppeln, Ruinen, — sie alle noch um 500 Fuß überragend — liegt nun der hoch erhabene und schön gerundete Kulm der eigentlichen und vorzugsweise sogenannten Brockenspitze, deren etwas eingehendere Schilderung ich hier versuchen will.

Er bildet eine von allen übrigen umliegenden Höhen völlig getrennte und für sich bestehende Halbkugel, die an ihrem Fuße einen Umfang von circa einer Stunde hat, und so auch ihre sämmtlichen Nachbarn an Breite und Mächtigkeit übertrifft. Oben auf ihrem Scheitel ist sie, wie unsere Erde an den Polen, ein wenig abgeplattet und bietet daselbst ein kahles, ziemlich ebenes Plateau dar, welches man wohl die Glatze des Brockens nennen könnte, und das sich mitten in der weiten Wald- und Fels-Wüstenei wie ein mächtiger, natürlicher Tisch oder Tanzplatz, oder wie eine zu Naturgenüssen vorbereitete Schaubühne präsentirt.

Diese Schaubühne hat oben etwa eine halbe Stunde im Umkreise, und von ihrem Rande fällt der Berggipfel nach allen Seiten hin ziemlich regelmäßig unter demselben Böschungswinkel ab. So wie der gesammte Harz in der Norddeutschen Ebene eine große gebirgige Insel, so bildet diese Brockenglatze wieder

im Labyrinthe des Harzes ein kleineres, erhabenes Eiland.

In Folge seiner besagten regelmäßigen Gestaltung zeigt der Brocken nach allen Weltgegenden hin dieselbe Figur, und seine Anwohner im Norden und Süden haben dieselbe Ansicht und dasselbe Bild von ihm, wie die im Osten und Westen, was sich bei vielen unregelmäßiger geformten hohen Berggipfeln, die man zuweilen, wenn man sie aus einem andern Standpunkte betrachtet, gar nicht wieder erkennt, ganz anders verhält. Wie in den Straßen Roms der hohe über die Dächer hinausragende Dom der Peterskirche, so erscheint Dem, der in den benachbarten Harz-Gegenden wandert, bald hie bald da die bläuliche Brockenkuppe, die in alle Thäler hinüberwinkt und die man überall wieder herausfindet, und gleich einem guten alten Bekannten sofort erkennt. Auch aus weit entlegenen Landen erblickt man den Brocken gegen Mittag und gegen Mitternacht durchweg mit derselben unveränderlichen allbekannten Figur.

Nicht nur durch diese Gleichförmigkeit seiner Umrisse und durch seine Höhe, sondern auch noch mehrfach auf andere Weise hat die Natur den Brocken-Kulm gekennzeichnet und den Völkern auffällig gemacht. Recht häufig ruhen Gewölke an seinem Gipfel, während alle anderen Bergkuppen umher frei und heiter sind. Die Nebelkappe, die er überzieht, ist oft gerade so groß und nicht größer als sein Haupt, welches oft Tage lang davon bedeckt ist.

Eben so ausgezeichnet und markirt präsentirt sich die Brockenkuppe im Herbste, wenn der erste Schnee anfänglich nur sie bepuderte, oder im Frühlinge, wenn Eis und Schnee schon von allen Spitzen weggeschmolzen und bloß der Brocken-Dom allein noch in eine weiße Schneemütze gehüllt ist. Alsdann sieht man ihn in großen Abständen, z. B. aus der Gegend von Braunschweig oder Magdeburg, wie ein weislich schimmerndes über den Horizont hervortretendes Wölkchen oberhalb der grünen Waldung liegen und schweben.

Da der Brockengipfel in einem Umkreise von mehr als dreißig Meilen höher als irgend ein anderer Gegenstand emporragt, so werden alle in der Atmosphäre sich vorbereitenden Veränderungen zuerst an ihm bemerklich. Aus weiten Landstrichen umher sind daher auch die Blicke der Leute beständig ihm zugewandt, den die Natur ihnen als ein ziemlich untrügliches Barometer, als einen Wetter-Propheten gegeben hat. Aus den Farben-Nuancen, aus der mehr oder weniger heitern oder grämlichen Physiognomie, die der Brockengipfel zeigt, schließen sie mit großer Sicherheit auf das Wetter der nächsten Tage.

Hat der alte Brocken seine Nebelkappe übergezogen, so senden die vergnügungslustigen Bewohner der Städte am Rande des Harzes eben keine Segenswünsche zu seinem kahlen Haupt hinauf. Wohl aber freuen sich dieser Nebelkappe, wenn sie im Sommer nach einer langen Reihe sonniger und heißer Tage einmal wieder erscheint,

die Ackerbauer und die Müller in den Thälern umher; denn sie wissen, daß es dann bald wieder kräftige Bäche und Wasser auf ihre Mühlräder giebt. Auch erfreut sich wohl der unbetheiligte Beschauer dieses Wolkenschleiers. Denn es nimmt sich recht unterhaltend aus und es regt die Phantasie nicht wenig an, wenn unter allen heitern Gipfeln die Brockenspitze ganz allein in den grauen Himmel hineinragt und so dicht verschleiert ist, als sollten da auf ihrem Scheitel vorgehende Mysterien dem Blicke entzogen werden.

Dieser Anblick, den der Brocken dann im Schmucke seiner Nebelkappe und des ihn umlagernden Wolkenschleiers gewährt, hat gewiß neben seiner eigenthümlichen Gestaltung hauptsächlich dazu mitgewirkt, ihn in der Vorstellung und Sage des Volks zu einem Tanz- und Tummelplatz der Geister zu machen. Doch befinden sich auf seiner „Glatze" auch noch einige andere Dinge und Verhältnisse, die ihrerseits dazu geeignet waren, die Phantasie zu religiösen oder sagenhaften Deutungen aufzureizen. Zuerst — wie auf dem griechischen Parnaß — ein dem obersten Gipfel des Berges entspringender schöner und klarer Quell, der sogenannte „Hexenbrunnen". Da Quellen sich selten auf der Spitze der Berge befinden, so mag dieser kastalische Born unseres Deutschen Brocken von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen eben so sehr auf sich gezogen haben, wie jener Griechische des Parnaß. Seine Existenz war nur durch die Gestaltung und breite Wölbung der Brocken-Kuppe

möglich. Er ist das Product des Thaus, des Nebels und der anderen atmosphärischen Niederschläge, die beständig das kahle Haupt des Berges netzen, und die nun im „Hexenbrunnen" gesammelt ablaufen. Man hat die Quantität des Wassers, das er liefert, auf 500,000 Eimer im Jahre berechnet, und hat bemerkt, daß er alle Jahreszeiten hindurch, Winter wie Sommer, mit gleicher Stärke rinnt. In Bezug auf seine Qualität wird er eben so wie die Griechische Kastalia, als rein, lieblich schmeckend und frisch, selbst in der heißen Saison als ungemein kühl und labend gepriesen. Daher man auch zuweilen sogar für Könige einen Trunk aus diesem Hexenbrunnen geschöpft hat. Unter andern sandte einmal König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, als er bei Halberstadt seine Cavallerie Revue passiren ließ und man ihm von dem Brocken-Quell erzählte, Eilboten hinauf und ließ sich einige Flaschen herunter holen, die dem hohen Herrn „sonderlich gut" geschmeckt haben sollen.

Ebenso, wie über die Entstehung ihres Hexenbrunnens bei Delphi die Griechen, haben über die Bildung der Brocken-Quelle die Deutschen die wunderlichsten Meinungen aufgestellt, haben geglaubt, daß sie aus tief verborgenen unterirdischen Wasserbassins oder, wie die Griechen sich ausdrückten, aus dem Styx aufstiege, oder haben sie gar mit dem Meere in Verbindung gedacht.

In sehr alten Zeiten war an einem Steinblock am Rande dieser Quelle ein großer eiserner Schöpflöffel oder eine Kelle an einer Kette befestigt. Man weiß nicht

mehr, aus welcher Zeit und von wem diese älteste zum Frommen der Pilger gemachte Brocken-Vorrichtung herrührte, auch nicht wann und warum sie beseitigt wurde. Schon die Harzschriftsteller aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sprechen von der „eisernen Brockenkelle“ als von einem Dinge, das vor ihren Zeiten bestanden habe. Jetzt erinnert an sie nur noch der Name des einzigen kleinen Gewässers, welches aus dem Hexenbrunnen den Berg herabrinnt, und von jener ehemaligen Kelle, der „Kellbach“ genannt wird, und das, wie die Kastalische Quelle dem Kephissus, seinerseits der Ilse und mit dieser der Weser zufließt, so daß also, (was ich nebenher bemerken mag) der oberste Brockengipfel noch in das Flußgebiet der Weser gehört. Einige andere weiter unten am Abhange entspringende Brocken-Quellen freilich gehen zur Elbe, und außerdem giebt es eine sumpfige Stelle, oder eine Art kleinen Wassertümpels am Fuße des Brocken-Kulms, den sogenannten beinahe verschwundenen „Moor-Teich“, aus dem sowohl nach der Elbe als auch nach der Weser Abfluß stattfindet, so daß man sagen kann, daß beide Deutschen Ströme sich gewissermaßen in den Berg theilen.

Wie die meisten Gipfel der Granitberge des Harzes, so besteht auch die oberste Kuppe des Brocken aus einer colossalen Masse aufeinander gehäufter Felsklötze. Doch sind dieselben dort oben unter einer Decke von Moos, Pflanzenresten und vegetabilischer Erde größtentheils verborgen und ausgeglättet. Nur an einigen Punkten

ragen auch hier wie auf den andern benachbarten Höhen einige solcher kahlen Felsruinen nackt und hoch aus dem Boden, wie Schornsteine aus einem Dache hervor. Sie bilden in ihrer phantastischen Gestaltung und Aufmauerung allerlei Figuren, die man als von der Natur geschaffene Altäre oder Rednerbühnen betrachten möchte. Obgleich es weiter bergabwärts in den von mir oben genannten „Zeter-“ und „Sonnen-Klippen“, „Hirschhörnern“, „Hopfensäcken“ 2c. noch viel großartigere Gebilde dieser Art gab, so mochten die des Brockens doch wegen ihrer ausgezeichnet hohen Lage dem Volke besonders bemerkenswerth, gleichsam als dem Himmel näher und daher auch in altgermanischen Zeiten den Priestern und Druiden als geweihte oder heilige Gegenstände erscheinen und von den Andächtigen als Opferstätten benutzt werden.

Erst als das Christenthum zu den Sachsen kam, und die Missionäre allen alten Gottesdienst als Teufels-Anbetung anschwärzten, wurde aus jenen dem Odin oder Thor gewidmeten Heiligthümern ein „Hexen-Altar“, eine „Hexen-Kanzel“ und aus dem heiligen Götter-Quell der „Hexenbrunnen“ und statt des ehemaligen Naturdienstes begann dann jener lange währende Teufels- und Gespensterspuk auf dem Brocken, den erst eine aufgeklärte Neuzeit wiederum durch eine andere Art geschmackvoller und ästhetischer Natur-Verehrung ersetzt hat.

Wie in Bezug auf den Anblick, den sie gewährt, und auf die Stellung, die sie zwischen den übrigen Höhen

einnimmt, so schält sich auch in Bezug auf ihr Klima und ihre Vegetation die Brocken-Glatze als ein ganz aparter Bezirk für sich aus dem Ganzen der Harzinsel heraus. Wie jedes Eiland, so hat auch dieser hohe, fast beständig von Stürmen umbrauste isolirte Wolkensitz seine eigene Vegetation. Er erzeugt Gewächse und Pflanzen, die man nur auf ihm und auf dem ganzen übrigen Harze nicht wieder findet, und selbst die allbekannten allgemein verbreiteten Pflanzen wachsen und gruppiren sich auf ihm in einer anderen Weise. So namentlich die schlanken Fichten und die edlen Tannen. Ihre allmählige Verkrüppelung auf dieser kalten Höhe ist eines der interessantesten Phänomene, das man in den Harzwäldern beobachten kann.

Schon auf dem „Brockenfelde" und auf den andern noch beinahe 1000 Fuß unter dem eigentlichen Kulm liegenden Gebirgspartieen zeigen sich hie und da Fichten, die von den auf sie fallenden Schneelasten in ihrem Wachsthum behindert wurden. Man sieht da an sehr exponirten Stellen ganz krumme und niedergebogene Bäume, die sich alsdann weiter wachsend mit den Spitzen wieder aufgerichtet haben, darauf abermals herabgedrückt wurden, und so die sonderbarsten hin und her gekrümmten und gebogenen Figuren bilden.

An der allen bösen Wettern ausgesetzten und von den Winden stets gepeitschten Brocken-Pyramide selber tritt diese Unterbrechung des Fichtenwuchses durch Kälte, Schnee und Sturm nun so häufig ein, das da dann

unter ihrem Einflusse dieser noble Baum ein ganz anderes Gewächs geworden zu sein scheint. Er bildet daselbst kurze dicke Stämme, deren Holz so hart und spröde ist, daß es unter dem Eisen bröckelt und fast wie Gestein zerspringt. Er ist ganz niedrig wie ein Busch, und hält sich mit seinem Gezweige, als hätte er Furcht, in die unbarmherzige Luft hinaus zu wachsen, dicht an dem Boden. Harte, widerspenstige und bis in ihre kleinsten Zweiglein hinab verkrüppelte und verkümmerte Aeste hangen schwer auf die Stein-Klippen herunter, zwischen denen die ganze maserige Holzmasse sich hindurch gezwängt hat, und mit welchen sie sich der Art vermischt und vereint, daß man zuweilen nicht mehr unterscheiden kann, was Fels und was Holz ist.

Man vermuthet, und der Anblick selbst scheint es zu bethätigen, daß viele dieser knorrigen, kurzstämmigen, krüppelhaften Maser-Tannen, die zuweilen zwei Fuß im Durchmesser haben, und von denen der ganze Brocken-Kulm ringsumher umstanden ist, uralt sind und ihre Existenz nach Jahrhunderten zählen. Es hat alte Leute gegeben, die solche Pflanzenkrüppel sechszig Jahre lang beobachteten, und nie eine Veränderung an ihnen wahrnahmen. Wenn sie endlich doch einmal absterben, und völlig saft- und blätterlos werden, so sieht ihr eisenfestes, der Fäulung widerstehendes Holz so weiß wie Thier-Knochen aus. Man findet am Brocken Stellen, wo so viele solcher Baumgerippe nebeneinander stehen, daß es sich von weitem ausnimmt, wie ein Cabinet von Skeletten.

Auch die Heidel- und Preißelbeerensträuche und die Heidekräuter stehen am Abhange des Brockens in ganz anderer Weise zusammen, als in den niederen Gegenden. Sie bilden rings an der Brocken-Kuppe herum auffallend große Gruppen oder Haufen, als hätten sie sich gegen die Rauhigkeit des Klimas associiren wollen. Man sieht sie in dichten gewölbten Pflanzenbüscheln und Klumpen nebeneinander wurzeln und man kann zwischen ihnen wie zwischen hohen Gartenbeeten umhergehen.

Unter den Pflanzen, die dem Brocken eigenthümlich sind, — man zählt im Ganzen nicht weniger als 120 auf ihm wachsender Arten — zeichnet sich die kleine Zwergbirke, die sogenannte Betula nana aus, die nur in einem sehr engen Bezirke an den Abhängen des Brocken-Kulms vorkommt. Auf die obere kahle Glatze selbst tritt sie nicht hinaus. Aber ganz ausschließlich auf dieser wurzelt die berühmte kleine Brocken-Anemone (Anemona Alpina), auch „das Alpen-Windröschen" genannt. Die großen weißen Kelche dieser hübschen Blume, die schon, gleich nachdem der Schnee nur erst zwei Tage fort ist, ihr freundliches Gesichtchen heraussteckt, sieht man fast zu allen Zeiten des Jahres im Grase der Brocken-Glatze nicken, und obgleich schon vor hundert Jahren der berühmte Brockenfreund Schröder, der ein dickes Werk über seinen bewunderten Berg schrieb, in welchem er so zu sagen wie ein zweiter Denner jedes Barthaar dieses ehrwürdigen Hauptes fleißig und höchst sorgfältig ausmalte, — obwohl schon, sage ich, dieser verliebte

Brockengänger seine große Besorgniß aussprach, daß jenes schöne und eigenthümliche Pflänzchen hier ausgerottet werden möchte, und daher alle Reisenden beschwor, „sie sollten keine Brocken-Anemonen mehr pflücken", so ist sie sogar jetzt noch so häufig, daß sie zuweilen in ihrer Hauptblüthezeit der Brockenwiese einen weißlichen Schimmer verleiht.

Wenn sie abgeblüht ist, entwickelt sie einen rauhen haarichten Samenkopf, der wie ein kleiner grauer, fliegender oder berganstehender Haarschopf aussieht, als hätte ein Hexen-Püppchen seine Perrücke im Grase verloren, dessentwegen man daher das Gewächs auch wohl die Hexenblume nennt.

Neben dieser Anemone schimmern im Teppich unseres Brocken-Kulms die gelben oder goldenen Blüthen des „Alpen-Habicht-Krautes" oder des von den Botanikern sogenannten Hieracium Alpinum. Dieses Blümchen hat sich im ganzen Harze einzig und allein auf dem hoch emporgeschobenen kleinen Brocken-Eiland und sonst nirgends angesiedelt. Dasselbe läßt sich auch noch von einigen andern Pflänzchen z. B. von der Pulsatilla Alpina oder von der „Brocken-Myrthe" behaupten.

Schon die Namen dieser Gewächse erinnern an die Alpen und deuten an, daß wir uns auf unserem Plateau in eine ganz andere Region erhoben haben. Es, ist wie man aus jenen Pflanzen-Namen ersieht, eine kleine Alpinische Oase, die wir vor uns haben. Dieselbe ist auch der einzige Fleck im Harze, auf welchem das weltberühmte Moos gefunden wird, das seinen Namen von

einer an dem eisigen Nordende unseres Welttheils liegenden Insel entlehnt hat, das aber hier unter den Leuten das „Brockenmoos“ genannt wird. Eben darin besteht der Hauptreiz solcher Höhen, daß man sich auf ihnen und in der Umgebung ihrer Producte und Phänomene den entferntesten Gegenden des Globus nahe fühlt. In den Alpen, auf Island, in Skandinavien, ja auf dem Himalajah blühen in derselben Nähe der Schneegrenze dieselben Blumen und Pflanzen, und wir grüßen von unserm hohen Standpunkte in Deutschland aus im Geiste durch die Lüfte hin diese entlegenen Länder, als gleichsam benachbart oder verwandt. „Attigit polos Bructerus arboribus“ (der Brocken berührt mit seinen Bäumen die Pole), sagt in dieser Beziehung sehr richtig ein alter Harzpoet.

Da auch einige andere hohe Gipfel der Granit-Partie des Harzes einen kleinen Anflug von dieser alpinischen und hochnordischen Färbung besitzen, so haben Manche dem Ganzen auch wohl den Namen der „Harz-Alpen“ geben wollen, und daß der Brockengipfel selbst wenigstens diesen Namen in gewissem Grade verdient, zeigt sich zum Theil auch in seiner Thierwelt. Es giebt Insekten, Käfer, Spinnen, Schmetterlinge, die im Harze nur auf dem Brocken, sonst aber auch auf den Alpen leben, und dabei ist noch das Merkwürdigste, daß manche dieser kleinen Wesen an unserm Brocken entweder auf der südlichen oder auf der nördlichen, oder einer anderen ihnen günstigeren Seite eine äußerst eng beschränkte und

knapp abgezirkelte Heimath haben, oft nur eine Wiese, eine Buschpartie oder einen kleinen Torfmoor-Strich. Man könnte sagen, die Natur habe Pflanzen- und Thier-Arten an die „Brocken-Alpen" in homöopathischen Portiönchen vertheilt.

Auch einen kleinen Anflug von einer Gletscherbildung besitzt diese Harz-Alpe, das bekannte Brocken-Schneeloch auf der Nordseite des Berges, wo in einer vor dem warmen Anhauche des Südwindes geschützten Schlucht sich Schnee und Eis oft bis tief in den Sommer hinein, zuweilen wohl das ganze Jahr hindurch conserviren. Mitunter sieht man dieses Schneeloch selbst mitten in der Erntezeit aus großer Ferne z. B. von Braunschweig aus an der Kuppe des Brockens wie einen weißen Flecken, gleichsam wie ein Schönpflästerchen an seiner Stirn oder wie einen Orden an seiner Brust, mit dem die Natur ihn auch für die Ferne gleichsam als etwas Halbalpinisches gekennzeichnet hat.

Es ist vermuthlich das einzige perennirende Schnee-Magazin in ganz Deutschland nordwärts der Donau und es wäre nicht billig, wenn diejenigen, welche die ungeheuren und pitoresken Schnee- und Eismassen in der Schweiz gesehen haben, deßwegen dies Brocken-Gletscherlein verachten und unbemerkt lassen wollten. Gerade durch solche Anfänge und Versuche der Natur zu Uebergängen aus einem in einen anderen Zustand sind subalpinische Höhen, wie der Brocken, interessant.

Auch kann man in der Nähe des Brocken-Schnee-

loches wieder botanische Phänomene, die man in den Alpen und auf andern Hochgebirgen auf weiten Strichen verbreitet sieht, im Kleinen und auf sehr engem Raume abgespiegelt sehen. So lange dasselbe nämlich mit Schnee angefüllt ist, haben die Pflanzen an seinem Rande selbst mitten im Sommer noch ein winterliches Ansehen, treiben kaum ihre Knospen und Blätter, und sogar im Anfange Juli hängen an ihnen noch vorjährige Beeren, die sich unter dem Schnee wie in Salz conservirt haben. In einer Entfernung weniger Schritte thun sie dagegen ihre Blätter auf, wie im ersten Frühlinge und endlich noch weiterhin, wo die Abkühlung des Schnees zu wirken ganz aufhört, haben sie völlig entfaltete Blumen und frisch geröthete Früchte, so daß man hier auf äußerst kurzen Distanzen die Pflanzenzustände aller Jahreszeiten dicht nebeneinander erblickt.

Heutiges Tages pflegt man aus allen den von mir genannnten subalpinischen Blumen, vermischt mit dem Isländischen Moose und den hübschen Haidekräutern den Besuchern des Berges ein Sträußchen zu winden, das man ihnen als Brocken=Bouquet mit in die Heimath giebt. Aber wahrscheinlich ist auch schon unsern alten Germanischen Vorfahren, die vermuthlich wie alle Natur=kinder und wie auch die Indianer Nord=Amerikas sehr scharfe Beobachter der Wiesen= und Waldproducte waren, der eigenthümliche Blumenschmuck, mit dem die Brocken=kuppe herausgeputzt ist, nicht entgangen, und auch deßwegen mag ihnen der Berg in einem bedeutungsvollen Lichte

erschienen sein. Manche jener seltenen Blumen mögen ihnen, nicht wie uns bloß als Trophäen einer Brockenreise, werth, sondern heilig gewesen sein, wie darauf denn einige noch jetzt unter dem Volke existirende Traditionen und Sagen von jenen Pflanzen hindeuten z. B. der Aberglaube, daß das genannte „Alpen-Habichts-Kraut“ gut gegen böse Geister sei, oder die Ueberlieferung, daß das Isländische oder Brocken-Moos, dessen Genuß den Kühen so viele und süße Milch giebt, einst in allen niedrigen Thälern gewachsen und erst später, zur Strafe des Uebermuths der Menschen, von Christus, der auf seinen Wanderungen bei einem reichen Hirten ungastlich aufgenommen wurde, auf den öden Brockengipfel verbannt sei.

Aber unsere abergläubigen Vorfahren, namentlich unsere hexen- und zauberkundigen Urgroßväter aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, hatten an den hübschen Sträußen wirklich existirender Brockenblumen noch lange nicht genug. Sie bevölkerten außerdem die ganze alte Brocken-Glatze mit einer Menge anderer Kräuter und Thiere, die nichts als Geschöpfe ihrer Einbildungskraft waren. Neben die netten weißen Anemonen und goldenen Hieraciums setzten sie auch noch eine häßliche „Krebswurzel“, von der sie behaupteten, daß sie in Form und Farbe einem rothen gebrühten Krebse gleiche, sehr rar und dem Menschen in mancherlei Zufälligkeiten ungemein dienlich und heilsam sei. Zu dieser gesellten sie noch die sogenannte „Trunkelblume“, deren Genuß Schwindel und Trunkenheit verursachen sollte.

Und außer diesen schufen sie auch noch die „Affenbeeren“, welche sie so benannten, weil diejenigen, welche von ihnen äßen, sich hinterdrein wie Affen anstellten und allerhand tolle Geberden und Sprünge machten, „derowegen“, wie ein alter Harz-Autor sagt, „die Näscher sich sehr wohl in Acht zu nehmen haben, wenn sie sich zu der Zeit auf dem Brocken befinden, da solche gefährliche Beeren reif sind“.

Auch blühte hier auf dem Brocken-Kulm ehemals eine gewisse Zauberblume, mit der man, wenn sie in der Johannis-Nacht unter vorgeschriebenen Zauberformeln gepflückt wurde, im Stande war, sich selber nicht nur unsichtbar zu machen, sondern auch die Felsen zu öffnen, und die in ihnen verborgenen Schätze zu finden. Aus diesen und noch einigen andern Phantasie-Blumen hätte man dem Reisenden freilich, wenn sie nur eben so wirklich als wundersam gewesen wären, noch ein ganz anderes Bouquet winden können, als das, welches ihm heutzutage die Brockenwirths-Mägde an den Hut stecken.

Wie an solchen Zauber-Pflanzen, so war auch an mythischen Thieren auf dem Brocken kein Mangel. Nach den Berichten früherer Brocken-Schriftsteller sollte dort „ein finsteres Bassin mit dunklem Wasser und voll gewisser schwarzer Fische“ existiren. Doch konnte diese Fische niemand fangen und in die Hand bekommen, weil sie in unergründlicher Tiefe hausten.

Und neben diesem fabelhaften Fischbassin des Brockens lag der noch viel wunderbarere „Hexen- oder Zauber-

teich", von dem alte Autoren so Vieles geschrieben haben, und von dem sie behaupteten, daß er voll von Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderen garstigen Thiere sei; „gewiß", sagt einer von ihnen, „lauter recht niedliche und passende Speise, um damit die Walpurgisnacht-Gäste zu bewirthen". Auch versichert Professor Praetorius, daß Doctor Eckstormius von großen Drachen, Riesenschlangen und Haselwürmern, die zwölf und gar achtzehn Fuß lang waren und Hechtsköpfe hatten, mehre sehr merkwürdige und ganz glaubhafte Beispiele aufführe, obwohl er (Praetorius) allerdings zugiebt, daß er selber die von Eckstormius so oft erwähnte „meckernde Ziege" des Brockens, oder die sogenannte „Himmels-Geis" nur selten einmal vernommen habe. Wenn der geistreiche Franzose Mabillon dergleichen seiner Zeit las, so mochte er dann allerdings mit Recht sagen, wie er es irgendwo thut: „es graue Einem schon, wenn man nur den Harz und seinen Brocken nennen höre".

Ein so berühmter und an Natur- und Phantasie-Wundern reicher Berg, wie es dem Gesagten nach der Brocken war, mußte nun natürlich nach der Meinung der Leute auch seine reellen goldenen und silbernen Schätze besitzen. Es giebt wenige Theile des Harzes, die so vielfach von Schatzgräbern, Erzsuchern oder sogenannten „Kux-Gängern" durchspürt worden sind, wie der Brocken.

An vielen Stellen noch findet man die Zeichen und Spuren der vergeblichen Anstrengungen und Hoffnungen

dieser Leute, sogenannte „Kuxlöcher“ oder Gruben und verfallene Schmelzöfen, in denen sie die alten höchst werthlosen und unfruchtbaren Brocken des granitenen Steingeripps alchymistisch bearbeitet haben, daneben in den Felsen ausgehauen die Gestalten von Mönchen oder Bergmännern mit ihren Instrumenten in den Händen und chemischen Symbolen: Kreuzen, Ringen, Sternen oder Bildern der Sonne und des Mondes d. h. des Goldes und des Silbers zur Seite.

In manchen dieser ehemaligen Schmelzöfen und Schurflöcher stehen jetzt große Bäume, deren Alter man nach Jahrhunderten schätzt, und welche zu beweisen scheinen, daß jene Antiquitäten aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert datiren. Aber auch später, selbst in der Mitte des vorigen Seculi waren die Sagen noch ziemlich verbreitet, daß man zuweilen in den Thälern des Brocken Fremdlinge aus Italien, sogenannte „Venetianer“ erscheinen sähe, welche die Kunst, im Granit Diamanten-Nester und Golddrusen aufzufinden, besser als die einheimischen Harzbewohner verständen und die dann mit Schätzen beladen wieder zu ihrer südlichen Heimath zurückeilten. Auch herrschte noch lange der Glaube, daß, wer an gewissen Tagen unter einer gewissen Constellation der Gestirne geboren, dazu im Besitze der Kenntniß gewisser Formeln sei, und dann dabei jene felsensprengende auf einsamen Bergwiesen wachsende in der Nacht helleuchtende Zauberblume „Springwurzel“ genannt, sich verschafft habe, aus dem geheimnißvollen

steinernen Busen des alten Hexen-Berges die größten Schätze heben könne. Die Alchymisten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts schätzten bei ihren Operationen eine kleine Portion Granit vom Brocken, wenn sie sich ein wenig davon verschaffen konnten, sehr hoch und hielten diesen Stoff zur Auffindung des Steins der Weisen besonders wirksam. Einige ließen sich sogar träumen, daß in dem Blocksberge ein verwünschtes Schloß mit vielen Zimmern sei. Jedes Zimmer habe eine eiserne Thür, wovor große Schlösser hingen, welche sich nicht anders als nur mit der Springwurzel öffnen ließen. Die Böden in diesem Schlosse wären reich an Goldkörnern, groß wie Hühner-Eier. In den Zimmern träfe man die kostbarsten Sachen, als Kisten mit Gold- und Silbermünzen, hangende goldene Kronleuchter, aufgemachte Betten mit purpurnen Vorhängen, — in deren einem, welches mit blitzenden und unschätzbaren Edelsteinen geziert war, und wie die Sonne glänzte, läge ein schlafender königlicher Prinz mit einem so herrlichen und schönen Angesicht, daß er denjenigen, welcher ihn betrachte, bezaubere. Dieser Prinz sei mit den saubersten und köstlichsten Kleidern angethan, auf dem Haupte habe er eine goldene Krone; mit überaus kostbaren Edelsteinen besetzt, in seinen Ohren hingen künstlich gemachte Ohrenspangen, an drei Tonnen Goldes werth, über ihm schwebe ein großes goldenes Kreuz. Kurz, dieses Brocken-Palais der Deutschen Phantasten scheint nur in wenigen Punkten denen der Arabischen oder Indischen Ver-

fasser der Tausend und Eine Nacht=Märchen nachgestanden zu haben.

Es dauerte sehr lange, bis man sich vor der prosaischen Wahrheit beugte, daß der schimmernde, farbenreiche, bunt componirte Granit des Brockens überhaupt gar keine solche Erzgänge enthielte, wie die einfachen und schlichten Grauwake= und Thonschiefer=Gebilde sie allerdings wirklich haben.

Faßt man alle diese eben entwickelten eigenthümlichen Züge der Physiognomie des Brockens zusammen, so wird man die große Berühmtheit des Berges sehr begreiflich und natürlich finden, und sie als aus seiner Gestalt und seiner Beschaffenheit hervorgehend betrachten müssen.

In der That ist er, obgleich keineswegs der höchste, doch der gepriesenste, populärste und besuchteste Berg im ganzen Deutschen Reiche.

Seine Sagen und Traditionen, und unsere classischen Dichter Claudius, Klopstock, Hölty, Stolberg, Göcking bis auf den vortrefflichen Geibel herab, die ihn der Reihe nach besangen, haben ihn in den Mund jedes Deutschen gebracht. Alle großen Geister Deutschlands — und auch zahllose kleine — Kaiser und Könige, selbst solche Leute wie Peter der Große, sind auf dem Brocken=Kulm als Pilger erschienen. Sogar in der Schweiz und in dem ganzen Gebiete der Alpen, wenn man dort auch von dem Thüringischen „Inselberge“, oder von der Schlesischen „Riesenkoppe“, oder von dem Schwarzwälder

„Feldberge“ nichts weiß, kennt doch fast jedes Kind den alten ehrwürdigen „Blocksberg“ im Norden. Göthe, der die Scenerie und Sage des Brockens in seine weltberühmte Tragödie aufnahm und darin verwebte, hat wohl von Allen das Meiste dazu beigetragen, ihm auch unter den civilisirten Völkern dies- und jenseits des Oceans fast einen so großen Ruf zu verschaffen, wie ihn sonst nur der Parnaß oder Helikon der Griechen erlangt haben. Nach Göthe hat sogar der Caledonier Walter Scott in seinen Romanen (z. B. in seinem Alterthümler) die Scenen seiner poetischen Schilderungen an den Brocken verlegt. Seine phantastische Nebelkappe, seine ihn auszeichnende und weitscheinende Schneemütze, seine inselartige Figur, seine eigenthümliche halb-alpinische Vegetation, seine tanzplatzförmige breite Glatze oder Gipfeltafel sind aber im Grunde genommen die Haupt- und Grund-Ursache von dem Allen. Selbst seine nur mäßige, dabei aber freilich alle Nachbarschaft überragende Erhebung ist auch dabei zur Erklärung zu berücksichtigen. Wäre er nicht eben eine kräuterreiche Wiese, ragte er mit wilden wüsten Eiszacken in die ewige Schnee-Region hinaus, so würde man ihn nicht einladend und bequem genug gefunden haben, ihn zu einem Rendezvous der Elfen und Zauberinnen zu machen, wie denn auch so etwas Niemandem z. B. beim Mont-Blanc zu thun eingefallen ist.

Vor allem aber haben ihn die weite und entzückende Aussicht, die sich von seinem Dome aus darbietet, die Sensationen, welche sie in der Seele erweckt, und die

andern auf ihm vorgehenden schönen Naturspiele und Phänomene bei den jetzt so zahlreichen Naturfreunden beliebt gemacht.

Die Aussicht ist, der Lage des Brocken=Piedestals in einer großen Ebene zufolge, bei klarer Atmosphäre so umfassend, wie kaum eine zweite in Europa. Der Blick umspannt nach einer mäßigen Berechnung den Wohnplatz von sechs bis sieben Millionen Menschen, d. h. über ein Sechstel Deutschlands. Man hat zu seinen Füßen das ganze freundliche Harz=Panorama mit all seinen Gipfeln, Thälern, weitgestreckten Wäldern und grünen Bergterrassen. Jenseits des Randes dieser Gebirgsinsel in der Ebene erkennt man deutlich die Zinnen und Tempel der durch große Räume voneinander getrennten Städte Göttingen, Hannover, Braunschweig, Magdeburg und vieler anderer — man soll im Ganzen 89 Städte schauen — und dazwischen den silbernen Faden des Elbstromes, wie er sich durch die Gefilde dahinschlängelt. Manche haben bei besonders großer Transparenz der Luft sogar die Thürme von Hamburg zu erkennen gewähnt. Jede der zahllosen bevölkerten Städte, Schauplätze der Leiden und Freuden, der Gedanken und Thaten von Tausenden erscheinen nur als Pünktchen, als schwach angedeutete Schattirungen in dem großen Gemälde. Ganze Herzogthümer und volkreiche Provinzen sind darin bloße Kleinigkeiten, wie leichte Wölkchen, die sich am Rande des Horizontes und im Hintergrunde verlieren.

Mitten darin schwebt nun das runde grüne Eiland

der Brockenkuppe, die man ganz nahe vor sich hat, mit ihren Wiesen, Häusern, Rindern, Quellen und Block-Altären, in nahen und scharfen Umrissen und hellen Farben, die gleich einer frischen Oase in duftigen Gefilden zu schwimmen scheint, denn gleich jenseits ihres engen Kreises beginnen alsbald die unbestimmteren, matteren, bläulichen und weißlichen Tinten der entfernteren Theile des Gemäldes. Wenn man auf diese Kuppe hinblickt und über sie hinwegschaut zu der weiten ihr angehängten Ferne, so hat man oft das Gefühl und die zauberische Täuschung, als schwebe man auf einem colossalen Ballon mitten im Luftraume. Besonders bestimmt stellt sich diese Illusion dar, wenn die Landschaft umher in etwas trübere Luft als gewöhnlich gehüllt wurde. Ganz frappant aber tritt das Inselbild des Brockens dann hervor, wenn, wie es zuweilen geschieht, dichte Nebel und Wolkenschichten die ganze Nachbarschaft umher bis an den Rand der Brocken-Glatze hinauf verdecken, und diese das einzige Festland ist, das man in dem wogenden Dunstraume schwimmen sieht.

Solche Phänomene und Zustände der Atmosphäre gehören zu den interessantesten, die der Brocken-Reisende auf der Höhe erleben kann, wie denn überhaupt der Nebel (freilich nicht ohne Beimischung des lieben Sonnenscheins) der vornehmste Schmuck des Brockens ist, und auf ihm zu der ergötzlichsten Augenweide Veranlassung giebt.

Liegen die Nebelwände besonders wasserschwer und

dicht im Osten aufgehäuft, während es im Westen bei Sonnenuntergang klar blieb, und sind auch noch andere Umstände günstig, so zeigt sich dann wohl die Fata Morgana des Harzes oder das berühmte „Brockengespenst", wobei sich die Figur des Berggipfels, seine Häuser und die andern auf ihm stehenden Gegenstände, so wie auch die auf ihm wandelnden Menschen in großartigen Schattenrissen auf den Wolken projiciren.

Nur selten freilich entsteht dabei, je nach der Stellung der Wolken und nach der Gunst der Umstände ein vollständiges Portrait, eine ganze Gruppe von Figuren. Häufiger erblickt jeder Beschauer nur den Schattenriß seiner eigenen Gestalt. Und noch gewöhnlicher ist es, daß blos ein Theil derselben erscheint, bald ein großer Kopf, bald eine riesige sich durch die Wolken bewegende Hand oder ein Arm.

Da die Grundlage dieser Nebelbilder, die Wolken, stets sich umgestalten und verändern, näher rücken, oder sich rasch entfernen, so scheinen daher auch die Figuren bald kleiner, bald größer, und nehmen oft ganz gigantische Proportionen an. Ein emporgeschwenktes Schnupftuch wird im Schatten so breit, wie das Segel eines Dreimasters. Ist die Nebelwand ganz besonders dicht und wässerig und die Sonne gegenüber ganz besonders klar, so sieht jeder Beschauer seinen eigenen Schatten, jedoch nicht den der übrigen Dinge und Personen, von Regenbogenstrahlen wie von einem Heiligenschein umgeben. Zuweilen gehen dabei diese Heiligenscheine in

Nebenbündel in Form von Kreuzen oder Sternenbildern auseinander, zuweilen auch schießen sie nur in lange parallele Glanz- und Farben-Linien tausend Ellen weit über das Nebelmeer dahin, wie buntgefärbte Straßen, oder wie gerade gestreckte Regenbögen.

Allerdings sind diese Dinge nicht sehr gewöhnlich und ihr Anblick wird nur selten einem Besucher zu Theil. Doch habe ich selbst einmal alle die angedeuteten optischen Phänomene, Wolkenbilder und Farbenspiele an einem nebelreichen Novembertage und unter besonders günstigen Umständen, zwar nicht auf dem Brocken, aber doch auf einem hohen Gipfel der Alpen gesehen. Im Kleinen kann aber Jeder bekanntlich auch in der Ebene ein analoges Phänomen bei seinem eigenen Schatten beobachten, wenn er über den mit Nebeltröpfchen behangenen Grashalmen unserer Herbstwiesen dahinstreift.

Trifft es sich — was schon nicht so selten ist, — daß der Reisende oben anlangt, wenn der Brocken und die Berge umher anfangen, ihren Nebel zu spinnen und zu brauen, oder auch wenn eine lange Wolkenperiode aufhörte und sich ein Wind aufmachte, die Dunstkappe abhob und ihr zur Vorbereitung und Herausgestaltung eines heitern Tages verhilft, so erlebt man dann oft in den bewegten und wogenden Wolkengebilden einen Elfen- und Hexentanz, der in der Wirklichkeit viel schöner, unterhaltender und graziöser ist, als der, den die fratzenhafte Phantasie der alten Zauber-Anbeter sich ersann. Man sieht dann den Schleier in vielen Flocken und bunt-

gestaltigen Figuren zerreißen. Die Wolken verbinden und trennen sich spielend, sie scheinen sich aus den Wäldern zu gebären, sie treiben in wilder Jagd über die Höhen dahin, oder schreiten in leichten blassen Säulen über das Gebirge. Zuweilen heben sie sich in einem zusammenhangenden Teppiche empor, der bis auf die Köpfe der Beschauer herabhängt. Du kannst mit der Hand hineingreifen. Dann wieder lassen sie sich am Berge hinab und wir stehen über ihnen, als wären wir über dem Gewölke erhaben. Mitunter sieht man sie wie Schiffe an den Bergkanten scheitern und zerschellen.

Kommen solche Segler der Lüfte zu dem Standpunkte des Beschauers herangefahren, und überschatten sie ihn, so geräth dieser dann auf Momente wohl in eine Finsterniß, in der er kaum seinen Nachbar erkennt, als stäke er in einem dunklen Kellergewölbe und nicht auf einem seiner weiten Aussicht wegen berühmten Berge. Mitunter aber bohren dann Aeolus und seine Diener wieder Löcher und weite Thore in die Nebelwand, und man schaut durch sie wie durch ein Himmelsfenster in die von Wolken umrahmte Welt hinaus, so weit die Blicke tragen.

So geht es oft mit wunderbarem Spiele stundenlang fort. Und folgt endlich einem solchen bunten Tage, wie es nicht selten ist, ein schöner und heiterer Abend, haben Wind und Sonne alle Trübung verjagt und die Dünste verzehrt, so schließt das Ganze dann wohl mit einem prachtvollen Sonnenuntergange.

Ermattend neigt sich das Auge der Welt zur Ruhe. Die strahlende Königin des Tages sinkt hinab in die zarte Wolle des purpurgefärbten und vergoldeten Duftes des Abendhimmels, und im Osten breitet die stille Nacht ihren dunklen mit Sternen gestickten Mantel aus und umhüllt mit ihm alle die fernen Städte und Provinzen und jene Fürsten- und Herzogthümer, die eines nach dem andern in raschen Tempos vor den Blicken verschwinden.

Zuletzt schlüpfen auch die nahen Thäler und Berge der Harzinsel, die „Zeter-" und „Sonnenklippen" und die „Achtermannshöhe" und die übrigen Gipfel und Spitzen mit ihren Wald- und Bergleuten, ihren Beerensuchern und Tannenpflanzerinnen, ihren Löffelschnitzern und Harzstuffern, ihren Forellen- und Vogelfängern, in den Schooß der Nacht wie Küchlein unter die Fittige der Henne, und am Ende erinnert nur noch ein in der Ferne schimmerndes Feuer an die Hirten und Köhler und die anderen guten Bewohner des Landes, mit denen der Reisende so gern verkehrte, und über die ich nun auch den Vorhang dieser Blätter fallen lasse.

Inhalt.